Mitten im Lebensstrom
von
Helen Keller

Lutz' Memoirenbibliothek
Siebente Reihe / Erster Band

Helen Keller
Mitten im Lebensstrom

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/mittenimlebensst00vonh

Helen Kellers Mutter / Fräulein Sullivan / Helen Keller

HV1642
.K281
1930

Mitten im Lebensstrom

Neue Erinnerungen von Helen Keller

Geleitwort
von Felix Hollaender

Autorisierte deutsche Übersetzung
von Eugenie Gutbrod

Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm Stuttgart

Mit vier Vollbildern

Printed in Germany
Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart

Geleitwort

von Felix Hollaender

Eines Tages äußert Edison zu Helen Keller, daß er Taubheit für einen Vorteil halte. „Wenn ich ein so großer Erfinder wäre wie Sie, Herr Edison," erwidert sie prompt, „würde ich ein Instrument erfinden, welches jedem Tauben ermöglicht zu hören."

„Würden Sie, so, so! Nun, ich hielte das für Zeitverschwendung. Die Menschen sagen so wenig, was des Anhörens wert ist."

Gegenüber dem aschgrauen Pessimismus eines genialen, von seiner Arbeit besessenen Eigenbrödlers hat Helen Keller in ihrem epochemachenden Werke „Die Geschichte meines Lebens" ebenso wie in diesem Buche bewiesen, daß sie, die Taubblinde, in Wort und Schrift der Menschheit unendlich viel zu sagen hat.

Sie hat mit unerhörter Anstrengung sprechen gelernt und diese Sprache, die sie vielleicht unter den gleichen Qualen entdeckte wie Kolumbus Amerika, dazu benutzt, um für ihre Sache zu werben.

Taub und blind ist sie in 249 Versammlungen, in 123 Städten, vor 250000 Menschen getreten, um für die Sache der Blinden zu werben. Und die Menschen haben ihre Stimme gehört, haben sich von ihr ergreifen und erschüttern lassen. Aus allen Teilen der Erde strömten ihr Gaben zu, von Deutschen,

Engländern, Japanern, Chineſen, von Kindern und Greiſen. Die unerhörte Leiſtung dieſer einzigartigen Perſönlichkeit läßt ſich nicht in dürren Worten ausdrücken. Ihre Exiſtenz könnte als ein Beweis für die eingeborene Güte des Menſchen — und das Daſein Gottes gelten.

Alle Reſultate der Philoſophie von Plato, Descartes und Kant bis Nietzſche und Bergſon hat ſie ſich zu eigen gemacht. Aber die Lehren, die ſie aus ihrem Wiſſen zog, beweiſen ebenſo ihre innere Beſcheidenheit wie ihre tiefen Einſichten. Sie ließen ſie auf der Hut ſein vor den gefährlichen Erfahrungen und Mißverſtändniſſen einer Taubblinden, während ſie ihr zugleich den Troſt gaben, daß ſelbſt die Reſultate jener Denker, die zu ſehen und zu hören vermochten, auch nur einen bedingten Wahrheitswert darſtellten.

Und die einmal gefundene Erkenntnis, daß die letzte Wahrheit ebenſo aus dem Herzen wie aus dem Intellekt zu ſtrömen vermag, verlieh ihr die Gewißheit, daß Blindheit und Taubheit ihr nicht den Weg zum Licht verſperren konnten. Es kam ja nicht mehr darauf an, ob das Bild ihrer Denk- und Einbildungskraft mit den äußeren Tatſachen ſich deckte, ſondern ob ihre Energien und Phantaſien ſie befähigten, ſich von Welt und Dingen eine Vorſtellung zu machen, die einer inneren und tieferen Wirklichkeit entſprach. Descartes' Lehrſatz: „Ich denke, alſo bin ich," wurde ihr Evangelium.

Und wenn je ein Mensch die Erfahrungen und Gedanken fremder Herzen und Hirne noch einmal durchdacht und sich zu eigen gemacht hat, so ist es Helen Keller. Sie will ihre Lebensbeschreibung nicht als ein bedeutendes und epochemachendes Werk gewertet wissen. Sie will ihre Sendung darin erblicken, daß Gott durch ihr Schicksal die Menschen erschüttern und bewegen wollte, den Allerärmsten dieser Erde hilfreich zu sein.

In ihrer großen Finsternis und ihrem tiefen Schweigen fand sie in Anne Sullivan, diesem Genie der Liebe, den Schutzengel, der alle Leiden, Martyrien und Freuden mit ihr teilte und ihrem Daseinswerk zu Formung und Gestaltung verhalf. „Die Geschichte meiner Erziehung ist ihre Lebensgeschichte", durfte sie von ihrer Lehrerin mit demütigem Stolze sagen.

Die vorliegenden Aufzeichnungen Helen Kellers sind ein unvergleichliches Dokument und trotz einer gewissen Hypertrophie des Ausdrucks von großartiger Schlichtheit und Einfalt. Ihr Dasein ist voller Wechsel und Abenteuerlichkeit. In Hollywood wird aus ihrem Leben ein Film gedreht, der ein eklatanter Mißerfolg ist, und auf ihren Wanderfahrten durch die Vereinigten Staaten tritt sie in Varietés mit Akrobaten, Elefanten, Hunden und Papageien auf.

Überall behandeln sie die Menschen, von ein paar traurigen Enttäuschungen abgesehen, mit der größten Zartheit. Chaplin und Caruso, der in ihre Hand

hineinsingt, Mary Pickford und Fairbanks lassen sich keine Gelegenheit entgehen, ihr Gutes zu erweisen.

Sie trifft zusammen mit den verschiedensten Präsidenten der U.S.A., mit Taft und Roosevelt, mit Wilson und Coolidge, die sich für ihre Ideen interessieren und ihr helfen möchten. Aber die Unbestechlichkeit ihres Urteils — die Hellhörigkeit ihres sozialen Gewissens lehnen jedes Kompromiß ab.

Sie bekämpft leidenschaftlich den Krieg, sieht in Roosevelt einen der größten Kriegshetzer und in Wilson einen politischen Schwächling, der Vorsatz und Tat nicht in Einklang zu bringen vermochte. Ihre Begegnung mit dem Menschenfreunde Doktor Bell, dem Erfinder des Telephons, ist ebenso ergreifend wie der Besuch bei Mark Twain. Beide Männer empfinden das Heroische und Grundgütige dieses Menschenkindes. Und die Liebe — das Verständnis und die Ehrfurcht, die sie ihr zuteil werden lassen, legen Zeugnis ab von dem Adel der menschlichen Kreatur.

Freundschaft umgibt sie auf allen ihren Stationen. Ford und Carnegie kreuzen ihren Weg. Der Letztere, hingerissen von ihrer Person und ihrem Werke, möchte ihre und Anne Sullivans Existenz durch eine Rente sicher stellen. Erst die bitterste Not, die Sorge um die Gesundheit ihrer Lehrerin können Helen Keller veranlassen, Carnegies Wohltat anzunehmen.

Keine Ehrung und kein noch so großes Wohlwollen amerikanischer Multimillionäre hemmen jedoch ihre

geistigen und sozialen Erkenntnisse, die zum Entsetzen der eigenen Mutter und dem Unbehagen Carnegies dem Sozialismus entgegendrängen. Wie sie gegen Krieg und Kriegshetzer flammende Reden gehalten hat, so folgt sie mit atemloser Spannung den Vorgängen in Rußland, dem Experiment Lenins, dessen Persönlichkeit sie fasziniert.

Sie ist sich bewußt, daß der Strom der Entwicklung mit erschreckender Langsamkeit dahinrollt — aber ihr Glaube an die Menschen, ihre Zuversicht auf ein besseres Dasein sind unverbrüchlich. Sie kommt in den Fordschen Betrieb und findet im ersten Augenblick die Idee dieses unsentimentalen Geschäftsmannes hinreißend und beglückend. Aber dann taucht sogleich der Verdacht in ihr auf, daß die Menschen durch die Maschinen mechanisiert werden, und sie stellt die Frage, ob Fords Werk ein Segen ist, oder ob nicht vielmehr durch die Art der Betätigung, die er seinen Arbeitern auferlegt, die Gehirne am Ende so stumpf werden, daß sie selbst zu Maschinenteilen herabsinken.

Sie sagt das von jenem Ford, der ihr einige Jahre später anläßlich einer von ihr abgehaltenen Versammlung in Detroit 10000 Dollars übergab und hinzufügte, daß er Blinde beschäftige, nicht aus Mitleid, sondern weil sie ihre Arbeit auszuführen imstande seien.

Der Leser, der Helen Kellers Dasein, Entwicklung und Schicksal an sich vorbeigleiten läßt, wird durch das Bild einer unvergleichlichen Lebensführung belohnt.

Hier steht ein Mensch, der trotz jammervollem körperlichem Behindertsein — im Zustand der Taubblindheit durch eine Arbeits- und Energieleistung, vor der man in die Knie sinken möchte, alle Gipfel uns zugänglicher Erkenntnisse erklommen hat.

Mit einer Güte und Selbstaufopferung, mit einem Rechtssinn und Freiheitsdrang, die in der Geschichte der Menschheit nur ein paar Begnadigten zuteil wurden, hat sie ihr Wissen und Können in den Dienst der Barmherzigkeit gestellt. Und wenn sie in diesem Juni ihren 50. Geburtstag feiert, dann wird nicht nur Amerika — dann werden alle Kulturländer der Erde ihr voll Ehrfurcht und Dankbarkeit ihre Glückwünsche entbieten.

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort von Felix Hollaender 5
Einführung von Nella Braddy 17

Geduldspiel

Ich verkünde keine besondere Botschaft — Mein Buch ist ein Geduldspiel, aber die Elemente passen nicht zusammen — Wie mein erstes Lebensbuch zustande kam — Ich und die Redaktion in Not — Errettung durch John Macy 29

Goldene Jugendzeit

College-Erfahrungen — Hohe Erwartungen und Attrappen — Mangel an Büchern und Zeit — Fräulein Sullivans fabelhafte Leistungen — Philosophie als Führer zu innerem Licht und zur Freiheit — Wenig persönliche Berührung mit Lehrern — Freundlichkeit der Klasse, Phiz — Sommertouren — Schlittenfahrten — Bridget — Der Freundeskreis und seine Utopien — Ein französischer Bericht und die Wahrheit über meine Graduierung — Heimkehr zum Frieden der Natur 35

Meine ersten Jahre in Wrentham

Keine Villa mit Park, ein einfaches Bauernhaus ist unser Heim — Ich „höre" den Liebesgesang des Whippoorwill — John Spaulding — Fräulein Sullivan heiratet Herrn Macy — Glückliches Leben mit meinen zwei besten Freunden — Tiergeschichten: — Die bestraften Fresser — Elefant Nimrod — Des verrückten Weißfuß erste und letzte Fahrt — King — Unsere Apfelbäume und die wilde Kuh — Ländliche Freuden und meine Spaziergänge allein 56

Unser Mark Twain

Freundschaft beim ersten Händedruck — Sein Zartgefühl — Seine glänzende Beredsamkeit — Verlust seiner Frau — Er ist der Repräsentant seines Volkes — Besuch bei ihm in Stormfield — Nur Lumpe sind bescheiden! — Beim Diktieren im Bett — Wir verirren uns — Im Scharlachmantel des Ehrendoktors — Seine Grundstimmung Trauer — Abschied — Die weiße Villa eine Ruine 78

Auf der Suche nach meiner Lebensaufgabe

Schwierigkeiten, den Plänen guter Freunde zu entgehen: Die Stellvertreterin Gottes mit unbeschränkter Vollmacht. — Herr Anagnos — Carmen Sylva — Blindenarbeit — Brailleschrift — Mittelalterliche Unwissenheit bei den Sehenden über Blinde — Aufklärung — Vortrag für taubblinde Kinder auf der Weltausstellung in St. Louis — Übermaß der Pflichten — Haushalt ohne Mädchen — Frau Nordies Legende und ihre Folgen — Notwendigkeit, gut sprechen zu lernen 100

Wie ich sprechen lernte

Die Sprache macht uns erst zum Menschen! — Erster Unterricht bei Fräulein Fuller — Das taube Kindchen — Mr. Whites jahrelanges Mühen — Tägliche Schwierigkeiten — Fräulein Sullivans Hilfe — Die arme Familie hört mich morgens, mittags, abends üben — Erstes öffentliches Auftreten in New Jersey — Fiasko — Es ist zu schwer — Neue Versuche — Ich habe mein Ziel zu hoch gesteckt — Aber ich habe eine Stimme 112

Öffentliches Auftreten — Präsident Wilson

Jedermann will uns hören — Frau Macy eine geborene Rednerin — Ich beantworte Fragen — Unsichere Stimme — Eröffnung des Lighthouse for the Blind — Präsident Taft — Frau Mathers schöner Impuls — Wilsons Person und Mission, sein Versagen und seine Bedeutung — Die neue Moral unter den Völkern muß kommen 119

Dr. Graham Bell, mein ältester Freund

Der Erfinder des Telephons mein lieber Freund — Seine Sprachforschung — Seine Familie — Seine überragende Persönlichkeit — Mündlicher Unterricht für Taube — Das herrlichste Wunder des XIX. Jahrhunderts — Das Telephon auf der Weltausstellung in Philadelphia — Don Pedro von Brasilien: Mein Gott, es spricht! — Das atlantische Kabel — Darwin — Das erste Telephongespräch — Summt es immer so? — Bäume im Regen — Der Kastendrachen — Auf dem alten Hausboot — Wir sind nicht Herr über unser

Schicksal — Dr. Bells Ansicht über mein Heiraten — Nach dem Krieg — Zukunftsträume der Technik — Dr. Bells letzte Ruhestätte 127

Materieller Lebenskampf

Geldsorgen — Ich lehne Herrn Carnegies Rente dankend ab — Besuch bei Carnegies — Carnegie und Königin Viktoria — Seine edelsteinbesetzten Schatullen — Carnegie, „der glücklichste der Sterblichen" und ein „waschechter Optimist" — Einer von dem Dutzend, das Carnegie zu Millionären machte — Frau Macys Erkrankung — Ich nehme Herrn Carnegies Rente an — Herr Macy verläßt uns, er ist des Kampfes müde geworden 153

Auf der Landstraße — Kreuz- und Querfahrten von Ozean zu Ozean

Vermissen des Landlebens — Peinliche Situationen — Was von Blinden behauptet wird — Heitere und gefährliche Fahrten — Krankenbesuche — Glück und Verdienst — Erste Reise durch den Kontinent — Wilde Tiere in goldenem Käfig — San Franzisko — Muir Woods — Allerlei Gerüche und was sie mir sagen — Kreuz und quer durch den Kontinent — Wandern und hoffen 161

Im Wirbel des Lebensstromes

Polly Thomson — Weltkriegsstimmung — Schwere innere Kämpfe — Versuche, Amerikas Eintritt in den Krieg zu verhindern — Gleichgültigkeit der Masse — Haltung der Presse zum Verrücktwerden — Ex-Präsident Roosevelt Hauptkriegshetzer — Der „junge Mann" — Frau Macys Erkrankung — Jans Entlassung — Das Leben ein Wahnsinn — Mein kurzer Liebestraum und sein Ende — Schwerer Winter — Abschied von Wrentham 179

Aufregende Filmerlebnisse in Hollywood

Forest Hills — Ich gehe nach Hollywood — Der Indianer — Ich lande im Stachelbeerbusch — Tap-tap-tap-seien Sie natürlich! — Die Akazienallee wird zum Festessen und ich komme mir geisterhaft vor — Besuch bei Charlie Chaplin — Wir werden symbolisch: Die Szene bei Jerusalem — Ver-

mietete Kinder — Mein Schwarm Ulysses — Die Fahrt im Flugzeug — Die Schiffswerft — Mein Besuch kostet den Staat Tausende von Dollars — Bei den Elenden und Krüppeln — Meine Rede an den „Rat der Vier" in Versailles — Ich führe die Völker der Erde zum Sieg 195

Ich gehe zum Varieté

Auf dem Programm mit Akrobaten, Hunden und Papageien — Ich finde die Theaterwelt höchst unterhaltend — In den Garderoben — Privatvorstellungen — Interessante Schicksale — Betrügerische Direktoren — Zuerst das Honorar . . . — Gute Ernten — Varieté-Organisation, Herr Albee — Ein angenehmes beifallsfreudiges Publikum . . 212

Meine Mutter

„Du hattest so scharfe Augen" — Schwermut und Einsamkeit — Sie vergaß nie meine Gebrechen — Unser südlicher Haushalt — Ihre Liebe zu Pflanzen, Vögeln und guten Büchern — Mein Sozialismus ist ihr ein Kummer — Ein Bild am See St. Catherine — Sie stirbt — allein — Mein Auftreten darnach 218

Licht in die Finsternis

Werbefeldzug für die American Foundation for the Blind — Was der blinde Bruder fühlt — Sein Los einst und jetzt und Hoffnungen für die Zukunft — Wir sprechen vor 250 000 Menschen — Offene Herzen und Hände — Von den Filmstars antwortet nur Mary Pickford — Bei ihr und Douglas Fairbanks — Luther Burbank und seine Pflanzenwunder — Kleine Bausteine — Eine schöne Tat 224

Verstummte Saiten

Ich will kein Mitleid — Orientalisches Zartgefühl — Lafcadio Hearn — Dr. Samuel Gridley Howes Erziehung von Laura Bridgman — Mein Besuch bei ihr — „Du mußt nicht" — Ähnlichkeiten und Unterschiede — Frau Galeron — Allerlei Taubblinde — Erziehungsfragen — Frühe Schulung — Tests! — Der Tastsinn — Dr. Tilneys Versuche — Nichts Außergewöhnliches als mein Gebrechen! — Chronik von Freundschaften 233

Unter berühmten Zeitgenossen

Wie ich Zeitungen „lese" — Die Reise um die Erde — Eduard L. Holmes und der Meisterkompaß — Besucher — Frau Thaw — Dr. Brashear — Mein Verleger Frank Doubleday ein Minister des Worts — Max Heinrich — Judge Lindsey — Eugen Debs — Senator La Follette — Elisabeth Garrett — Tolle Ritte — In Sing-Sing — Gefangenendank — Rabindranath Tagore — Sonntagsgäste — Caruso — Chaliapin — Radiokonzerte — Jazz — Industriekönige — John Spaulding — Besuch des Herrn Rogers — Edison kein Menschenfreund — Hat Henry Ford den Weg nach Utopia gefunden? — Sind die Arbeiter Menschen oder Maschinenteile? — Groteske Dinge entsteigen dickgefüllten Brieftaschen 251

Allerlei Abenteuer

Ein Besuch von New York City überzeugt mich, daß ich kein Schatten bin — Das Fährboot im Nebel — Rundfahrt — Wasserzigeuner — Broadway — Untergrundbahn — Mein Garten — Das zahme Rotkehlchen — Der Gesang der Wurzeln — O du Südwind — Autozigeuner — Gott hat viele seiner Werke in Blindenschrift geschrieben, und ich höre ohne Gehör 276

Gedanken, die mir den Schlummer rauben

Ich habe meine sozialen Kenntnisse aus erster Hand — Kinderelend, das furchtbarste aller sozialen Übel — Die russische Revolution — Lenins Saat — Ich glaube an die Jugend — William Penn und die Indianer — Walt Whitman spricht — Mein Glaubensbekenntnis 287

Mein Schutzengel

Mein Schicksal ein Aufruf an die Menschen — Meine Lehrerin — Ohne sie wäre ich in Wahrheit blind und taub — Ihre harte Jugend, ihre reichen Gaben und ihr Verzicht auf ein eigenes Leben um meinetwillen — Die Geschichte meiner Erziehung ihre Lebensgeschichte 298

Verzeichnis der Bilder

Seite

Helen Kellers Mutter, Fräulein Sullivan, Helen Keller (Titelbild)

Helen Kellers Heim in Wrentham 65

Helen Keller, Fräulein Sullivan und Dr. Bell . . . 137

Helen Keller lehrt Charlie Chaplin das Fingeralphabet 201

Einführung

Irgendwo in ihrem ersten Erinnerungsbuche* schreibt Helen Keller von der heiligen Einsamkeit, zu welcher Künstler und Schriftsteller bei ihrer schöpferischen Arbeit berechtigt sind. Diese Einsamkeit hat sie selbst nie genossen. Seit ihrem siebenten Jahre, da man sie ein „seelisches Wunder" und ein „geistiges Phänomen" nannte, dessen „Errungenschaften wahrhaft märchenhaft", dessen Fortschritte „eine Art Triumphzug, eine Reihe blendender Erfolge" seien, haben die Megaphone der Öffentlichkeit sie verfolgt und haben Wahrheit und Dichtung mit gleichem Lärm hinausposaunt, wo doch die Tatsachen an sich viel wunderbarer waren als alles, was eine überhitzte Phantasie dazu erfinden konnte.

Helen Keller wurde am 27. Juni 1880 in Tuscumbia, Alamba, als vollkommen gesundes Kind geboren. Im Alter von 18 Monaten befiel sie eine schwere Krankheit. Als das Fieber sie verließ, war sie taub und blind, als Folge der Taubheit wurde sie bald auch stumm. Fünf Jahre lang blieb sie eingeschlossen in lautlose Finsternis, dann wandte sich ihr Vater an Dr. Alexander Graham Bell, dessen Interesse für Taubstumme ihm bekannt war. Dieser

* Deutsche Ausgabe: „Die Geschichte meines Lebens", 62. Auflage. D. Ü.

sandte die Retterin in der Person von Fräulein Anne Mansfield Sullivan, einer zwanzigjährigen Lehrerin der Perkins'schen Blindenanstalt in Boston. Von dem Tag ihrer Ankunft an, dem 2. März 1887, liest sich Fräulein Kellers Lebensgeschichte, ihr erstes Erinnerungsbuch, wie ein Märchen. Innerhalb eines Monats hatte die Lehrerin ihrem kleinen Zögling die Sprache erschlossen, ein Wunder, das man 50 Jahre früher für unmöglich gehalten hätte. Bis Dr. Howe durch die Erziehung von Laura Bridgman bewies, daß die Seelen der Taubblinden erweckt und ausgebildet werden konnten, wurden dieselben den Idioten gleichgestellt und in ihrem trostlosen Zustand belassen.

Seit Lauras Ausbildung haben viele dieser Unglücklichen ihre Befreiung erleben dürfen. Einige von ihnen haben bedeutende natürliche Fähigkeiten gezeigt, aber Helen Keller ist ohne Frage die hervorragendste. Sie ist die einzige, welche wirklich Einlaß in die Welt der Sehenden gefunden hat. In einem College für normale Mädchen, in welches sie nur ungern aufgenommen wurde, errang sie sich einen Grad „cum laude" in derselben Zeit wie ihre Klassengenossinnen. Sie hat sprechen gelernt — die einzige Taubblinde in Amerika, von welcher man dies in Wahrheit sagen kann — ist im Varieté und in lebenden Bildern aufgetreten und hat in jedem amerikanischen Staat und in vielen Teilen Kanadas Vorträge gehalten. Ihre Bücher besitzen dauernden literari-

schen Wert und seit ihrer Graduierung vom College hat sie tätigen Anteil an der amerikanischen Blindenfürsorge genommen. Außerdem führte sie einen ausgedehnten Briefwechsel in englischer, deutscher und französischer Sprache und hielt sich durch eifriges Lesen in allen drei Sprachen auf dem Laufenden.

Vor zwei Jahren zog sie sich zeitweise von der Öffentlichkeit zurück, um mit ihrer Lehrerin, Frau Macy (Fräulein Sullivan hatte sich verheiratet), ihrer Sekretärin, Fräulein Thomson, und ihrer großen dänischen Dogge „Sieglinde" in ihrem Hause in Long Island in Ruhe das Stück Leben zu überschauen, welches seit ihren Studienjahren und der Veröffentlichung ihres ersten Buches verflossen war. Sie ahnte nicht, wie schwierig es sei, sich von allem zurückzuziehen. Sie konnte aufhören Briefe zu schreiben, aber sie konnte nicht verhindern, daß welche ankamen, noch konnte sie die Bittsteller wegjagen, welche ihre Türe belagerten. Man hat ja keine Ahnung, was von ihr erwartet, nein, gefordert wird. Kein Tag vergeht ohne dringende herzbrechende Anliegen aus der ganzen Welt. Sie kommen brieflich und mündlich, von den Blinden, den Tauben, den Krüppeln, den Kranken, den Armen und den Kummerbeladenen. Dazu kommen noch Bitten um Photographien, Autogramme, Zeugnisse, und um Erklärungen, was sie über Reinkarnation oder Alkoholverbot denkt. Aber die meisten ihrer Briefe und die

meisten Besucher wollen Hilfe. „Oh! Fräulein Keller, Sie können uns gewiß helfen! mit Ihren unendlichen Beziehungen ... Ihren reichen Freunden!" ... Die Briefe wurden Fräulein Thomson übergeben, und Fräulein Keller machte sich ohne besondere Begeisterung — sie spricht nicht gerne über sich selbst — daran, die Geschichte ihres Lebens weiter zu schreiben. Unmittelbar darauf mußte Fräulein Thomson einem dringenden Abruf folgen, und Frau Macy, welche beinahe und Fräulein Keller, welche ganz blind ist, mußten sich allein zurecht finden. Frau Macy kochte, während Fräulein Keller das Geschirr wusch, die Betten machte, Staub wischte und Montags die Wäscheliste in Brailleschrift ausfertigte, um Samstags nachzählen zu können. Wenn die Morgenarbeit und die dringendsten Briefe erledigt waren, wandte sie sich ihrem hier vorliegenden „Midstream" zu. Schmerzensreiche, herzerschütternde Tage stiegen aus der Vergangenheit auf, die noch in der Erinnerung Leiden verursachten. Sie hat seit mehreren Jahren gewußt, daß sie dieses zweite Erinnerungsbuch einmal würde schreiben müssen und hat dafür viele kurze Notizen in Brailleschrift gefertigt, deren Überarbeitung langsam vonstatten ging. Man sollte nie einem Menschen glauben, welcher behauptet, Blinde könnten ebenso schnell lesen, wie Sehende; der flinkste Finger kann es mit dem Auge nicht aufnehmen. Der Blinde liest nicht nur langsamer, son-

dern auch viel mühsamer, sein Arm ermüdet, seine Fingerspitzen schmerzen, und Fräulein Keller entdeckte zudem, daß im Laufe der Zeit die kleinen Punkte so verwischt waren, daß sie vieles nicht mehr lesen konnte.

Ein großer Teil ihres Materials war nicht in Brailleschrift geschrieben, und Briefe, Blindennachrichten, eigene Artikel und kleine Aufsätze mußten ihr von Frau Macy, Fräulein Thomson oder mir in die Hand buchstabiert werden. Nach kurzer Zeit erkrankte Frau Macy. Eine Aushilfe besorgte den Haushalt. Frau Macy's Befinden verschlimmerte sich, die Ärzte waren besorgt. Sie hatte ihre Augen überanstrengt, obwohl man ihr gesagt hatte, sie müßten unbedingt geschont werden. Die Arbeit am Buch hörte vollständig auf. Fräulein Keller durchmaß voll Angst und Unruhe das Haus und den Garten, sie konnte weder lesen noch schreiben, nicht einmal denken. Erst als Frau Macy außer aller Gefahr war, wurde die Lebensgeschichte wieder vorgenommen.

Meistens schrieb Fräulein Keller in Braille. Manches tippte sie direkt auf der Maschine und machte mit der Haarnadel Erkennungszeichen oben an die Seiten. Teile, welche ihr nicht gefielen, behielt sie lange in Brailleschrift und korrigierte immer wieder daran, einiges entschloß sie sich neu zu schreiben, und manchmal war erst die vierte Fassung ganz befrie-

digend. Die Papiermassen wuchsen. Tausende von Blättern lagen wirr auf dem Boden umher, mit hunderterlei Anweisungen versehen: dies gehört zur Beschreibung des Gartens ....., bitte nachsehen, ob der Brief von Herrn Carnegie hier hereinpaßt .... ich glaube, dieses Zitat ist richtig, aber jemand soll es noch nachprüfen ... usw.

Unter Fräulein Kellers mündlichen und schriftlichen Anweisungen wurde das maschinengeschriebene Manuskript mit Schere und Kleister umgearbeitet, wobei wir drei Helferinnen unausgesetzt Seiten, Abschnitte und Kapitel in ihre Hand buchstabierten. Sie vergleicht diese Arbeit einmal mit dem Zusammenfügen eines Geduldspiels, nur konnte man dieses Spiel nicht auf einem Brett unterbringen; manchmal erschien es uns so umfangreich wie ganz New York und manchmal gar noch größer. Als wir fertig waren, gaben wir es zur Abschrift fort, während Fräulein Keller Verbesserungen ausarbeitete und krampfhaft versuchte, den äußeren Tagesansprüchen zu genügen. Einmal verließ sie Forest Hills um 11 Uhr morgens, hielt eine Ansprache in Washington um 4 Uhr, kam unmittelbar zurück, fand aber kein Auto mehr und mußte daher zu Fuß nach Hause gehen, schlief ein paar Stunden und saß am nächsten Morgen um 8 Uhr wieder an ihrer Arbeit. Es waren heiße Tage!

Selbst jetzt noch war das Buch zusammengestückelt, denn natürlich wurde es nicht mit Seite 1 begonnen

und weitergeführt bis zum Schluß, sondern es entstand in kleinen Absätzen und mit vielen Unterbrechungen. Als der Abschreiber fertig war, traten Schere und Kleister noch einmal in Aktion und das Manuskript wurde wieder frisch zusammengesetzt, dann wurde es ihr dreimal vollständig vorgelesen, wobei sie immer noch Verbesserungen anbrachte, und endlich als letztes las man ihr die Korrekturbogen vor. Bis heute hat sie es noch nicht mit ihren eigenen Fingern gelesen, sie muß auf die Brailleausgabe warten.

Über den Inhalt ist vielleicht notwendig folgendes zu sagen: Das Buch ist von Fräulein Keller. Zweifel an der Echtheit ihrer Werke sind schon lange verstummt, selbst in Europa, wo man sie viele Jahre für ein Musterbeispiel amerikanischer Übertreibung hielt. Nur solche, die sie nicht kennen, meinen hie und da, Frau Macy blase ihr ein, was sie sagen solle.

Fräulein Keller hat ihre eigenen Ansichten und hält eigensinnig daran fest. Meist sind es nicht die Ansichten ihrer Lehrerin, denn Frau Macy und Fräulein Keller sind an Temperament gänzlich verschieden, wobei „gänzlich" nicht leichtsinnig gebraucht ist. Jede hat Gebiete in ihrer Seele, in welche die andere nicht eindringen kann. Niemand war erstaunter über manche Aufschlüsse in diesem Buch, als ihre Lehrerin, welche die letzten vierzig Jahre in täglichem Umgang mit Fräulein Keller lebte.

Es gibt Menschen, welche sich einbilden, von Fräulein Keller werde alles Unangenehme ferngehalten und sie lebe in glücklicher Abgeschlossenheit in einer idealen Umgebung. Das ist niemals so gewesen! Sechs Monate, nachdem sie in Alamba angekommen war, schrieb Frau Macy: „Von Anfang an habe ich es mir zur Pflicht gemacht, alle Fragen Helens so gut ich konnte und vor allem wahrheitsgemäß zu beantworten."

Man hat oft behauptet, Frau Macy habe die Methoden Dr. Samuel Gridley Howes befolgt, welcher Laura Bridgman unterrichtete. Beide benützten das Fingeralphabet, hatten es aber beide nicht erfunden; wie wenig sonst ihre Erziehung übereinstimmte, zeigt sich am besten, wenn man die Gesinnung Frau Macys, die aus dem eben angeführten Brief spricht, bei welcher es sich um ein siebenjähriges Kind handelt, mit der von Dr. Howe in einem Brief an die 15jährige Laura vergleicht. Er schreibt auf Fragen Lauras über Gott, Himmel, Seele unter anderem: „Deine Seele ist jung und schwach und kann schwere Dinge noch nicht verstehen; aber nach und nach wirst du stärker werden, und dann wirst du auch diese schweren Dinge verstehen können".

Gewisse Menschen ärgern sich, wenn Fräulein Keller etwas beschreibt, was sie offensichtlich nicht durch direkte Wahrnehmung wissen kann. Der Ärger ist gegenseitig. Diese Wahrnehmungen sind, was auch

der Sachverständige dagegen einwenden mag, für Fräulein Keller so lebendig wie direkt gewonnene. Ihre Idee von Farbe ist z. B. aus Gedankenverbindung und Vergleich aufgebaut. Rosa ist „wie eine Kinderwange und sanfter Südwind", grau: „wie ein warmer Shawl um die Schultern", gelb: „wie die Sonne; es bedeutet Leben und reiche Verheißungen". Sie kennt zwei Arten von braun; das eine ist „warm und freundlich, wie Gartenerde", das andere „wie alte verwitterte Baumstämme oder wie faltige Hände"; lila, welches die Lieblingsfarbe ihrer Lehrerin ist, erinnert sie „an Gesichter, welche sie geliebt und geküßt hat". Die warme Sonne lockt Gerüche hervor, welche sie an Rot denken lassen; Kühle bringt Gerüche mit sich, bei denen sie an Grün denkt. Eine glänzende Farbe erinnert sie an Seifenblasen, welche sie in ihren Händen gefühlt hat.

In welcher Weise sich ihre inneren Bilder von den unsrigen unterscheiden, können wir nicht sagen, denn sie kann sie nur mit denselben Worten beschreiben. Mark Twain meinte, ihre Bilder seien schöner als die unsrigen, und wies auf seine eigene Erfahrung mit den Niagarafällen und dem Taj Mahal hin, welch letzterer ein „Rattenloch" sei, verglichen mit dem Bild, das sich seine Phantasie ausgedacht hatte. „Ich danke Gott", sagte er eines Tages, nachdem ihm Fräulein Keller das Gesicht eines Freundes beschrieben hatte, „daß sie nicht sehen kann".

Alles, was Fräulein Keller für ihre Welt in Anspruch nimmt, ist, daß eine Verbindung von ihr zu der unseren möglich ist, da sie in beiden zugleich leben kann. William James war nicht überrascht über die Ähnlichkeit, und ich glaube, Philosophen verstehen besonders gut, wie wenig von allem, was wir wissen und empfinden, aus persönlicher Erfahrung gewonnen ist, wieviel uns dagegen von unseren Vorfahren und Zeitgenossen überliefert wird. Professor Pierre Villey, selbst ein Blinder und ein scharfer Beobachter, sagt von ihr: „Sie ist vernarrt in schöne Worte und ihre ästhetische Freude an den Künsten ist mehr eine Sache der Autosuggestion als des Begreifens". Er hat recht, aber das ist bei uns allen ebenso. Es ist bezweifelt worden, ob Fräulein Keller Bildhauerei genießen kann, da sie sich an das Auge wendet, aber der Bildhauer schafft sein Werk ebenso mit der Hand wie mit dem Auge.

Ihre Fähigkeit, sich an Musik zu erfreuen, ist ebenso angezweifelt worden.

Sie hat mit ihren Fingern dem Klavier und der Violine zugehört und man hat auch versucht, es möglich zu machen, daß sie ein Orchester „hört". In letzter Zeit lauschte sie dem Radio, indem sie ihre Finger auf einen Resonanzboden auflegte.

Sie kann unterscheiden, wenn der Ansager spricht und erkennt einen bestimmten Ansager an seiner abgehackten Sprechweise. Sie kann sagen, ob ein oder

mehrere Instrumente spielen und diese oft unterscheiden, doch verwechselt sie manchmal die Singstimme mit der Violine. Niemals aber macht sie einen Fehler im Rhythmus oder der Art eines Stückes. Fräulein Kellers Eindrücke von der Welt sind ähnlich zustande gekommen, wie bei anderen Menschen, nur auf einem anderen Weg. Sie „liest" mit ihren Fingern anstatt mit ihren Augen, und „hört" mit ihren Händen anstatt mit ihren Ohren. Diejenigen, welche das Fingeralphabet beherrschen, benützen es gewöhnlich, um mit ihr zu sprechen, was für den, der daran gewöhnt ist, keine Schwierigkeiten hat, bei den andern liest Fräulein Keller mit den Fingern von den Lippen ab.

Sie spricht mit dem Mund und ist für jedermann nach kurzer Zeit verständlich. Ihre Stimme ist nicht normal, aber auch nicht anders, als bei jemand, der mit einem starken fremden Akzent spricht. Ihre übrigen Sinne sind nicht außergewöhnlich, so scheint sie überhaupt keinen Ortssinn zu besitzen, der sonst bei Taubblinden so ausgesprochen ist. In ihrem eigenen Hause, welches nicht groß ist, geht sie oft anstatt auf die Türe, auf die entgegengesetzte Seite zu und orientiert sich an der Einrichtung. Wenn die Teppiche entfernt sind, ist sie vollständig ratlos; auch ihr Sinn für Entfernung ist gering, denn sie weiß nicht, daß sie die Türe erreicht hat, bis sie anstößt, und im Winter, wenn der Boden mit Schnee bedeckt ist, wird ihr täglicher Spaziergang ein großes Wagnis.

Viel Unsinn ist über sie geschrieben worden. Sie weiß dies wohl und kennt auch die Angriffe, welche auf sie gemacht wurden. Ich glaube, sie sieht ein, daß in ihrer Beurteilung auf beiden Seiten übertrieben wurde. Wir haben versucht, das, was sie fühlt, mit unseren Ausdrücken zu beschreiben, und sie, wie die meisten Gehemmten, hat keinen größeren Wunsch, als zu sein wie alle andern, und ist uns auf halbem Wege entgegengekommen. So finden wir uns am Ende wieder, wo wir am Anfang waren: Auf verschiedenen Seiten einer Mauer. Kleine Steine sind abgebröckelt, aber die Mauer steht noch, und es gibt kein Mittel, sie wegzuräumen. Viele haben es versucht, und Fräulein Keller hat viel Verwirrung in Gelehrtenköpfen verursacht, denn sie hat eine herausfordernde Art, alle vorgefaßten Theorien über ihre Person über den Haufen zu werfen. Niemand hat das letzte Wort über sie gesprochen, außer dem, das William James ans Ende seiner Betrachtung setzte: „Das Resultat ist, daß Sie ein Segen sind, und ich werde jeden umbringen, der das bestreitet".

Nella Braddy.

Mitten im Lebensstrom

Geduldspiel

Ich verkünde keine besondere Botschaft — Mein Buch ein Geduldspiel, aber die Elemente passen nicht zusammen — Wie mein erstes Lebensbuch zustande kam — Ich und die Redaktion in Not — Errettung durch John Macy

Wenn die Menschen alt genug geworden sind, ihre Memoiren zu schreiben, sind sie reif fürs Sterben. So scheint es wenigstens mir, denn sie würden dadurch sich und andern eine Menge Arbeit ersparen. Da ich aber die Indiskretion besitze, noch am Leben zu sein, werde ich auch zu dieser Arbeit beitragen, indem ich versuche, meine Erlebnisse seit meinen Studientagen in Radcliffe College niederzuschreiben.

Viele Jahre hindurch habe ich mir Notizen gemacht über alles, was mich irgendwie interessierte, in den verschiedensten Stimmungen und unter den mannigfaltigsten Umständen. Diese unzusammenhängende Art zu schreiben entspricht meinem Temperament. Ich liebe sie, weil sie mir Gelegenheit gibt, ein wenig zu schwatzen und zu lachen und im Vorbeigehen Freundlichkeiten zu erweisen.

Ich werde in diesen Seiten nicht einen bestimmten Gedankengang verfolgen oder eine besondere Botschaft verkündigen. Es ist mein Wunsch, flüchtige Ideen und Empfindungen auszusprechen und einfach wirken zu lassen, denn es wurde mir oft gesagt, daß

ich mit diesen kleinen Lebensausschnitten etwas beitrage zu dem Fonds von Sympathie, Gedankenkraft und Wahrhaftigkeit, aus welchem die Menschen Kraft fürs Leben schöpfen.

Seit ich an meiner Autobiographie arbeite, denke ich oft an die Beschäftigung, welcher sich mein Freund, Hauptmann Roebling, in den letzten Jahren seines Lebens hingab. Er war von jeher ein Baumeister. Als junger Mann konstruierte er die Kettenbrücke von Brooklyn und wurde schwer leidend, weil er zu lange unter Wasser blieb in einem seiner Caissons. Jahre später, als ich ihn besuchte, zeigte er mir ein Bild, welches er aus vielen kleinen Papierstückchen zusammensetzte. Es stellte zwischen grünen Hügeln einen großen Fluß dar, über welchen sich eine schöne Brücke wölbte, duftige Sommerwölkchen spiegelten sich im blauen Wasser. Jedes einzelne Fetzchen Papier war so schattiert und geformt, daß es in das Bild hineinpaßte, und es bedurfte einer außerordentlichen Geduld und Geschicklichkeit, um die Tausende von Stückchen richtig zusammenzusetzen. Von einem kleinen Tablett wählte er mühsam Licht und Schatten, Blätter und Wasserwellen und Brückenbogen aus.

Das Verfassen eines Buches ähnelt Hauptmann Roeblings Bilderspiel. In der Erinnerung liegen Tausende von Erfahrungen in wirrem Durcheinander — sie enthalten das eigene Ich in viele Einzelheiten aufgelöst und die Aufgabe ist, nun sich selbst und die

Welt, in der man lebt, mit ihren Bergen und Strömen, Meeren und Himmeln, Vulkanen, Wüsten, Städten und Menschen zusammenzufügen zu einem geordneten Ganzen. Die Schwierigkeit wird noch größer, wenn man bemerkt, daß die Einzelheiten niemals auch nur zwei Minuten lang in derselben Gestalt erscheinen. Man greift sie heraus und findet sie „geladen" mit Gefühlen, alten Ansichten und Beziehungen. Mit jeder neuen Erfahrung verwandeln sie sich. Ich setze meine Stückchen auf diese und jene Weise zusammen — sie wollen nicht passen! Endlich gelingt es, ein einigermaßen vollständiges Bild zu formen, da entdecke ich noch zahllose Einzelheiten und weiß nicht, was ich mit ihnen beginnen soll. Je länger ich arbeite, desto wichtiger erscheinen mir diese Fragmente — ich zerstöre das Bild wieder und fange von neuem an. Ich verfolge die unregelmäßigen Linien in meinem Muster und staune über das seltsame Zusammentreffen von Tatsachen und Ahnungen. Mein ästhetisches Gefühl verlangt, daß in meinem Werk auch eine gewisse Schönheit walten solle, aber ich komme zu dem Schluß, daß die Elemente, welche in mein Leben eingingen, nicht so sorgsam geformt und abschattiert wurden wie die Papierstückchen von Hauptmann Roeblings Bild. Vielleicht mögen für das Auge des Schöpfers Ebenmaß und Absicht und Erfüllung herrschen; als Mensch entdeckt man nur wirre Einzelheiten und leere Zwischenräume, die man

mit dramatischen, außergewöhnlichen Taten erfüllen möchte.

Der erste Teil der „Geschichte meines Lebens" war in täglichen und vierzehntägigen Aufsätzen geschrieben, welche ich im englischen Unterricht bei Professor Ch. T. Copeland im Radcliffe College verfaßte. Ich dachte nicht daran, sie zu veröffentlichen, und weiß nicht mehr, wie Herr Bok dazu kam, sich dafür zu interessieren. Ich erinnere mich nur, daß ich eines Tages aus der Lateinstunde gerufen wurde, weil mich Herr W. Alexander vom Ladies Home Journal sprechen wollte. Er sagte mir, Herr Bok habe die Absicht, die Geschichte meines Lebens in monatlichen Fortsetzungen zu veröffentlichen. Ich antwortete ihm, das sei ausgeschlossen, d i meine Studien meine ganze Zeit in Anspruch nehm n. Seine Entgegrung überraschte mich: „Sie haben schon eine ganze Anzahl Fortsetzungen geschrieben — in Ihren Aufsätzen".

„Wie in aller Welt entdeckten Sie, daß ich Aufsätze schreibe," rief ich aus. Er lachte und sagte, es sei sein Beruf, solche Dinge herauszufinden. Er sprach so überzeugend davon, wie leicht es sei, die Aufsätze in Zeitungsartikel umzuarbeiten, daß ich ohne ein klares Bewußtsein davon zu haben, was ich tat, einen Vertrag unterzeichnete, wonach ich „Die Geschichte meines Lebens" in monatlichen Abschnitten im Ladies Home Journal herausgab. Ich erhielt dafür dreitausend Dollars! Es war dieses Geld, welches mit

magischer Gewalt auf mich wirkte und alle meine Gedanken erfüllte. In meiner Phantasie war meine Lebensgeschichte schon geschrieben — sie hatte sogar einen hervorragenden Platz in „The golden treasure of literature" errungen. Meine Glückseligkeit und mein Stolz kannten keine Grenzen! Alles ging zuerst ganz glatt. Ich hatte eine Reihe Aufsätze geschrieben, welche Professor Copeland durchkorrigiert hatte. Er gab mir auch gute Ratschläge für die ersten Kapitel. Aber der Tag war nicht ferne, da ich herausfand, daß ich alle passenden Themata erschöpft hatte. Ich war in großer Not und außer mir vor Angst. Gänzlich unerfahren in der Abfassung von Zeitungsartikeln hatte ich keine Ahnung, wie ich mein Material für die vorgesehenen Spalten zusammenstreichen sollte. Auch dachte ich nicht, daß die für die Ablieferung festgesetzte Zeit so wichtig sei, bis es Telegramme und eingeschriebene Eilbriefe hagelte: Wir müssen das nächste Kapitel sofort haben! . . . Zwischen Seite sechs und sieben ist kein Zusammenhang. Telegraphieren Sie das Fehlende! . . . Herr Bok erzählte mir später, daß die Leute in Dantes Hölle ein beneidenswertes Dasein führten im Vergleich mit dem der Redaktion des Ladies Home Journal, solange meine Lebensgeschichte herauskam. Damals habe er beschlossen, nie wieder mit einer Serienausgabe anzufangen, ehe er das ganze Manuskript in Händen habe, und erst kürzlich sagte er mir, daß er diesem Vorsatz treu geblieben sei.

Als die Not aufs höchste gestiegen war, erzählte mir eine jung verheiratete frühere Mitschülerin von einem Freund ihres Mannes, Herrn Macy. Sie sagte, er sei außerordentlich klug und gerade der richtige Mann, um mich von meinen Ängsten zu erlösen. Herr Macy war damals englischer Lehrer an der Harvard-Universität und unterrichtete auch in Radcliffe College, ich kannte ihn aber nicht. Meine Freundin brachte uns zusammen und er gefiel mir; er war hilfsbereit, klug und gewinnend liebenswürdig. Meine Schwierigkeiten erkannte er sofort und machte sich unverzüglich daran, mir zu helfen. Wir sichteten das angesammelte Material, das chaotisch durcheinander lag, und er brachte geschickt die widersetzlichen Teile in Ordnung, sodaß es innerhalb einiger Stunden gelang, ein leidlich zusammenhängendes Kapitel zusammenzubringen. Herr Bok begrüßte ihn freudig als Retter in der Not, und von da ab bekam die Zeitung ihre Fortsetzungen zur richtigen Zeit.

Herr Macy war selbst Schriftsteller mit einem klaren scharfen Verstand, und sein Rat war für mich von größtem Wert. Er war Freund, Bruder und Berater in einer Person, und wenn das vorliegende Buch nicht das geworden ist, was es sein sollte, so kommt es daher, daß ich mich hilflos und verlassen fühle ohne seine führende Hand.

Goldene Jugendzeit

College-Erfahrungen — Hohe Erwartungen und Attrappen — Mangel an Büchern und Zeit — Fräulein Sullivans fabelhafte Leistungen — Philosophie als Führer zu innerem Licht und zur Freiheit — Wenig persönliche Berührung mit Lehrern — Freundlichkeit der Klasse — Phiz — Sommertouren — Schlittenfahrten — Bridget — Der Freundeskreis und seine Utopien — Ein französischer Bericht und die Wahrheit über meine Graduierung — Heimkehr zum Frieden der Natur.

In der „Geschichte meines Lebens" habe ich meinen Kampf um die Zulassung zum Radcliffe College ausführlich geschildert. Ich will deshalb meine Erfahrungen und Eindrücke hier nur kurz zusammenfassen.

Daß es Schwierigkeiten zu überwinden geben würde, wußte ich, aber dies erhöhte nur meine Sehnsucht, meine Kraft an den Leistungen normaler Studenten zu messen. Ich erwartete, im College mit Mädchen in Berührung zu kommen, welche meine Interessen teilen und ebenso wie ich versuchen würden, ihren eigenen Weg im Leben zu finden. So begann ich mein Studium mit Begeisterung und betrat das College in der Stimmung, welche die Jugend erfüllte, die sich einst um Sokrates und Plato versammelte. Hier lebten die Hüter „des Weines, welchen Seelen brauchen", sie würden mir Antwort geben auf alle Fragen, die mich quälten.

Aber ich entdeckte bald, daß meine hohen Erwartungen der Unerfahrenheit entsprangen. Ich wurde an die Bücherreihen erinnert, die in der Bibliothek eines Hauses standen, welches wir bewohnten, als

ich die Gilmanschule besuchte. Als meine Lehrerin sie erblickte, rief sie: „Oh! Die wundervollen Bücher! Berühre sie einmal!“ Ich ließ meine Finger über die schönen Einbände gleiten, und las einige Titel, die so erhaben gedruckt waren, daß ich die Buchstaben unterscheiden konnte. Aber als ich versuchte, eines der Bücher herunterzunehmen, entdeckte ich, daß es Attrappen waren, gebunden und mit Goldprägung versehen, um richtige Ausgaben von Chaucer, Montaigne, Bacon, Shakespeare und Dante vorzutäuschen. Ähnliche Gefühle wie damals erfüllten mich, je länger ich im College saß, und meine Träume verblaßten vor dem grauen Licht des Alltags.

Zwei fast unüberwindlichen Hindernissen stand ich während meiner Studienzeit gegenüber — dem Mangel an Büchern in Hochdruck und dem Mangel an Zeit. Die meisten der Bücher, die ich brauchte, las mir Fräulein Sullivan, meine Lehrerin, vor, indem sie mir dieselben in die Hand buchstabierte. Oft, wenn die Andern im Haus längst schliefen, saßen wir noch fleißig über unseren Büchern, um das Tagespensum zu erledigen. Hilfreiche Freunde, wie Herr Rogers und Herr William Ware hätten mir gerne die Bücher extra herstellen lassen, aber ich konnte von den Professoren oft nicht zeitig genug erfahren, was ich brauchte. Was nicht in Brailleschrift war, mußte mir mittelst des Fingeralphabets so rasch als möglich vorgelesen werden, damit ich mit der Klasse

Schritt halten konnte. Ich lernte langsam, und es irritierte mich, daß ich die Stellen, die mir wichtig waren, nicht wiederholt für mich lesen konnte. Fräulein Sullivan half mir unermüdlich, nicht allein indem sie mir Bücher und Vorlesungen in die Hand buchstabierte, sie suchte mir auch lateinische, deutsche und französische Wörter auf, obwohl sie keine dieser Sprachen beherrschte, und es ist mir bis zum heutigen Tag ein Rätsel, wie sie mit ihren schwachen Augen eine derartige Riesenarbeit bewältigte.

Jedes Buch in Brailleschrift bedeutete für mich einen Schatz. Ich erinnerte mich besonders an Dramen von Shakespeare und seine Sonette, einiges von Livius und Tacitus, Plautus' Spiele und die Gedichte des Catullus, Auszüge von Pope, Dryden, Ardison und Steele und die Dichter, zu deren Harmonien ich heute noch flüchte aus den Wirren des Alltags: Keats, Wordsworth, Browning und Shelley. Ein unaussprechlich süßes Freiheitsgefühl erfüllte mich, wenn ich meine Aufgaben allein anfertigen konnte, indem ich meine Finger über die Seiten wandern ließ und so den Stoff für einen Aufsatz oder eine Prüfung selbst zusammensuchte. Wenn ich zurückschaue, scheint mir, abgesehen von den eigenen Schwierigkeiten, daß wir alle es viel zu eilig hatten. Es war, als ob man auf einer einzigen Sommertour ganz Europa durchrasen sollte. Ich erhaschte nur einen flüchtigen Schimmer des Glanzes und der

Schönheit der Literatur aus der elisabethanischen Zeit, der Satire und dem Witz von Swift, Johnson und Goldsmith, und der erhebenden Botschaft der Dichter des 19. Jahrhunderts, von der geistigen Macht und Kraftfülle in Natur und Menschheit und dem göttlichen Odem in allen Dingen. Aber heute gehört es zu dem Reichtum meines Lebens, mich an dieses zauberhafte Aufblitzen von Phantasie, Weisheit und Schöpferkraft zu erinnern, welches damals meine Seele entflammte.

Die edlen Gestalten der Geschichte und der Dichtung traten mir innerlich auf das lebendigste entgegen. Generale, Könige und Heilige Allianzen lagen mir nicht, ich konnte nicht einsehen, wie aus den schauerlichen Zerstörungen, welche die Alexander, Cäsaren und Napoleone verursachten, Gutes entstehen könne. Aber mein Herz glühte für Sokrates, der furchtlos der Jugend von Athen die Wahrheit kündete und den Giftbecher der Unterwerfung vorzog. Kolumbus' erhabene Ausdauer, mit der er, seiner widerstrebenden Mannschaft trotzend, unbekannte Meere durchsegelte, stärkte meinen eigenen Abenteuer- und Entdeckermut in meiner dunklen und lautlosen Welt. Von jeher hatte ich Jeanne d'Arc mit zärtlicher Verehrung geliebt. Ihre wundervolle tragische Gestalt in Schillers Drama, in englischen und französischen Geschichtsberichten, in Darstellungen von Männern der verschiedensten Temperamente, ihre

einfaltsvolle Weisheit, welche alle Ränke und Pläne durchkreuzte, ihr unerschütterliches Vertrauen in einer Welt voll Verrat und Grausamkeit erschlossen mir neue Höhen und Schönheiten der Frauenseele. Sie ist mir immer nahe geblieben —. „One of the few whom God wisfers in the ear".

In vielen erschütternden Bildern zog das Drama der Geschichte an meiner Seele vorüber: Weltreiche entstanden und vergingen, alte Künste mußten neuen weichen, versunkene Rassen erstanden aus den letzten Resten uralter Völker, heldenhafte Denker und Kämpfer gossen Leben und neue Impulse in dunkle Zeiten, Gelehrte standen auf gegen Kirche und Staat, wurden vertrieben, litten und starben, damit neue Wege erschlossen würden im Aufstieg zur Wahrheit. Atemlos verfolgte ich, wie neue Ideen entstanden, herrschend wurden und verschwanden. Ich verlor jedes Gefühl für Beständigkeit der irdischen Dinge, aber ich fand mein Gleichgewicht wieder bei dem Gedanken, daß der Mensch, welcher zerstört, was er selber geschaffen hat, sich von allem Äußeren zurückziehen und in sich selbst Frieden finden kann. Diese Überzeugung war das Lebenselixier, welches ich aus einem andern Studium in Radcliffe College gewann — dem der Philosophie.

In der Philosophie fühlte ich mich so glücklich und heimisch, daß dies allein die vier schweren Jahre wert gewesen wäre. Wie ein Frühlingsregen das Wiesen-

grün hervortreibt, so sproßte meine innere Welt unter der Fülle der neuen Ideen, welche aus den magischen Worten der Weisen aller Zeiten flossen. Ich hatte Glauben und Phantasie, aber Philosophie lehrte mich auf der Hut zu sein vor den Irrtümern, welche aus den begrenzten Erfahrungen einer Taubblinden entspringen. Es stärkte meine suchende Seele, daß Denker, welche sahen, hörten und aller Sinne mächtig waren, dennoch die Unzuverlässigkeit aller Sinneswahrnehmungen feststellten. Die Reden des Sokrates über Erkenntnis, Freundschaft und Unsterblichkeit fand ich ungeheuer überzeugend und beruhigend, voller Wahrheit und Schönheit in ihrer Feststellung, daß nur in der Seele die wahre Wirklichkeit gefunden werden kann. Plato brachte mir beglückend zum Bewußtsein, daß es eine innere Fähigkeit — ein Absolutes — gibt, welches das Wahre wahr, das Schöne schön macht und so Ordnung und Licht und Klang in uns erzeugt, wie schwer wir auch unter dem äußeren Leben leiden mögen. So fand ich meinen Glauben bestätigt, daß ich jenseits meiner Sinnesschranken das Unsichtbare in vollem Licht erblicken und göttliche Harmonien in der Stille wahrnehmen könne, und daß Taubheit und Blindheit nichts, aber auch gar nichts mit meinem unsterblichen Wesen zu tun hatten.

Aber diese Idee blieb ein Glauben, bis ich auf Descartes' Lehrsatz stieß: „Ich denke, also bin ich".

Von da ab war mir mein Absolutes nicht nur ein toter Besitz, sondern ein lebendiges Werkzeug, um zum Glück zu gelangen. Ich durchstieß die Grenzen meiner engen Lebensinsel und nützte meine inneren Sinne mit dem festen Willen, Herr zu werden über das blinde und taube Geschöpf, das sich tastend durch einen Wirrwarr von Gegenständen, Empfindungen und Eindrücken hindurchwand. Die fünf klaren, eindringlichen Worte erweckten mich für immer aus einer Art Dumpfheit zu einem höheren Bewußtsein, welches das Leben zur Unendlichkeit weitet.

Kant und Emerson halfen mir weiter auf meinem Wege zur Freiheit. Früher hatte ich mich oft durch meine mangelnden Sinne so gehemmt gefühlt, daß ich daran verzweifelte, jemals eine klare Vorstellung von dem zu bekommen, was andere Menschen sahen und hörten. Meine Gebrechen und mein Ich schienen mir zeitweise untrennbar verbunden, und es war mir unklar, wie meine Ideen und Beschreibungen von den Gegenständen, welche ich berührte, Gültigkeit haben könnten. Ich erfuhr, daß der Mensch neun Zehntel seiner Eindrücke durch Auge und Ohr empfängt und konnte nicht begreifen, wie meine Freunde und ich uns jemals verständigen sollten. Auch für die größte Liebe schien die Kluft, die uns trennte, unüberwindbar; kein natürlicher gerader Weg führte von ihren Erfahrungen in meine so ganz anders geartete Welt, und ich dachte oft, ich müsse den starken

selbstverständlichen Sinnesmenschen wie ein Schemen vorkommen.

Im überirdischen Reich der Philosophie gewann ich eine heitere, versöhnlichere Ansicht über meine Lage. Ich begriff die Wahrheit des Kantschen Satzes, daß Erfahrungen ohne Begriffe unfruchtbar und Begriffe ohne Erfahrungen leer sind. Mit neuen Gedanken und Gefühlen prüfte ich fortan meine Sinneseindrücke durch Geruch und Tastgefühl und war überrascht über die Ideen, die sie mir vermittelten und die Aufschlüsse, welche sie mir über die Welt des Sehens und Hörens gaben. Wenn ich mich z. B. an den verschiedenen Arten und Graden der Wohlgerüche erfreute, so konnte ich mir eine Vorstellung davon bilden, wie das Auge in den Farben und deren Schattierungen schwelgt; oder ich fand die Analogie des Lichtes, welches der Gedanke dem inneren Leben bringt, mit dem Licht der Sonne für die äußere Welt, und erkannte den unermeßlichen Segen alles Lichtes für die Menschheit.

Diese Art zu denken half mir später, wenn Kritiker meiner Schriften fragten: Wie kann sie etwas vom wirklichen Leben wissen? Wie kann sie beurteilen, was es für einen Erwachsenen bedeutet, das Augenlicht zu verlieren und welcher Art von Hilfe er bedarf, da sie es doch nicht selbst erlebt hat? — Mit welchem Recht beschreibt sie Landschaften, die sie nie gesehen hat? — und andere Fragen, welche zeigten,

wie wenig sie die Grundlagen begriffen, auf welchen ich meine Gemeinschaft mit normalen Menschen aufbaute.

Eine neue Befruchtung für meinen Lebensgarten brachte mir Kants Ausführung, daß Zeit und Raum nicht feste unveränderliche Elemente seien, sondern wandelbare Erfahrungsfaktoren. Wie die meisten Menschen hatte ich so im Bann der Sinne gelebt, daß die Mauern von Zeit und Raum mir unerschütterlich und unentrinnbar schienen. Das machte mir's oft recht schwer, daß ich stillzusitzen und zu warten hatte, wenn ich gerne irgendwohin gegangen wäre. Als ich nun entdeckte, daß ich in der Erinnerung Jahre zusammendrängen konnte in eine Stunde oder eine Stunde zu einer Ewigkeit erweitern, da erkannte ich mein wahres Selbst als freien Geist, erhaben über den Körper und alle Materie.

Mit Emerson las ich große Dichtungen oder lauschte Weisheitsworten oder hielt das Wunder einer Blume in meiner Hand und hatte im Nu die Grenzen des Irdischen gesprengt und lebte in einem Märchenland unendlicher Schönheit. Im Feuer dieser neuen Gedanken schrieb ich meine kleinen Bücher: „Optimismus" und „Meine Welt". Denn durch Emerson ging mir die Romantik auf in Kants abstrakten Gedanken, und dadurch wurde es mir leichter, später Swedenborgs Abhandlungen über Zeit und Raum zu lesen.

Damals ahnte ich noch nicht, daß die Philosophie oft in einsamen Stunden und auf dunklen Wegen meines Lebens mir wie ein leuchtender Stern erscheinen würde. Sie war es, die mir Ruhe verlieh in verwirrenden Fragen über meine kleine Welt und mir ermöglichte, teilzunehmen an den Freuden, welche andre Menschen in den Welten erleben, die jenseits meiner gefesselten Sinne liegen.

Es war eine Enttäuschung für mich, daß ich mit meinen Professoren nicht in nähere Berührung kam. Die meisten waren so unpersönlich wie Götterstatuen. Ich sprach kein einziges Mal mit Dechant Briggs, obwohl er mein nächster Nachbar war, noch mit Dr. Elliot, welcher mein Diplom unterzeichnete, aber sich nicht weiter für mich interessierte.

Die vier oder fünf Mitglieder der Fakultät, die persönliches Interesse für mich bekundeten, waren Professor Bartlett, mein Deutschlehrer, Dr. William A. Neilson, welcher jetzt Präsident des Smith College ist, Professor Royce und Professor Charles T. Copeland. Dr. Neilson und seine anmutige Schwester luden meine Lehrerin und mich manchmal zum Tee ein und waren entzückend freundlich mit uns. Er ist ein liebenswürdiger Schotte mit einem feinen Sinn für Humor und einer geistreichen Art, die Schönheiten der elisabethanischen Kultur vorzutragen. Er war der einzige Professor, welcher das Fingeralphabet erlernte, damit ich mich mit ihm

unterhalten könne. Wir haben uns in den letzten Jahren wenig gesehen, aber seine Freundschaft ist mir bis heute erhalten geblieben.

Herr Copeland war noch nicht Professor, als ich in Radcliffe College war, aber er hatte großen Einfluß. Seine Macht war die einer einzigartigen Persönlichkeit. Man erzählte mir, seine Stimme habe eine seltene Ausdrucksfähigkeit, und ich konnte dies selbst durch die Finger meiner Lehrerin hindurchspüren. Ich habe nie einen Menschen gekannt, welcher so wie er durch ein einziges Wort oder einen Satz so Bedeutsames übermitteln konnte. Er sprach geistvoll und mit poetischem Schwung, gelegentlich war sein Spott beißend scharf, aber selbst wenn er unsere trivialen Aufsätze und unbedeutenden Ansichten vorlas, klangen Güte und Duldsamkeit durch seine barocke Sprechweise. Er erschloß mir das Verständnis für richtige Abfassung meiner Aufsätze, und sein Beifall gehört zu den kostbarsten Ermutigungen, die ich bei meiner Arbeit gehabt habe.

Professor Royce war so weltentrückt, daß er mehr einer Buddhastatue als einem Menschen glich, aber seine gelassene Art, die Wärme seines Händedrucks und der Adel seiner sozialen Ideen, welche in seinem Buch: „The philosophy of loyality" niedergelegt sind, erregen in mir den Wunsch, ihn näher gekannt zu haben.

Mein Geschichtslehrer, Professor Archibald C.

Coolidge, war mir im Unterricht sehr lieb, aber ich sprach nie mit ihm. Er war merkwürdig schüchtern. Als ich einmal eine Frage an ihn richten wollte, sprach ihn Fräulein Sullivan an, als er gerade seinen Pult verließ. Er erschrak dermaßen, daß sie ihm die Frage zweimal wiederholen mußte, dann gab er eine gänzlich unverständliche Antwort und verließ das Zimmer in fluchtartiger Eile. Mir erschien er nie wie eine lebendige Persönlichkeit, seine Worte wirkten stets so, als würden sie aus einem Buch vorgelesen, aber wenige meiner Lehrer waren so aufklärend. Später wirkte er bei verschiedenen großen politischen Missionen mit, und man kann ohne Übertreibung sagen, daß er viele seiner bekannteren Landsleute in den Schatten stellte.

Die Schranke meiner physischen Hemmungen stand zwischen mir und meinen Klassengefährtinnen. Nur eine einzige erlernte das Fingeralphabet, aber die andern fanden mancherlei Gelegenheiten, mir ihre Freundschaft zu bezeigen. In Frau Hogans Frühstückszimmer, wo wir belegte Brote und Schokoladetörtchen aßen, versammelten sie sich um mich, und Fräulein Sullivan schrieb mir ihr fröhliches Geplauder in die Hand. Sie machten mich zur Vizepräsidentin der Klasse, und wenn ich nicht so angestrengt hätte arbeiten müssen, wäre mir wahrscheinlich nicht so viel von der heiteren Seite des College-Lebens entgangen.

Eines der Mädchen, Bertha Meckstroth, erlernte die Brailleschrift und schrieb mir in ihren Freistunden Elisabeth Barret Brownings Sonette aus dem Portugiesischen ab. Es war gerade, ehe ich graduierte. Später sah und hörte ich nichts mehr von ihr, aber ihre rührende Liebestat erwärmt noch heute mein Herz. Einmal plante die ganze Klasse eine Überraschung für mich. Einige der Mädels luden mich ein, ein paar gute Freunde mit ihnen in Brookline zu besuchen. Als wir unseren Bestimmungsort erreichten, taten sie sehr geheimnisvoll, und als ich daraufhin mißtrauisch die Luft einsog, ging mir plötzlich auf, daß wir im Begriff waren, anstatt einer menschlichen Behausung einen Hundezwinger zu betreten. Es war das Heim einer Anzahl von Boston Terriers, welche uns leidenschaftlich bewillkommten, und eine der häßlichen Schönheiten mit einem edlen Stammbaum und dem hochtrabenden Namen „Sir Thomas Belvedere" schenkte mir ihre besondere Gunst. Der Hund legte sich entschlossen zu meinen Füßen nieder und protestierte mit seinem ganzen Körper dagegen, wenn ich einen andern Hund streichelte. Die Mädels frugen mich, ob ich ihn möge. Ich antwortete, ich sei entzückt von ihm. „Dann nimm ihn nach Hause," sagten sie, „wir schenken ihn dir."

Sir Thomas schien sie zu verstehen, denn er umtanzte mich wie ein tollgewordener Kreisel. Als er sich ein wenig beruhigt hatte, erklärte ich ihm, daß

ich nichts von Titeln halte, und da er gegen eine Namensänderung nichts einzuwenden hatte, taufte ich ihn Phiz. Er drehte sich dreimal um sich selbst, um sein Einverständnis zu erklären, und wir nahmen ihn glückselig mit heim nach Cambridge.

Wir lebten damals in Nr. 14 der Coolidge-Straße, in einem Haus, welches ehemals ein schöner Herrensitz gewesen war. Es lag malerisch auf einem kleinen Hügel, unter großen Bäumen fast verborgen, mit der Front zu der Auburnstraße und soweit zurückverlegt, daß der Verkehr uns nicht stören konnte. Das Heim von James Russell war ganz in der Nähe. Die gute Bridget hielt uns Haus, war immer für uns tätig und bewillkommte uns freudig, wenn wir heim kamen. Das Grundstück hinter dem Hause hatte ein Gärtner gepachtet, welcher verschiedene Arten von Schnittblumen zog, Stiefmütterchen, Maßliebchen, Geranien und Nelken. Die Düfte waren himmlisch, und wenn die italienischen Frauen und Kinder in ihren farbenfrohen Kleidern und Tüchern kamen, um die Blumen für den Markt zu pflücken und uns mit ihrem Gesang aufweckten, konnten wir uns einbilden, in einem italienischen Dorf zu sein. Welch ein ungewöhnlicher Anblick war es doch, im Herzen einer lärmenden Großstadt Frauen zu sehen, beladen mit Büschen von Nelken — nicht Bilder, sondern lebendige Frauen mit frisch geröteten Wangen wie auf dem Lande und dicken schwarzen Zöpfen, und Kinder mit

Körben voll leuchtender Geranien! Sie schwatzten und zwitscherten wie Vögelchen, ihre frohen Stimmen und die süßen Duftwogen von den vielen Blumen erfüllten die Luft!

Solange wir in Cambridge waren, machten wir die Bekanntschaft einer Anzahl von Studenten und jungen Lehrern der Harvard-Universität. Einige derselben erlernten das Fingeralphabet, wodurch erst wirkliche Kameradschaft möglich ward, und wir erlebten fröhliche Zeiten miteinander. Unter ihnen war Philipp Smith, welcher jetzt einer der ersten Geologen in Washington ist. Seine Frau Lenore gehörte zu meinen treuesten Freundinnen und half mir bei meinen Studien oder begleitete mich in die Vorlesungen, wenn Fräulein Sullivan verhindert oder zu müde war. Dann war da John Macy, welcher später meine Lehrerin heiratete, dessen Name für immer verbunden bleibt mit dem Schönsten und Wertvollsten in meinem und ihrem Leben.

Welche Lebenslust erfüllte uns doch in jenen Tagen! Wir machten uns nichts aus einem Marsch von zehn Meilen* auf der Landstraße oder einer Vierzigmeilenfahrt auf unseren Tandems. Alles interessierte uns — die Herbstwälder mit ihren farbenfrohen Bäumen im strahlenden Sonnenschein, die streifenden Zugvögel, die Eichhörnchen, welche eifrig Wintervorrat sammelten, die wilden Apfelbäume,

* engl. Meile = 1,6 Kilometer. D. Ü.

welche uns ihre Früchte in den Schoß warfen, das Medford Moor mit seinen stillen saphirblauen Tümpeln und rotem Katzenkraut.

Aber meine Erinnerungen bringen mir nicht nur Sommertage zurück, mit dem Duft von Wiesen, Feldern und Obstgärten, auch der Winter brachte seine Freuden. In klaren Mondnächten machten wir in Schays Geschäftswagen, welchen man auf Kufen gestellt und mit süßduftendem Heu ausgestopft hatte, Schlittenfahrten. Patrick hielt die stampfenden Pferde, solange wir hineinkletterten, aber sobald wir verstaut waren, rasten sie los, und wir sausten zur Musik der Schlittenglöckchen hinaus in eine Welt voll Schnee und Sternenglanz.

Und die Heimkehr! Wie einladend war die behagliche Wärme, welche unsere kalten Gesichter umspielte, wenn die gute Bridget uns öffnete, und ihr liebes sanftes Gesicht aufstrahlte zum Willkomm. Wie herrlich die Düfte des Kaffees und Gebäcks! Wie lustig das Durcheinander, bis das Abendessen auf dem Tisch stand, wo jedermann Bridget helfen wollte und sie natürlich nur behinderte. Aber sie lächelte nur noch freundlicher und war glücklich mit der glücklichen Jugend. Wenn ich mich an Cambridge erinnere, gedenke ich auch an Bridgets selbstlose aufopfernde Hingabe für meine Lehrerin und mich.

Oft während der langen Wintermonate saßen wir mit einem Kreis lebhafter geistvoller Studenten am

offenen Feuer, tranken Apfelwein und diskutierten über Gesellschaftsordnung, Philosophie, Religion und Literaturerzeugnisse. Wir zerrissen alles zu Fetzen! Glücklicherweise ahnten die Gegenstände unserer hohen Kritik nichts von unserer Verachtung, nicht einmal von unserem Dasein, denn wir gaben unsere Meinungen nicht der blöden Menge preis, sondern verkündigten sie nur unserem kleinen auserlesenen Zirkel. Wir waren leidenschaftlich freiheitlich gesinnt. Alle waren Individualisten, nahmen aber teil an den altruistischen Strömungen der Zeit. Wir glaubten an den Aufstieg der Menge, an Frieden, Brüderlichkeit, und das Recht jedermanns auf Sonne und Freude. Jeder von uns hatte ein Ideal, um welches alle seine Theorien kreisten wie die Planeten um die Sonne. Diese Vorbilder hatten bekannte Namen: Nietzsche, Schopenhauer, Karl Marx, Bergson, Lincoln, Tolstoi und Max Stirner. Wir lasen Shelley, Whitman und Swinburne. Je mehr wir lasen und diskutierten, desto mehr waren wir davon überzeugt, daß wir zu jener auserwählten Schar gehörten, welche jedes Zeitalter hervorbringt, der es gelingt, sich Gedankenfreiheit zu erringen. Wir fühlten uns unzweifelhaft als eine Gruppe von modernen Pionieren, die über ihre materialistische Umgebung hinausgewachsen war. Wenn es auch an Genialität fehlte, so lebten wir doch in einer Welt lebendiger Gedanken und geistiger Erfahrungen. Von

unseren einsamen Höhen sahen wir auf unsere Mitstudenten mitleidig herab wie höhere Wesen auf gewöhnliche Sterbliche. Welche Fülle von Witz und Kenntnissen wurde da verschwendet in den endlosen Diskussionen, in welchen jeder sein eigenstes Universalmittel, diese verrottete Welt in ein Paradies umzuwandeln, gegen alle anderen glühend verfocht. Wir wischten Weltreiche mit einer Handbewegung aus, und wo sie gestanden, errichteten wir mit erstaunlicher Leichtigkeit vollkommene Demokratien. Die Schwierigkeiten des alltäglichen Lebens und alle praktischen Fragen überließen wir ruhig sich selbst — wie die meisten Utopisten. — Aber ich muß weitergehen, nicht daß ich meinen Lesern vorkomme wie eine alte Jungfer, welche in Jugenderinnerungen schwelgt.

Eine andere Seite meiner Erlebnisse in Radcliffe College muß ich noch berühren, um Irrtümer zu zerstreuen, welche sich über mein Leben in Cambridge und die näheren Umstände meiner Graduierung gebildet haben. Es wurde erzählt, Fräulein Sullivan und ich seien mit Lob und Ehrungen überschüttet worden von allen, welche unseren tapferen Kampf mit meinen Hemmungen miterlebten. Vor mir liegt ein rührender Artikel in französischer Sprache, welcher eine Beschreibung enthält, wie ich den Grad eines „Bachelor of arts“ bekam.

Une foule immense emplissait ce jour-là le théâtre où avait lieu la fête du Collège. Plusieurs autres étudiantes allaient aussi recevoir des diplômes, mais toutes les attentions, tous les regards, tous les coeurs étaient fixés sur la gracieuse jeune fille ... qui se tenait au premier rang au milieu de ses compagnes. Miß Sullivan, assise à côté d'elle, partageait naturellement l'heure de son triomphe: comme elle avait partagé les jours et les années de son pénible labeur ... Lorsqu'on appela le nom d'Helen, maîtresse et élève, ou plutôt mère et fille spirituelles, la main dans la main, montèrent ensemble les dégrès de l'éstrade. Au milieu de tonnerres d'applaudissements frénètiques, qu'elle ne pouvait entendre, mais dont elle sentait résonner les échos, la jeune fille reçut le précieux diplôme, portant cette mention spéciale — „non seulement a subi avec succès les examens de tous grades, universitaires, mais excelle en littérature anglaise."

Überſetzung: Eines Tages füllte eine rieſige Menge die Aula. Noch andere Studenten ſollten Diplome in Empfang nehmen, aber aller Augen und aller Herzen waren im Banne des lieblichen jungen Mädchens, welches den hervorragendſten Platz unter ihren Gefährten einnahm. Fräulein Sullivan, welche ihr zur Seite ſaß, nahm ſelbſtverſtändlich teil an ihrem Triumph, wie ſie die Tage und Jahre ihrer mühſamen Arbeit mit ihr geteilt hatte. Als der Name „Helen" erſcholl, ſtiegen Lehrerin und Schülerin oder richtiger geiſtige Mutter und

Tochter Hand in Hand die Stufen empor. Unter donnerndem Applaus, welchen sie nicht hören konnte, dessen Echo sie aber fühlte, empfing das junge Mädchen das kostbare Schriftstück, welches den besonderen Zusatz enthielt: „Nicht allein hat sie in allen Fächern das Universitätsexamen bestanden, sie ist ausgezeichnet in englischer Literatur.

Die Worte über meine Lehrerin sind wahr. Das Beste bei meinem Erfolg war, daß ich sie an meiner Seite haben konnte, die mich stark und entschlossen meinem Ziel zugeführt hatte, aber alles andere in dem Bericht ist Mythe. Keine riesige Menge füllte die Halle an jenem Juninachmittag. Meine Mutter war durch Krankheit verhindert, der Feier beizuwohnen, worüber sie ebenso bitter enttäuscht war wie ich. Dechant Briggs hielt die übliche Promotionsansprache, erwähnte aber Fräulein Sullivan überhaupt nicht. Tatsächlich sprach niemand von der Fakultät mit mir oder meiner Lehrerin. Als ich mein Diplom erhielt, fühlte ich keinen donnernden Applaus. Nichts von den eindrucksvollen glänzenden Zeremonien, von welchen in einigen Berichten über meine College-Tage gesprochen wurde, beruht auf Wahrheit. Mehrere der Studenten drückten ihre Entrüstung darüber aus, als sie ihre Mäntel und Mützen ablegten und eine reizende Studentin erklärte, Fräulein Sullivan hätte ebenfalls graduiert werden müssen.

Wir hatten vor der Zeremonie unbemerkt unsere Plätze eingenommen und verließen die Aula so bald

als möglich, erwischten einen Wagen und eilten hinaus in den stillen Frieden des lieblichen Neuengland-Dorfes Wrentham, das wir zu unserem Wohnsitz erwählt hatten. Als ich abends mit einigen Freunden in einem Kanoe in den See Wollomonapoag hinausfuhr, vergaß ich meine Müdigkeit und die sonderbaren Gebräuche in der Welt draußen in Träumen unirdischer Schönheit, in Düften, welche mir die Winde zutrugen von unsichtbaren Blumen, in der sterndurchglänzten Stille zwischen den sanften grünen Hügeln, welche sich zum Wasser herabsenkten.

Möge es immer so sein, daß ich heimkehren kann aus dem Lärm und Aufruhr ereignisreicher Tage zu dem großen Frieden von Erde und Himmel und ruhevoller Dämmerung.

Keine Villa mit Park, ein einfaches Bauernhaus ist unser Heim — Ich „höre" den Liebesgesang des Whippoorwill — John Spaulding — Fräulein Sullivan heiratet Herrn Macy — Glückliches Leben mit meinen zwei besten Freunden — Tiergeschichten: Die bestraften Fresser — Elefant Nimrod — Des verrückten Weißfuß erste und letzte Fahrt — King — Unsere Apfelbäume und die wilde Kuh — Ländliche Freuden und meine Spaziergänge allein

Der französische Artikel, welchen ich anführte, erzählt, daß ich ein Haus in Wrentham vom Staat zum Geschenk erhalten habe, da man mich ehren wollte, wie einst im Altertum ein siegreicher General geehrt wurde, indem man ihm ein Besitztum verlieh, wo er auf seinen Lorbeeren ausruhen konnte.

Boston, la ville la plus intellectuelle, l'Athènes des Etats Unis, a, au lendemain de ses éxamins, offert cette maison en hommage à la jeune fille qui a remporté une victoire sans paraille de l'ésprit sur la matière, de l'âme immortelle sur les sens.

Übersetzung: Boston, die Stadt der Intelligenz, das Athen der Vereinigten Staaten, schenkte dem jungen Mädchen am Tag nach dem Examen dieses Haus, in Anerkennung ihres Sieges, welcher nicht seinesgleichen hat, des Sieges des Geistes über die Materie, der unsterblichen Seele über die Sinne.

Andere, welche das Haus beschrieben, ohne es zu kennen, fügten einen weitläufigen Park und einen wunderbaren Garten hinzu. Kein solcher Pomp und Aufwand begleiteten meinen triumphierenden Einzug in das Dorf Wrentham. Fräulein Sullivan und ich

hatten ein altes Bauernhaus erworben, langgestreckt und schmal, von ausgesprochen puritanischer Einfachheit, mit einem vernachlässigten Grundstück von sieben Morgen. Fräulein Sullivan wandelte eine Milchkammer und zwei Vorratskammern zu einem Studierzimmer für mich um. Der französische Artikel beschreibt es folgendermaßen:

> Helen Keller passe la plupart de ses journées dans son élégant cabine de travail, orné de bronzes et d'objets d'arts, offerts par ses adorateurs, et dont les murs disparaissent du haut en bas sous des centaines et des centaines de gros volumes au pages blanches couvertes de points en relief — ses chers livres en Braille.

Übersetzung: Helen Keller verbringt den größten Teil ihrer Zeit in ihrem eleganten Arbeitszimmer, welches mit Bronzen und Kunstgegenständen von ihren Verehrern geschmückt ist, und dessen Wände verschwinden unter Hunderten von riesigen Bänden, deren weiße Seiten mit erhöhten Punkten bedeckt sind — ihre geliebten Bücher in Brailleschrift.

Tatsächlich war mein Zimmer sehr einfach. Die einzigen Kunstwerke waren ein Gipsabguß der Venus von Milo, welchen mir mein Pflegevater, Herr John Hitz, gegeben hatte, und ein Medaillon von Homer in Flachrelief, einem Geschenk von Dr. Jastrow von der Universität von Wisconsin; außerdem einige seltene Stücke, welche mir Freunde aus dem Ausland geschickt hatten. Nur eine einzige

Wand „verschwand" hinter großen Büchern in Brailleschrift, und das bedeutete leider nicht Hunderte von Büchern, denn meist enthielten vier bis fünf Bände ein einziges Buch. Es waren wenig genug für meine Bedürfnisse, aber für jemand, der so sehr nach geistiger Nahrung hungert wie ich, ist jede ehrliche Gedankenarbeit eine Schatzgrube. Die Hauptannehmlichkeiten des Studierzimmers waren Sonnenschein, das große Ostfenster voller Blumen und Pflanzen, die ich selbst pflegte, und eine Glastüre, durch welche ich unmittelbar in ein Fichtenwäldchen gelangte, wo ich allein sein konnte mit meinen Gedanken und Träumen.

Fräulein Sullivan ließ an mein Schlafzimmer eine Terrasse anbauen, sodaß ich immer im Freien sein konnte, wenn ich Lust hatte. Die Nadelholzbäume standen so nahe am Geländer, daß ich beim Hinauslehnen ihr leises Rauschen fühlen konnte. Auf dieser Terrasse „hörte" ich einmal den Liebesgesang einer Whippoorwill.* Ich war über eine Stunde auf und ab gegangen, nur ab und zu innehaltend, um die duftende Mailuft tief einzuatmen. Am Südende konnte ich mit der Hand eine Glyzinie erreichen, welche sich um das Geländer rankte. Am entgegengesetzten Ende lag der Garten mit den Apfelbäumen, die in voller Blüte standen und himmlischen Duft verbreiteten. Ich stand unter der Glycinie und war

* Amerikanische Wachtelart.

in Gedanken weit weg, als plötzlich das Geländer unter meinen Händen eigenartig zu vibrieren begann. Die Erschütterungen waren rhythmisch und wiederholten sich wieder und wieder, wie ich es bei den Tönen gefühlt hatte, wenn ich meine Finger an den Kehlkopf eines Singenden legte. Plötzlich hörte die Bewegung auf, und ich fühlte eine Glyzinienblüte gegen mein Gesicht schlagen wie das Pendel einer Feenuhr. Ich dachte mir, daß ein leiser Luftzug oder ein Vogel die Ranke in Bewegung bringe. Dann begann das Geländer wieder zu vibrieren. Ein seltsamer Ruck ging jedesmal den rhythmischen Bewegungen voraus, wie ich nie etwas Ähnliches gefühlt hatte. Ich wagte nicht, mich zu rühren oder zu rufen, aber Fräulein Sullivan kam zufällig ins Zimmer, trat an das Fenster und berührte mich ganz sachte. Ich wußte, daß ich mich ruhig verhalten mußte. Sie buchstabierte: „Es ist ein Whippoorwill. Er sitzt auf dem Eckpfosten, so nahe bei dir, daß du ihn berühren kannst. Aber tue es nicht — er würde wegfliegen und nie mehr zurückkommen."

Nun, da ich wußte, wie der Gesang lautete: whippoor-will! konnte ich die Töne ganz genau verfolgen. Ich fühlte die Freudigkeit des kleinen Sängers und merkte, wie die Töne lauter und lauter, rascher und rascher wurden.

Fräulein Sullivan berührte mich wieder und buchstabierte: „Sein Weibchen antwortet ihm vom Apfel-

baum herüber. Es hat die ganze Zeit schon dort gesessen. Jetzt singen sie zusammen."

Als die Bewegung im Geländer aufhörte, berichtete sie: „Sie sind nun beide im Apfelbaum und singen in einem Meer von weißen und rosenroten Blüten."

Wir bezahlten das Haus in Wrentham mit dem Erlös aus einigen Zuckeraktien, die uns Herr Spaulding aus Boston etwa zehn Jahre vorher geschenkt hatte. Es drängt mich, hier etwas mehr zu erzählen von einem Manne, welcher uns beiden die großherzigste Freundschaft bezeigt hat, als wir gerade einer starken Stütze bedurften.

Ich war etwa neun Jahre alt, als Elsie Leslie Lyde, die wunderhübsche kleine Schauspielerin, welche den „Kleinen Lord Fauntleroy" spielte, uns Herr Spaulding vorstellte. Er war so zartfühlend und verständnisvoll, daß er sofort mein Herz gewann, und von diesem Tag an war er immer bemüht, uns Unterhaltung und Freude zu bereiten. Er liebte es, in die Perkinssche Blindenanstalt zu kommen, wenn wir uns dort aufhielten, und an unseren Mahlzeiten teilzunehmen, wozu er stets Blumen oder Früchte oder Süßigkeiten mitbrachte. Er lud uns zu Spazierfahrten ein, und Elsie begleitete uns, wenn sie nicht auftreten mußte. Sie war ein reizendes lebhaftes Kind, und Herr Spaulding strahlte, seine „beiden Lieblinge" beisammen zu sehen. Ich erlernte eben das Sprechen und war sehr betrübt, daß er nicht

verstehen konnte, was ich sagte. Eines Tages übte ich den Namen „Elsie Leslie Lyde" so lange, daß ich vor Erschöpfung weinen mußte, aber ich wollte, daß Herr Spaulding es deutlich ausgesprochen von mir hören sollte. Und ich werde seine Freude darüber nie vergessen, als es mir gelang. Immer, wenn ich schlecht aussprach oder zu viel Lärm um uns herum war, sodaß er mich nicht verstand, drückte er mich an sich und sagte: „Wenn ich dich auch nicht verstehe, so kann ich dich doch immer liebhaben", und ich weiß, er hatte wirklich eine tiefe Zuneigung für mich. Er wurde von vielen Menschen aus allen Ständen geliebt. Elsie nannte ihn: „König John", und er war ein König im Reich des Geistes mit einem großen und edlen Herzen.

Herr Spaulding unterstützte meine Lehrerin und mich mehrere Jahre lang. Er versprach uns auch öfter, für unsere Zukunft zu sorgen, aber er starb, ohne uns in seinem Testament zu erwähnen, und seine Erben weigerten sich, weiter etwas für uns zu tun. Einer seiner Neffen behauptete sogar, wir hätten uns Vorteile von seinem Onkel verschafft, als er nicht mehr bei klarem Verstande gewesen sei!

Ich sehe, ich bin wieder weit abgekommen. Aber ich wollte nicht versäumen, von einer seltenen schönen Freigebigkeit zu erzählen, welche uns keine Verpflichtungen auferlegte und nichts verlangte als die Befriedigung, uns zu beglücken.

Irgendwie schien Herr Spaulding uns ganz nahe zu sein, als wir die Türen und Fenster unseres Hauses — unseres ersten eigenen Heims — dem Junisonnenschein öffneten und unser neues Leben voll strahlender Zukunftshoffnungen begannen.

Am 2. Mai 1905, ein Jahr nach meiner Graduierung, heiratete meine Lehrerin John Macy. Sie hatte ihre schönsten Jugendjahre mir gewidmet, und ich hatte mich oft darnach gesehnt, sie beglückt durch die Liebe eines rechten Mannes zu sehen. Ich fühlte die herzlichste Freude über diese Verbindung. Dr. E. Hale, einer unsrer ältesten und besten Freunde, hielt die Traufeier in dem sonnigen, blumengeschmückten Wohnzimmer unseres weißen Landhauses, und ich stand neben meiner Lehrerin. Lenore buchstabierte mir die Feier in die Hand. Meine Mutter und wenige intime Freunde waren eingeladen. Dann gingen Herr und Frau Macy auf die Hochzeitsreise nach Neu-Orleans, und ich fuhr mit meiner Mutter nach dem Süden. Wenige Tage darauf erlebten wir eine wundervolle Überraschung, indem Herr und Frau Macy fröhlich zu uns hereinspazierten. Ich war überströmend glücklich! Es schien wie ein Traum, mit ihnen vereint den schönen Frühsommer in den Südstaaten genießen zu dürfen. Die Luft war geschwängert mit dem Duft der Magnolien, und sie erzählten mir immer wieder, wie köstlich der Gesang der Spottdrosseln sei, den sie ihre Hochzeits-

musik nannten. Als wir nach Wrentham zurückkamen, hörte ich, daß manche Leute glaubten, ich sei eifersüchtig und unglücklich, und ich mußte mir sogar einen Beileidsbrief gefallen lassen.

Ich wollte, ich könnte diesen Seiten das Bild einprägen, welches meine Finger von diesen zwei geliebten Freunden bewahren: das meiner Lehrerin mit ihrer großartigen Seele, ihrem starken und wahrhaftigen Herzen, ihrer Art, immer zum Kern der Dinge vorzudringen, ihrem Entzücken an Schönheit, ihrer Begeisterung für Aufpoferung und Heldenmut. Und das ihres Gatten mit seiner brüderlichen Zuneigung, seinem schönen Zartgefühl, seinem ausgeprägten Sinn für Humor und der seltsamen Vereinigung von richterlicher Strenge und lächelnder Duldsamkeit in seinem Wesen. Seit ich mich in die Stille zurückgezogen hatte, wetteiferten beide miteinander, meinen engen Lebenskreis heiter und anregend zu gestalten. Beide hatten ein magisches Geschick, meine Mauern zu durchbrechen durch witzige Erzählungen und häufige Berichte über alles, was ich nicht sehen und hören konnte. Und welcher Unterschied war in der Art ihrer Wiedergabe! Die Bemerkungen meiner Lehrerin über Geschehnisse, Neuigkeiten und Menschen waren wie Goldkörner, die freigebig in meine Hände geschüttet wurden; während ihr Gatte seine Worte sorgfältig setzte, beinahe als schreibe er eine Novelle. Er sagte oft, daß er gerne

eine Geschichte schreiben würde, und sicher gab es Material genug dazu in seinen geistreichen Gesprächen. Seine Hände waren selten in Ruhe und sogar wenn er mir nicht buchstabierte, konnte ich an seinen Bewegungen erkennen, ob er eine Ansicht verfocht oder scherzte oder sich einfach unterhielt.

Ich kann die hilfreiche Güte nicht schildern, mit welcher er meinen rauhen, mühevollen Pfad für mich ebnete. Einmal, als meine Schreibmaschine kaput ging und ich von der körperlichen Anstrengung des Abschreibens ganz erschöpft war, blieb er die ganze Nacht auf und schrieb vierzig Seiten meines Manuskripts, damit es beizeiten druckfertig wurde. Nach meiner Lehrerin war er derjenige Freund, welcher am erfinderischsten war, Mittel und Wege zu entdecken, wie man mir Freude bereiten und meinen Wissensdurst befriedigen konnte. Er erhielt mich treulich auf dem Laufenden mit den wichtigsten Tagesereignissen, wissenschaftlichen Entdeckungen und den Neuerscheinungen in der Literatur. Wenn ihm ein Buch besonders gefiel, ließ er es von John Hitz in Brailleschrift drucken oder las es mir selbst in seiner freien Zeit vor.

Nicht lange, nachdem wir in Wrentham eingezogen waren, bat mich Herr Gilder, eine Serie von Artikeln zu schreiben für das Century-Magazin über meine Ideen von meiner Umwelt. Sie erschienen in dem Magazin unter dem Titel: Sense and Sen-

Helen Kellers Heim in Wrentham

Der Garteneingang oben zeigt die Mauer, welche Helen Keller bauen half

sibility, für die Buchausgabe wählte ich den Titel: „The World I live In" (Meine Welt).

Ich erinnere mich nicht, jemals etwas in einer ebensolchen Glücksstimmung geschrieben zu haben. Ich brachte alles hinein, was mich in einer der schönsten Zeiten meines Lebens interessierte — meinen neu entdeckten Reichtum an Philosophie und den Jubel über die mich umgebende Schönheit. Ich hatte immer in den Wundern der Natur geschwelgt, aber ich hatte keine Ahnung gehabt, welche große physische Genußfähigkeit ich besaß, bis ich mich daran machte, das Schattenspiel der kleinen Blätter, die zarten Schwingen der Insekten, den Windhauch, der mit den Blumen und Gräsern spielte und die Sommerfäden in mein Haar trug, oder das sanftatmende weiche Gefieder einer Taube in Worten zu beschreiben.

Das nächste Buch, das ich schrieb, war: The song of the stone wall. Die Ideen dafür kamen mir, als wir im Frühling die alten Mauern in unsern grünen Feldern ausbesserten. Darin versuchte ich, die Menschen darzustellen, welche einstmals diese Mauern aufgebaut hatten, und widmete das Buch Dr. Hale, weil er alte Mauern und ihre Geschichte liebt, und weil die Kraft jener Menschen in seinen eigenen Worten und ihr Mut in seinem Herzen leben.

Während ich an diesen Büchern arbeitete, stand mir Herr Macy immer hilfreich zur Seite. Er

tadelte streng, was ihm nicht gefiel, und sein Lob war beglückend, wenn ich etwas schrieb, was ihn befriedigte. Wir überlasen die Seiten wieder und wieder, die Spreu aussondernd, bis er glaubte, daß ich mein Bestes gegeben habe. „Wenn das beste nicht befriedigend ist," pflegte er zu sagen, „kann man nichts mehr machen."

Er verstand die Kunst, mich einer traurigen oder mutlosen Stimmung mit einem Scherzwort, einem Lachen zu entreißen, welche mein Herz befreiten und das erregte Gemüt beruhigten. Auch ging oder fuhr ich mit besonderer Vorliebe mit ihm in der reizvollen Umgebung Wrenthams spazieren. Mit einer entzückten Geste konnte er mich aufmerksam machen auf einen glänzenden Teich, welcher sich wie ein Kind an die Brust der Mutter Erde schmiegte, auf einen farbenbunten Vogel oder ein Feld mit reifendem Korn im Sonnenschein. Oder wir setzten uns unter die Große Eiche am See Wollomonapoag, und er las mir aus einem Buch von Thoreau vor. Es ist nicht mit Worten auszudrücken, wie unentbehrlich er mir war und wie ich ihn liebte. Kleine, damals kaum beachtete Einzelheiten steigen schmerzlich brennend in der Erinnerung auf, während ich dies schreibe.

An einem stillen Winterabend oder beim Kaminfeuer wandern meine Gedanken oft sehnsüchtig zurück in jene Zeit, als meine beiden liebsten Freunde neben

mir in der Bibliothek saßen, ihre Hände in den meinen, und wir alle von einer frohen Zukunft in gegenseitiger Hilfsbereitschaft träumten. Ich kann mich nie ganz an den verwirrenden Wechsel im Leben gewöhnen, aber trotz der Schatten, die sich darüber gesenkt haben, fühlen doch meine Lehrerin und ich, daß alles, was die Wrentham-Tage an Schönem boten, uns gehört für immer.

Als wir nach Wrentham zogen, schwebte mir ein richtiges Landgut vor wie das meines Vaters in Tuscumbia, wo ich inmitten der einfachen, verläßlichen Kraft der Natur leben konnte, zusammen mit Bäumen und Früchten und Tieren.

Das einzige Tier, welches wir besaßen, war Phiz, den wir von Cambridge mitgebracht hatten. Er starb ein Jahr nach unserem Einzug, und wir begruben ihn am Rand des Feldes unter einer schönen Fichte. Ich trauerte lange um ihn und beschloß, nie mehr einen Hund anzuschaffen. Aber jedermann weiß, wie im Laufe der Zeit der sprichwörtliche andere Hund auftaucht. Sein Name war Kaiser, und er war eine stämmige französische Bulldogge. Ein Freund Herrn Macys machte ihn uns zum Geschenk und Kaiser, welcher seine bisherigen drei Lebensjahre immer in Gesellschaft eines Mannes zugebracht hatte, zeigte zuerst die Neigung, Frauen gegenüber eine überhebliche Haltung anzunehmen. Er überlegte sich

das, was wir ihm befahlen und beschloß meist, es nicht zu beachten. Wir versuchten ihm beizubringen, daß, wenn man nicht gehorcht, man auch nichts zu fressen bekommt. Aber er entdeckte sehr rasch, daß Äpfel als Ersatz für Fleisch und Brot dienen konnten und lernte einen Apfel zwischen den Pfoten zu halten und ihn mit bestem Appetit zu verzehren. Aber nach und nach begriff er, daß die Vorspiegelung männlicher Überlegenheit nicht aufrecht zu erhalten sei in einem Hause, wo drei Frauen auf einen Mann kamen, und unterwarf sich in allen wichtigen Punkten, auch seine angebliche Vorliebe für Äpfel verschwand, doch behielt er bis zu seinem Ende eine gewisse männliche Haltung, die ihm nicht übel stand.

Man kann nicht viel von Kaiser erzählen. Sein Schicksal ist eine Folge der modernen Zivilisation. Er fand überreichliche wohlschmeckende Nahrung, ohne sich anstrengen zu müssen, und benutzte jede Gelegenheit, sein Leckermaul zu befriedigen. Beide, Hunde sowie Menschen, finden das einen angenehmen Zeitvertreib, aber sie müssen sich klar sein, daß sie früher oder später sicher daran sterben werden.

Das gleiche Schicksal ereilte einige Kücken, welche wir von einem Nachbar, der Geflügelzüchter war, kauften. Ich fütterte sie selbst und sie wurden bald sehr zahm. Es machte mir Spaß, sie zu beobachten, aber nach einiger Zeit bemerkte ich, daß sie sich zu ihren Mahlzeiten niedersetzten, und man sie kaum

dazu brachte, im Garten herumzulaufen. Der Nachbar wurde geholt und erklärte, daß ich sie dermaßen überfüttert habe, daß er bezweifele, ob selbst Herr Pierce, unser Händler, sie uns abnehmen würde. Ich war so ärgerlich über die kleinen Fresser, daß ich es aufgab, Kücken aufzuziehen.

Aber es schien Verschwendung die Umzäunung nicht zu benützen, welche wir mit so viel Mühe und Geld errichtet hatten. Also kauften wir Thora, eine wunderschöne gestreifte dänische Dogge. Ich wußte, es würde leichter sein, Hunde aufzuziehen, und außerdem konnte ich Hunde besser leiden als Hühner. Zu ihrer Zeit bekam Thora elf Junge. Natürlich hatte ich nicht im Entferntesten gedacht, daß es so viele sein und was sie alles anstellen würden.

Ich kann die Aufzucht dieser zahlreichen Familie nicht im einzelnen beschreiben. Sie waren so temperamentvoll wie die sprichwörtlichen Dichter und Musiker zusammengenommen. Eine Hündin aber war der Glanzpunkt der Familie; wir nannten sie Sieglinde und pflegten und liebten sie ganz besonders. Ihre Farbe war goldenrot und ihr Kopf wunderbar edel geformt. Von allen Hunden, welche ich je besaß, war sie der schönste und klügste. Dadurch setze ich meinen schönen Dänen Hans und meine bezaubernde, launische, schottische Hündin Darky nicht herab, welche eben an meiner Zimmertüre lärmen, während ich dies schreibe.

Nun hatten wir aber auch noch einen schönen großen Stall, welcher vollständig leer stand. Wir fingen daher an, die Anzeigen im Bostoner Transcript zu lesen und waren erstaunt, wie viele schöne Tiere ohne Heim es gab. Tränen traten mir in die Augen, als ich von einer Dame hörte, die ins Ausland reisen mußte und genötigt war, ihre herrliche dänische Dogge fremden Menschen zu überlassen. Sie schrieb, wenn ein Tierfreund bereit sei, Nimrod aufzunehmen, würde sie sich für fünfundsiebzig Dollars von ihm trennen, was rein geschenkt wäre. Wir teilten der Dame mit, daß wir Nimrod gerne nehmen würden, und Herr Macy sollte ihn an der Nordstation in Boston abholen. Frau Macy und ich erwarteten ihn zu Hause.

Niemals habe ich einen solchen Riesenhund gesehen, er glich eher einem jungen Elefanten als einem Hund! Herr Macy wünschte, wir sollten ihn in der Vorhalle lassen, bis wir uns über seine Manieren klar geworden waren, aber wir wollten von einer solchen Ungastlichkeit einem Fremden gegenüber nichts wissen und öffneten weit die Türe, um Nimrod eintreten zu lassen. Neben der Türe stand ein kleiner Tisch mit einer Lampe, und das erste, was der Hund tat, war, diesen umzuwerfen. Glücklicherweise war die Lampe nicht angezündet — wir benützten damals noch Erdöl — sonst wäre wohl das Haus abgebrannt. Aber der Krach erschreckte das arme Tier dermaßen,

daß es ins Eßzimmer raste, Herrn Macys Abendessen herunterriß und den ganzen Raum schrecklich zurichtete. Unter großen Schwierigkeiten gelang es Herrn Macy, das verstörte Geschöpf in den Stall zu befördern, aber an diesem Abend waren die Familienbeziehungen etwas gespannt, und ich erfuhr nicht viel von dem, was geschehen war, außer daß zwei Schaffner sich geweigert hatten, Nimrod mitzunehmen, und daß der Hund eine Panik im Wartesaal des Bahnhofs verursacht hatte.

Selbst Thora wollte nichts mit ihm zu tun haben, sie knurrte, als er sich ihren Jungen näherte. Draußen auf dem Acker schien Nimrod ganz zufrieden, aber irgend jemand bemerkte, daß er Steine fraß. Wir hatten genug Steine auf unsern Feldern, deren Verminderung machte uns keinen Kummer, aber wir sorgten uns um Nimrods Verdauung und ließen den Tierarzt kommen. Als dieser uns seinen Befund mitteilte, mußte er sich Mühe geben, uns nicht ins Gesicht zu lachen.

„Der Hund," sagte er, „ist ungefähr vierzehn Jahre alt. Er hat keine Zähne und sieht auch fast nichts mehr. Wahrscheinlich hielt er die Steine für Knochen. Seine frühere Besitzerin war ohne Zweifel zu weichherzig, ihn ins Jenseits zu befördern." Wir fanden unseren Freund zwar ziemlich herzlos, als er vorschlug, das Versäumte jetzt nachzuholen — aber was blieb uns anderes übrig?

Es dauerte einige Zeit, bis wir die Anzeigen im Transcript wieder lasen. Aber die Ereignisse haben bekanntlich die Neigung, sich zu wiederholen, und wir hatten die wunderbare Eigenschaft, unangenehme Erlebnisse rasch wieder zu vergessen und uns auf neue Abenteuer einzulassen. Man kann zugunsten dieser Eigenschaft nur anführen, daß sie dem Leben Würze verleiht. Es kam der Tag, da wir das Bedürfnis fühlten, ein Pferd zu besitzen, und gerade an diesem Tag lasen wir eine Reihe von Anzeigen von wundervollen Pferden, welche zu der Hälfte oder einem Drittel ihres wahren Wertes erworben werden konnten. Das Pferd, für welches wir uns entschieden, war beschrieben als feuriger Dunkelbrauner von mittlerem Gewicht, sechsjährig, sanft, eingeritten, passend für eine Dame zum Reiten und Fahren.

Wir drei unschuldigen Wesen fuhren nach Boston, um das Pferd anzusehen. Der Wärter erklärte, der Besitzer sei verreist, aber er zeigte uns das Tier, und es war wirklich eine Schönheit. Sein Fell war wie Seide und es trug seinen Kopf so hoch, daß ich seine Ohren kaum erreichen konnte. Einer seiner Füße war weiß, deshalb taufte ich es gleich, mit zärtlichem Streicheln und Klopfen, Weißfuß. Wir bezahlten es sofort und verabredeten, daß ein Stalljunge es nach Wrentham hinausbringen sollte. Wir erfuhren später, daß Weißfuß unterwegs den Jungen dreimal abgeworfen hatte, aber er sagte uns kein Wort davon.

Am nächsten Morgen spannte Herr Macy unser Pferd an einen leichten Wagen, welchen wir besaßen, da er ins Dorf fahren wollte. Er war noch nicht einmal in den Fahrweg eingebogen, als Weißfuß schon begann, schwierig zu werden, so daß Herr Macy ausstieg, um nachzusehen, ob das Geschirr in Ordnung sei. Gerade in diesem Augenblick fuhr der Foxboro Omnibus vorüber. Das Pferd bäumte sich, raste quer über den Grasplatz und zum Nachbartor hinaus. Dabei verfing sich der Wagen an einem Steinpfosten und wurde zu Atomen zerschmettert. Zwei Tage später brachte uns ein Bauer den Ausreißer zurück, den er noch mit einigen Strängen angetan auf einem Waldweg gefunden hatte.

Wir verkauften Weißfuß an einen Mann, der sich rühmte, ein Pferdebändiger zu sein. Etwa ein Jahr später erfuhren wir, daß er den Tod eines Kutschers verschuldet habe und vom Tierarzt für verrückt erklärt und erschossen worden sei.

Es dauerte diesmal ziemlich lange, bis wir den Mut aufbrachten, unser Glück nochmal mit einem Pferd zu versuchen. Aber es gelang uns schließlich zu finden, was wir brauchten. King war ein englischer Doppelpony mit glänzend braunem Fell. Wir pflegten zu sagen, er trabe wie Königin Elisabeth tanzte „feierlich und gemessen". Er war zuverlässig wie bester Stahl — stark, geduldig, gutmütig und vernünftig — gerade die Sorte, welche unsichere

Fahrer nicht mit Gold und Perlen aufwiegen können.

Da unsere verschiedenen Versuche mit Tieren nicht allein mißlungen waren, sondern uns auch in Geldschwierigkeiten gestürzt hatten, riet man uns, einen Obstgarten anzulegen. Das schien gerade das richtige! Wir kauften hundert ausgewählte dreijährige Apfelbäumchen und pflegten sie nach den von der staatlichen Landwirtschaftsabteilung herausgegebenen Anweisungen. Sie gediehen. Im fünften Jahr entdeckten wir mit Entzücken einige Äpfel daran. Ich wußte genau, wieviele Äpfel jeder Baum trug und maß beinahe täglich ihre Größe. Der Obstgarten machte uns so viel Spaß, daß wir bedauerten, nicht gleich daran gedacht zu haben.

Alles verlief in bester Ordnung bis zu einem gewissen Sommernachmittag, an dem Jan Bittmann, unser russischer „Mann für alles", in mein Zimmer gestürzt kam, wo Frau Macy und ich zusammen lasen, und rief: „Seht! Seht! die wilde Kuh ist gekommen!"

Wir liefen zum Fenster und Jan zeigte in größter Aufregung auf fünf wunderschöne Geschöpfe, die sich im Obstgarten ergötzten. Frau Macy traute ihren Augen nicht — es war eine Rehfamilie, ein großer Bock mit einem schönen Geweih, eine Rehgeiß und drei halbwüchsige Kälbchen. Sie waren prachtvoll in dem Abendsonnenschein, wie sie von Baum zu Baum gingen und mit ihren scharfen Zähnen die

Rinde abschälten, und es war ein so ungewöhnliches und reizvolles Schauspiel, daß es keinem von uns einfiel, sie hinauszujagen, bis sie fast alle Bäume zerstört hatten. In diesem Jahr mußte Massachussets Tausende von Dollars für Wildschaden an die Farmer bezahlen, wir aber dachten nicht daran, dem Staat die Rechnung für unsere Apfelbäume zu schicken. Das letztemal, als ich unser altes Heim besuchte, fand ich vielleicht noch ein halbes Dutzend von den Bäumen, die wir gepflanzt hatten, welche den scharfen Zähnen der Eindringlinge entgangen waren. Sie waren stattlich herangewachsen und trugen jedes Jahr reiche Früchte.

So viel als möglich brachte ich meine Zeit im Freien zu und beobachtete die schönste aller Arbeiten — das Zurichten des alten Gartens für neue Anpflanzungen und das Wachstum der Setzlinge. Ich fand Fußwege, welche ich auf meinen täglichen Spaziergängen genau kennen lernte und erforschte den Wald, in welchen sie einmündeten, in dem ich meine glücklichsten Stunden verlebte.

Alles dies ist höchst angenehm zu erleben, aber man kann nicht viel darüber schreiben. Es zeigt, welcher Art mein Stoff ist für eine Lebensbeschreibung. Ich habe weder von großen Abenteuern noch von spannenden Erlebnissen oder riesigen Erfolgen zu berichten. Dieses Buch enthält einfach die Eindrücke und Empfindungen, welche meine Seele er-

füllten. Aber vielleicht sind unsre Gefühle und Gedanken doch das, was am meisten des Erzählens wert ist, da sie unser wahres Selbst sind.

Je nach der Jahreszeit brachte ich Unmengen von Blumen nach Hause oder beobachtete das Beschneiden der Bäume oder half Holz sammeln. Es gab einige große Ulmen und Apfelbäume in unserem Garten, welche Herr Macy mit Stolz betreute, und sie gediehen prachtvoll unter seiner Pflege. Jeden Herbst band man eine Leiter an einen der alten Apfelbäume, ich kletterte hinauf so hoch es ging, hielt mich fest und schüttelte die rosigen duftenden Früchte ins Gras. Dann stieg ich hinunter, sammelte die Äpfel und legte sie auf Hürden für den Winter. Das waren wundervolle Stunden, in denen meine Seele ihre irdische Schwere abzustreifen schien, in den Zweigen sich wiegte und sang wie die Vögel ringsum. Ich marschierte auch sehr viel. Wenn ich dem Draht entlang ging, mit dem Herr Macy unser Grundstück abgegrenzt hatte, wurde es mir leicht, den Weg zu einem Tannenwald zu finden, wo ich ruhig sitzen und träumen oder mich von Baum zu Baum weiterfühlen konnte. Im Sommer wuchsen hohe glänzende Gräser dort, Thymian und wunderhübsche Goldrute. Im ganzen war es der längste Spaziergang — etwa eine Viertelmeile — den ich allein unternehmen konnte. Diese Einzelheiten mögen unwichtig scheinen, aber ohne dieses Fünkchen Selbständigkeit und sonniges

Alleinsein hätte ich die aufreibende tägliche Arbeit nicht ertragen können. Gelegentlich nahm mich jemand auf eine Tandemfahrt mit oder wir machten entzückende, ausgedehnte Touren im trolley car* durch Neuenglands Wälder. Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß damals kein Benzingeruch die Reinheit der Luft verdarb.

Beim Zurückschauen scheint es, als sei alles mit der friedlichen Gelassenheit eines Waldstromes geschehen — es gab keine Automobile oder Flugzeuge, keine Radios, keine Revolutionen, keine Weltkriege. So und ähnlich verlief unser Leben in Wrentham in den Jahren 1905 bis 1911. Ach, es scheint alles so fern und fremd, daß es mir manchmal vorkommt wie eine Art früheren Daseins — ein Traum aus einer Zeit, da ich einen anderen Körper und ein ganz anderes Bewußtsein besaß! Und doch steht es so lebendig vor mir, doppelt lebendig, weil damals so wenig äußere Ablenkungen die Gedanken herabzogen und die Seele Muße hatte, sich zu entwickeln. Vergnügungen waren selten, aber die einfachsten Freuden versetzten uns in den siebten Himmel. Die Umgebung war ländlich und das Leben eintönig, deshalb wurde uns jeder Strahl, der hereinfiel, kostbar, und jedes Erlebnis schien uns voller Poesie und verklärt durch den Reichtum des Geistes, der über allem lag.

* Irische große Ausflugswagen, auf welchen man Rücken an Rücken sitzt. D. Ü.

Unser Mark Twain

Freundschaft beim ersten Händedruck — Sein Zartgefühl — Seine glänzende Beredsamkeit — Verlust seiner Frau — Er ist der Repräsentant seines Volkes — Besuch bei ihm in Stormfield — Nur Lumpe sind bescheiden! —Beim Diktieren im Bett — Wir verirren uns — Im Scharlachmantel des Ehrendoktors — Seine Grundstimmung Trauer — Abschied — Die weiße Villa eine Ruine

Eines der bedeutsamsten Ereignisse unsrer Wrentham er Jahre war unser Besuch bei Mark Twain.

Meine Erinnerung an Herrn Clemens* geht zurück bis zum Jahr 1894, als er noch auf der Höhe seines Lebens stand, ehe die Schatten sich um ihn sammelten. Er flößte meinem jungen Herzen gleich eine innige Zuneigung ein, und meine Liebe zu ihm ist mit den Jahren immer größer geworden. Mehr als irgend einer meiner Freunde, außer Dr. Bell und meiner Lehrerin, erweckte er in mir ein aus Zärtlichkeit und Ehrfurcht seltsam gemischtes Gefühl. Ich sah ihn oft bei gemeinsamen Freunden und auch in seinem eigenen Hause. Für einen regelmäßigen Briefwechsel waren wir beide zu sehr in Anspruch genommen; aber wenn ein wichtiges Ereignis in unserem Leben eintrat, teilten wir es einander mit.

Ich war vierzehn Jahre alt, als ich Herrn Clemens zum erstenmal traf — es war an einem Sonntag Nachmittag, als meine Lehrerin und ich bei Frau Lawrence Hutton in New York eingeladen waren. Im Lauf des Nachmittags stellten sich mehrere Be-

* Der wirkliche Name Mark Twains. D. Ü.

rühmtheiten ein, darunter auch Herr Clemens. Im Augenblick, als seine Hand die meine umschloß, wußte ich, daß er mein Freund sei. Er brachte mich zum Lachen und erweckte ein tiefes Glücksgefühl in mir durch die Erzählung einiger hübscher Geschichten, die ich ihm von den Lippen ablas. Ich habe vieles aus meinem Leben vergessen, aber daran werde ich immer denken, wie zartfühlend er war.

Er erkannte mit wunderbarer Einsicht, was in mir vorging, wie schwer es oft war, blind zu sein und es nicht mit den flinken Leuten aufnehmen zu können — Dinge, welche Andere spät oder niemals begriffen. Er brachte mich nie in Not durch die Behauptung, es müsse schrecklich sein, nichts sehen zu können, oder wie langweilig ein Leben in ewiger Dunkelheit sein müsse. Er wob einen Schleier von Romantik und Abenteuer über meine finstern Kerkermauern, sodaß ich mich beglückt und wichtig fühlte. Einmal, als Peter Dunne ausrief: „Gott, wie langweilig muß es für Helen sein, jeder Tag dasselbe und jede Nacht wie jeder Tag!" antwortete er ihm: „Sie sind gänzlich auf dem Holzweg. Blindheit ist eine aufregende Sache, kann ich Ihnen sagen. Wenn Sie es nicht glauben wollen, dann springen Sie einmal in einer dunklen Nacht, wenn das Haus brennt, auf der verkehrten Seite aus dem Bett und suchen Sie die Türe."

Das nächstemal traf ich Herrn Clemens in Princetown, als wir die Frühjahrsferien bei Huttons in

ihrem neuen Hause zubrachten. Wir verlebten viele glückliche Stunden zusammen.

Eines Abends hielt Herr Clemens einen Vortrag über die Lage auf den Philippinen vor einer auserlesenen Gesellschaft — Woodrow Wilson war auch anwesend. Wir lauschten atemlos. Er beschrieb, wie sechshundert Moros — Männer, Frauen und Kinder — Zuflucht gesucht hatten in einem erloschenen Kraterbecken bei Jolo, wo sie wie in einer Falle gefangen und auf Befehl von General Leonard Wood ermordet wurden. Wenige Tage später nahm Hauptmann Funston den Führer Aguinaldo gefangen, indem er seine Landstreicher soldaten in feindliche Uniformen steckte und vortäuschen ließ, sie seien Freunde von Aguinaldos Offizieren. Diese militärischen Heldentaten gaben Herrn Clemens Anlaß zu heftigem Tadel und scharfem Spott. Nur wer ihn einmal gehört hat, kennt die tiefe Inbrunst und Kraft seiner feurigen Worte. Sein Leben lang bekämpfte er Ungerechtigkeit, wo er sie entdeckte zwischen Mensch und Mensch — in der Politik, in Kriegen, in Gewalttaten gegen die Eingeborenen der Philippinen, des Kongos und Panamas. Ich liebte seine Ansichten über öffentliche Zustände, sie waren so oft auch die meinigen.

Er glaubte von sich, er sei ein Zyniker, aber sein Zynismus machte ihn nicht gleichgültig gegen Grausamkeit, Härte, Gemeinheit und Anmaßung. Er

sagte oft: „O Helen, es gibt in der Welt so viele Augen, die nicht sehen — leere, starre, seelenlose Augen". Er konnte sich in helle Wut hineinsteigern über das stumpfe Hinnehmen eines Übels, das abgewendet werden konnte. Es ist wahr, er schoß manchmal mit Kanonenkugeln auf ein vorwitziges Mäuslein, aber selbst dann war sein unerschöpflicher Wortschatz ein Genuß. Und sogar, wenn seine Ansichten ganz verkehrt waren, wurden sie mit solcher Klarheit, Überzeugung und Kampflust vorgetragen, daß man sich gezwungen fühlte, sie anzuerkennen — wenigstens für den Augenblick. Man ist ja leicht geneigt, jedem Gedanken zuzustimmen, welcher gut vertreten wird.

Herr Clemens interessierte sich für alles, was mich betraf — für meine Freunde und kleinen Erlebnisse und was ich gerade schrieb. Für meine Lehrerin hatte er Worte höchsten Lobes, und er ist fast der einzige unter allen Menschen, die über mich geschrieben haben, welcher die Bedeutung Fräulein Sullivans für mein Leben erkannte und von ihrer „Frische, Findigkeit, Weisheit und Charakterfestigkeit, sowie den feinen literarischen Vorzügen ihrer Feder" sprach.

Oft erzählte er liebevoll von seiner Frau und bedauerte, daß ich sie nicht gekannt hatte.

„Manchmal fühle ich mich sehr einsam, wenn ich allein am Kaminfeuer sitze, nachdem alle Besuche

weggegangen sind," sagte er. „Meine Gedanken wandern in die Vergangenheit, zu Susi und Livy und mir ist, als verstricke ich mich in dunkle Schleier wirrer Träume. Erinnerungen an kleine intime Geschehnisse von ehemals scheinen wie Sterne durch die Finsternis. Eines Tages geschieht es, daß alles zusammenbricht und auseinanderfällt — das war an dem Tag, als Livy starb." Bewegt und mit unendlicher Zärtlichkeit sprach er die Worte, welche er auf ihren Grabstein meiseln ließ:

Warm summer sun
Shine kindly here;
Warm Southern wind
Blow softly here;
Green sod above
Lie light, lie light;
Good night, dear heart
Good night, good night.

(Warmer Sonnenschein — schein mild herein! — Südlich warmer Wind — weh sanft und lind! — Grünes Gras — bedecke sie ganz sacht — Gute Nacht, liebes Herz! — Gute Nacht! Gute Nacht).

Kurz nach ihrem Tod sagte er zu mir: „Es war das traurigste Jahr, das ich je erlebt habe. Wenn mir nicht meine Arbeit Vergessen brächte, könnte ich das Leben nicht ertragen." Er bedauerte, daß er

nicht mehr geleistet habe. Ich rief: „Oh, Herr Clemens, die ganze Welt liegt Ihnen zu Füßen. Ihr Name wird mit den größten in der Geschichte zusammen genannt. Bernard Shaw vergleicht Ihr Werk mit dem von Voltaire, und Kipling hat Sie den amerikanischen Cervantes genannt."

„Du hast ein Honigzünglein, Helen, aber du verstehst das nicht. Ich habe diese Menschen nur unterhalten. Ihr Lachen hat das Beste in mir erstickt."

Es gibt Schriftsteller, welche der klassischen Literatur ihrer Nation angehören. Mark Twain ist einer davon. Wenn wir an große Amerikaner denken, denken wir auch an ihn. Er verkörperte seine Zeit. In ihm leben die Pioniereigenschaften — der weite, freie, überlegene Standpunkt jener Menschen, welche unbekannte Meere befuhren und Wege durch den Urwald bahnten. Mark Twain und der Mississippi sind für mich unzertrennlich. Ich sagte ihm, daß seine Geschichte Life on the Mississippi* mir die liebste aller Abenteuergeschichten sei. Er war starr. „Nie hätte ich gedacht, daß eine Frau an einer solch derben Erzählung Gefallen finden könnte! Aber ich verstehe nicht viel von Frauen," sagte er, „es ist eigentlich nicht gut möglich, weniger von Frauen zu wissen als ich."

---

* Leben auf dem Mississippi. Deutsche Ausgabe. Erschienen als Band 4 von Mark Twains humoristischen Schriften (Verlag von Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm in Stuttgart). D. Ü.

Nach einigen Neckereien darüber änderte sich plötzlich sein Wesen. Wehmut klang aus seiner Stimme: „Das waren herrliche Tage auf dem Mississippi. Sie kommen nie zurück, das Leben hat sie verschlungen wie meine Jugend auch. In jenen Tagen waren wir auf der Höhe des Lebens und unsre Herzen trunken vom Wein der Romantik. Nie wieder habe ich solche Zeiten erlebt!"

Kurz nachdem er mein Büchlein „Meine Welt" gelesen hatte, sandte er uns eine Botschaft nach Wrentham: „Ich befehle euch allen dreien zu kommen und einige Tage in Stormfield zu verbringen."

Das war in der Tat das Gebot eines geliebten Königs! Sein Wagen holte uns am Bahnhof Redding ab. Wenn ich mich recht erinnere, war es im Februar, und leichter Schnee lag über den Hügeln von Connecticut. Wir hatten eine großartige Fahrt von fünf Meilen bis Stormfield; kleine Eiszapfen hingen an den Blatträndern und in der Luft war ein Duft von Tannen und Zedern. Als wir uns der italienischen Villa auf der Spitze des Hügels näherten, sagten sie mir, er erwarte uns auf der Veranda. Als der Wagen zwischen den riesigen Granitpfeilern hindurchfuhr, winkte er mit der Hand, und Frau Macy beschrieb mir, daß er ganz in Weiß gekleidet sei und daß sein wunderschönes weißes Haar im Nachmittagssonnenschein glänze wie der Reif auf den grauen Steinen.

Ein warmes Feuer brannte im Kamin und Tannengeruch mischte sich mit feinem Teeduft. Ich schalt Herrn Clemens ein wenig, weil er ohne Hut auf die Veranda herausgekommen war, und es schien ihm wohl zu tun, daß ich mich um ihn sorgte, denn er sagte ziemlich traurig: „Heutzutage bemerkt selten jemand, wenn ich unvorsichtig bin."

Wir waren in Feenland, als wir da um das Feuer saßen und unsern Tee mit gebuttertem Toast genossen, zu dem ich auch noch Himbeermarmelade nehmen mußte. Fräulein Lyon, Herrn Clemens' Sekretärin, versorgte uns. Wir waren die einzigen Gäste.

Nachher fragte mich Herr Clemens, ob ich das Haus ansehen wolle und fügte hinzu, die Leute fänden es oft interessanter als seinen Besitzer.

Vom Wohnzimmer kamen wir in eine große sonnige Loggia voller Blumen und großen Vasen mit Gräsern und Disteln, welche im späten Herbst noch auf den Bergen gepflückt worden waren, dann sahen wir die andern Räume an und das Billardzimmer, von welchem Herr Clemens sagte, daß er seine glücklichsten Stunden darin verlebe, denn er spielte leidenschaftlich gerne Billard und war sehr stolz auf seinen Tisch, den ihm Frau Rogers verehrt hatte. Er sagte, er wolle mich spielen lehren, so gut wie einige seiner Freunde könnte ich es auch lernen.

Oben lag das Schlafzimmer mit den geschnitzten Möbeln und der herrlichen Aussicht.

„Versuche dir vorzustellen, was wir sehen, Helen," sagte er. „Wir sind hoch oben auf einem schneebedeckten Berg. Draußen umgibt uns dichtes Tannengehölz und Föhrenwald, andre Schneehügel und Steinmauern, die sich überall durch die Landschaft ziehen, und über allem liegt schimmernder Raureif. Dieses wilde, freie, tannenduftende Haus ist herrlich!"

Unsre Zimmer lagen neben dem seinigen. Auf dem Kaminsims hing an einem Leuchter eine Karte, welche etwaigen Einbrechern die Wertgegenstände im Zimmer bezeichnete. In der letzten Zeit war eingebrochen worden, und Herr Clemens erklärte, das sei seine Schutzmaßregel, um nicht von Einbrechern gestört zu werden.

Er gab sich nicht zufrieden, bis er uns selbst die Dienstbotenzimmer gezeigt hatte und hätte uns auch noch in die Bodenkammern geschleppt, wenn Fräulein Lyon ihn nicht überredet hätte, es auf einen andern Tag zu verschieben. Augenscheinlich war Herr Clemens sehr stolz auf sein außergewöhnliches Haus, das ein Sohn meines alten Freundes Howells für ihn entworfen hatte. Er erklärte, daß das Haus ganz seiner Umgebung angepaßt sei; die dunkeln Nadelbäume bildeten einen besonders wirkungsvollen Hintergrund für die weiße Villa, und die Sonne scheine ganz frei in die großen Fenster herein, durch welche man so schön die Wiesen und Berge und den weiten Himmel sehen könne.

„Ich habe keine Bilder an den Wänden," sagte er, „sie wären in diesem Hause eine Anmaßung. Kein Künstler hat je malen können, was man durch diese Fenster sieht."

Wir blieben in unsern Zimmern bis zum Essen. In Herrn Clemens' Haus war dabei die Unterhaltung wichtiger als die Speisen. Es war Sitte, daß die Gäste der Verantwortung für die Unterhaltung enthoben waren, denn Herr Clemens behauptete, die Erfahrung gemacht zu haben, daß man sich am Essen nicht freuen könne, wenn man sich plagen müsse, einen Gesprächsstoff zu finden. So führte er bei sich die Gepflogenheit ein, die ganze Unterhaltung selbst zu bestreiten und erwartete von seinen Wirten, wenn er eingeladen war, dasselbe. Er plauderte entzückend geistreich und kühn und alles hatte irgendwie einen Duft von Tabak. Ich betete ihn an, weil er seine Gespräche nie auf Weiblichkeit abstimmte. Manchmal war er ein spielerischer Junge und gelegentlich liebte er es, zu posieren, denn er hatte eine starke dramatische Ader und es machte ihm Spaß, dies zu zeigen. Aber er kannte keine Verstellung, er wollte nur sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Ich glaube, es war Goethe, der sagt: Nur Lumpe sind bescheiden; und wenn dies wahr ist, dann gab es auf der ganzen Welt niemand, der weniger ein Lump war als Herr Clemens.

Er aß sehr wenig und wurde stets unruhig, ehe

das Essen zu Ende war. Dann stand er mitten im Satz auf und ging um den Tisch herum oder im Zimmer auf und ab, ohne das Gespräch zu unterbrechen. Hinter meinem Stuhl blieb er stehen und fragte, ob ich noch etwas wünsche; manchmal zog er eine Blume aus einer Vase, und wenn ich sie erkannte, bezeigte er seine Freude darüber, indem er mit vielen Übertreibungen die Kräfte beschrieb, die ungenützt in uns schlummern und behauptete, der gewöhnliche Mensch habe noch nicht einmal die Oberfläche seines Gehirns geritzt. Das führte dann zu einem Klagelied über die erschütternde Dummheit des ganzen Menschengeschlechtes.

Manchmal gelang es dem Hausmeister, ihn durch ein besonders leckeres Gericht wieder zum Niedersitzen zu veranlassen. Um meine Beobachtungsgabe zu prüfen, schlich er leise hinaus und brachte die Spielorgel in Gang. Meine Lehrerin erzählte, wie drollig es sei, ihn verstohlen zurückkommen zu sehen, und wie er nun darauf wartete, ob ich die Schwingungen fühlen würde. Es gelang mir nicht oft, ich glaube, der Boden war aus Ziegeln und leitete schlecht, aber manchmal fühlte ich die Akkorde durch den Tisch. Ich war dann immer sehr froh, weil es ihn so glücklich machte.

Nach Tisch versammelten wir uns um den warmen Kamin, unser Wirt stand mit dem Rücken zum Feuer und plauderte mit uns. Da stand er, unser Mark

Twain, unser Amerikaner-Urbild, unser Humorist, die Verkörperung unseres Landes! Der große Mississippistrom schien immer durch seine Worte zu strömen, seine Stimme schien wie das Wasser zu sprechen: Warum eilen? Ewigkeit ist lange und das Meer kann warten! In Erwiderung auf einen bewundernden Ausruf über die Größe und Schönheit des Zimmers, welches Bibliothek und Wohnraum zugleich war, sagte er lebhafter als gewöhnlich: „Es paßt zu mir. Ich werde nie mehr irgendwo anders leben."

Als es Zeit war, zu Bett zu gehen, führte mich Herr Clemens selbst in mein Zimmer und erklärte mir, wo ich Zigarren und eine Thermosflasche mit schottischem Whiskey oder Bourbon, wenn ich dies vorzöge, im Badezimmer finden könne! Er sagte, er pflege den Vormittag im Bett zuzubringen und zu schreiben, sodaß seine Gäste ihn selten vor dem Lunch zu sehen bekämen, aber wenn es mir paßte, um halb elf Uhr zu ihm zu kommen, werde er sich sehr freuen, denn er wolle mir einiges sagen, ohne daß mein Schutzengel anwesend sei.

Um zehn Uhr am nächsten Morgen ließ er mich holen. Er liebte es im Bett zu arbeiten und zwischen seinen schneeweißen Kissen sitzend, mit einem Schlafrock aus prachtvoller Seide angetan, zu diktieren. Er sagte, wenn ich auch so arbeiten wolle, könnte ich die Hälfte seines Bettes haben, vorausgesetzt, daß ich strenge Neutralität bewahren und nicht reden würde.

Ich antwortete, das sei zu viel verlangt — ich könne nicht auf dieses einzige Vorrecht der Frauen verzichten, so groß die Versuchung auch sei.

Es war ein prachtvoller, strahlender Tag, und Herr Clemens bemerkte, wenn ich nicht zur Arbeit aufgelegt sei nach dem Lunch — was sarkastisch gemeint war, denn er hatte vorher geäußert, ich sehe nicht sehr fleißig aus und habe wahrscheinlich jemand, der meine Bücher für mich schreibe — dann wolle er uns „die Farm" zeigen. Beim Lunch war er nicht anwesend, da ihm der Arzt strenge Diät verordnet hatte, doch erschien er beim Nachtisch und sagte, er habe den Apfelpudding gerochen und nicht widerstehen können. Fräulein Lyon widersprach schüchtern: „Oh, Herr Clemens!"

„Ja, ja, ich weiß! aber frischer Apfelpudding hat noch niemand das Leben gekostet. Wenn Helen sagt, ich dürfe nicht, werde ich's lassen." Ich brachte es nicht übers Herz, das Verbot auszusprechen, aber wir einigten uns auf ein sehr kleines Stück, das später mit einem größeren vertauscht wurde, wobei er die andern durch Gebärden bat, ihn nicht zu verraten. Ich erriet, was vorging und sagte: „Kommt, wir wollen gehen, ehe Herr Clemens den zweiten Pudding bestellt." Er sagte: „Buchstabieren Sie ihr, ich habe immer vermutet, daß sie eine kleine Hexe ist; nun habe ich den Beweis."

Er zog einen großen Pelzmantel an, setzte eine

Pelzmütze auf, füllte seine Taschen mit Zigarren und erklärte sich zum Abmarsch bereit. Dann führte er mich durch die Pergola, indem er mich die Zedern anfühlen ließ, welche zu beiden Seiten standen. „Die Bogen waren für Schlingrosen gedacht," sagte er, „aber leider haben sie diesen Winter nicht geblüht; ich hoffe aber, daß wir das nächstemal, wenn du kommst, Rosen für dich haben werden."

Er entschied sich für einen entzückenden Weg zwischen Felsen, von welchem er glaubte, daß ich ihn leicht gehen könne; neben uns sprudelte ein munterer Bach, welchen der Winter nicht hatte in Fesseln schlagen können. Er bat Herrn Macy, mir zu sagen, daß ein großes weißes Gebäude uns gegenüber jenseits eines Taleinschnitts stehe. „Es ist eine Kirche. Einst stand sie auf dieser Seite des Baches; aber die Gemeinde ließ sie letzten Sommer versetzen, als ich erklärte, ich habe keine Verwendung für sie. Ich hatte keine Ahnung, daß die Leute in Neuengland so zuvorkommend sind. In dieser Entfernung ist sie nun gerade so wie eine Kirche sein soll — heiter und rein und mystisch." Wir gingen über eine kleine rostige Brücke, welche er vorhistorisch nannte und behauptete, der stille braune Teich darunter sei der, welcher in Salomos Liedern vorkomme. Es war eine Wonne, mit ihm zu gehen und seine Hand zu halten, mit der er jeden hübschen Punkt bezeichnete, in dem er eine lustige Schelmerei hinzufügte. Er sagte: „Das Buch

der Erde ist wunder-voll. Ich wollte, ich hätte Zeit, es zu lesen. Hätte ich in meiner Jugend begonnen, wäre ich vielleicht mit dem ersten Kapitel zu Ende gekommen. Jetzt ist es zu allem zu spät."

Wir wanderten weiter und weiter und vergaßen Zeit und Entfernung in der Bezauberung durch Strom und Wiesen und weinumrankte Mauern mit ihrem Mantel von buntem Herbstlaub. Als wir uns endlich auf den Heimweg machten, stand Herr Clemens still und sagte, das winterliche Tal überblickend: „So ist das Alter; wir stehen auf dem Gipfel und schauen zurück über Raum und Zeit. Ach, wie eilen die Tage der Jugend so flüchtig dahin!" Es kam uns zum Bewußtsein, daß er sehr ermüdet war, und Herr Macy schlug vor, er wolle auf dem kürzesten Weg zurückgehen und den Wagen für uns holen. Herr Clemens willigte ein und beschloß, Frau Macy und mich auf die Landstraße zu bringen, die er mit Recht auf der andern Seite des Berges vermutete. Unser Suchen nach dieser Landstraße war ein wunderbares und schreckliches Abenteuer! Es ging über Viehpfade, durch Pfützen, gefüllt mit eiskaltem Wasser, über Wiesen, auf welchen sich kleine rotgoldene Inseln aus Heidelbeerbüschen und Goldrute aus dem Schnee erhoben, und über Waldwege, die im Nichts endigten. Unser Führer sagte: „Jeder Weg hier ist ein Eichhörnchenpfad und führt auf einen Baum hinauf." Unsere Füße blieben in den ausgefahrenen Wagengeleisen

ſtecken wie in Fallen. Herr Clemens wand ſich mit der Miene eines Pfadfinders durch Tannen und Haſelbüſche. Ich bemerkte ſchüchtern, daß wir uns offenbar verirrt hätten, worauf er antwortete: „Dies iſt die unerforſchte Wildnis. Wir wandern im Chaos, welches beſtand, ehe Jehova das Feſte vom Flüſſigen ſchied. Aber die Straße iſt gerade dort drüben.“ Trotz ſeiner Beſtimmtheit murmelten wir nur ein ſchwaches Ja, denn wie ſollten wir über den reißenden tobenden Zwerg von einem Fluß gelangen, welcher vor uns den Berg herunterſtürmte? Kein Zweifel, die Fahrſtraße war „da drüben“, das wurde uns zur glücklichen Gewißheit, als wir Herrn Macy und den Kutſcher gewahrten, welche uns erwarteten. „Bleibt, wo ihr ſeid,“ riefen ſie. In wenigen Sekunden hatten ſie den Zaun an der Straße auseinandergenommen, trugen die Bretter herbei und bauten eine wackelige Brücke, auf welcher ſie uns ſicher über den Rubikon führten. Und wirklich! Da wand ſich die enge Straße der Ziviliſation den Hang hinauf zwiſchen Steinmauern und buſchigem Geſträuch und wilden Kirſchbäumen, an welchen kleine Eiszapfen hingen. Auf halbem Weg kam uns Fräulein Lyon weinend und vorwurfsvoll entgegen. Herr Clemens murmelte ſchuldbewußt: „Es iſt wieder einmal paſſiert — das Weib hat mich verführt.“

Ich glaube, ich habe nie einen ſchöneren Spaziergang erlebt! Selbſt Verirrtſein mit Herrn Clemens

hatte seine Reize, obgleich ich mich furchtbar ängstigte, er könnte sich überanstrengt haben.

Er sagte viel Schönes über Stormfield: „Es ist mein Paradies. Sein Frieden stillt meine Unruhe. Die Aussicht ist herrlich und führt von Wunder zu Wunder, aber die Natur ist unerschöpflich an Schönheit und Erhabenheit."

Ich hoffe, es ist nicht wahr, was behauptet wird, daß er schließlich das Haus haßte und das Gefühl hatte, der Freude der menschlichen Gemeinschaft beraubt worden zu sein. Aber ich verstehe, daß ein Temperament wie das seinige der Einsamkeit überdrüssig wurde.

An unserem letzten Abend saßen wir vor den glühenden Holzscheitern und Herr Clemens fragte mich, ob ich gerne Eve's Diary (Evas Tagebuch) von ihm vorgelesen haben wolle. Natürlich war ich hocherfreut. Er fragte: „Wie sollen wir's einrichten?"

„O, Sie lesen es laut vor und Frau Macy buchstabiert mir Ihre Worte in die Hand."

Er murmelte: „Ich dachte, du würdest mir von den Lippen ablesen."

„Das würde ich gerne tun, aber ich fürchte, es ist zu unbequem für Sie. Wir können es aber einmal probieren".

Das war ein Erlebnis, welches sicherlich kein anderer Mensch auf der Erde gehabt hat!

„Sie wissen, Herr Clemens, daß wir morgen heim-

gehen, und daß Sie mir versprochen haben, Ihre Oxforder Staatsrobe für mich anzulegen," erinnerte ich ihn.

„Das tat ich, Helen, und es soll gleich geschehen, ehe ich's wieder vergesse," sagte er.

Fräulein Lyon brachte das scharlachrote Prachtgewand, welches er getragen hatte, als Englands älteste Universität ihm den Ehrendoktor für Literatur verlieh. Er legte es an und stand da im Lichte des Feuers wie die Verkörperung hoheitsvoller Schönheit. Es schien ihn zu freuen, daß ich ihn bewunderte, denn er zog mich an sich und küßte mich, wie ein Kirchenfürst oder Monarch ein kleines Kind geküßt haben mag.

Wie sehr wünschte ich, ich könnte ein Bild von diesem Abend malen! Herr Clemens saß in einem großen Lehnstuhl in seinem weißen Anzug mit dem Scharlachmantel über den Schultern und sein weißes Haar glänzte im Licht der Lampe, die sein Haupt beschien. In einer Hand hielt er Eve's Diary, in der andern seine Pfeife. „Wenn sie dich hindert, will ich sie wegtun," sagte er, „ich fühle mich unbehaglich ohne sie." Ich setzte mich auf einen niederen Stuhl daneben, meinen Ellenbogen auf seiner Stuhllehne, sodaß meine Finger leicht auf seinen Lippen ruhen konnten. Herr Macy zündete sich eine Zigarre an, und das Stück nahm seinen Anfang. Eine Zeitlang ging alles gut. Es machte mir keine Schwierigkeit, ihn zu verstehen. Seine schleppende Sprechweise war

wie Musik für mein Gefühl. Aber als er begann, mit der Pfeife zu gestikulieren, entstand Verwirrung und die Sitzordnung mußte geändert werden. Frau Macy setzte sich neben mich und buchstabierte mir die Worte in meine rechte Hand, während ich mit meiner linken das Gesicht und die Hände von Herrn Clemens, alle seine Bewegungen und sein wechselndes Mienenspiel beobachtete. Je mehr das Vorlesen fortschritt, um so mehr waren wir hingerissen von der trauervollen zarten Geschichte unsrer Stammeseltern. Sicher gehören die Freude, die Unschuld, das Erwachen der Seele in der Kindheit zu den heiligsten Geheimnissen des Lebens, und wenn die junge Eva lacht, so erscheint die ganze Schöpfung schöner durch ihre himmlische Heiterkeit. Der Klang von Herrn Clemens' Stimme, als Eva ihre Liebe gestand, oder wenn Adam an ihrem Grabe stand in bitterer Trauer und sagte: „Wo sie war, da war Eden," brachte mich zu lautem Weinen und auch die andern schluckten heftig. Wir alle fühlten das sehnende Heimweh in diesem Schmerzensruf.

Für jemand, der so behindert und gehemmt ist wie ich, war es ein wunderbares Erleben, einen Freund wie Herrn Clemens zu besitzen. Ich erinnere mich vieler Gespräche mit ihm über allgemein menschliche Angelegenheiten. Er erweckte nie das Gefühl in mir, daß meine Meinung wertlos sei, wie so viele Menschen es tun, denn er wußte, daß wir nicht mit den Augen und Ohren denken und daß unsre Fähigkeit zu

denken nicht durch fünf Sinne begrenzt ist. Weil er mich in allem behandelte wie ein vollgültiges menschliches Wesen, deshalb liebte ich ihn.

Vielleicht mein stärkster Eindruck von ihm war, daß er viel gelitten haben mußte. Wenn ich sein Gesicht berührte, war sein Ausdruck immer traurig, selbst wenn er eine lustige Geschichte erzählte. Wenn er lächelte, war es mehr seine Seele als sein Mund. Seine Stimme war wirklich wunderschön; für mein Gefühl war sie tief und klangvoll. Er hatte die Fähigkeit, die zartesten Empfindungen anklingen zu lassen und sprach so deutlich, daß ich jedes Wort von seinen Lippen lesen konnte. Ach! süß und schmerzlich ist die Erinnerung an seine langsamen, ein wenig schleppenden Worte, welche über meine lauschenden Finger hingingen, sie schienen in meiner Hand seltsame liebliche Formen anzunehmen. Seine eigenen Hände waren wunderbar beweglich und ausdrucksvoll.

Es wird behauptet, daß das Leben hart mit mir verfuhr; und manchmal habe ich innerlich gehadert, daß viele menschliche Freuden mir vorenthalten sind. Aber wenn ich an den Reichtum denke, welchen Freundschaft mir geschenkt hat, ziehe ich alle Anklagen gegen das Schicksal zurück. Wenn mir viel versagt wurde, so ist mir auch viel, sehr viel gegeben worden. So lange die Erinnerung an solche geliebte Freunde in meinem Herzen lebt, werde ich sagen: das Leben ist gut.

Die Worte flossen Herrn Clemens leicht von den Lippen und der Humor spielte an der Oberfläche, aber in den Tiefen seiner Seele lebte eine Leidenschaft für Wahrheit und Harmonie und Schönheit.

Ehe ich meine Aufzeichnungen begann, hatte ich mir nicht klar gemacht, wie außerordentlich schwierig es sein würde, Herrn Clemens' persönliche Art aus der Erinnerung wiederzugeben. Hätte ich nicht nach unseren Gesprächen einige Notizen gemacht, wäre es mir auch kaum gelungen, so aber glaube ich, daß der Geist seiner Äußerungen wirklich getroffen ist.

Die Zeit verging in Stormfield wie überall, und wir mußten Abschied nehmen. Die freundliche weiße Gestalt stand wieder auf der Veranda und winkte uns — diesmal zum Lebewohl. Als die weiße Villa in purpurner Ferne verschwunden war, sagten wir traurig zueinander: Ob wir ihn wohl noch einmal sehen werden? Und wir sahen ihn nie wieder. Aber wir tragen ein Bild von ihm in unseren Herzen, das unverlierbar ist. In meine Fingerspitzen ist sein liebes Antlitz eingegraben mit seinem Kranz von schimmerndem weißen Haar und seine schleppende, wunderbare Stimme wird immer in mir widerklingen.

Ich habe nach seinem Tode Stormfield noch einmal besucht. Die Blumen blühen noch und die Tannen sind groß geworden, aber das Haus ist zerstört, nur der große Kamin steht noch rußig in der schönen Landschaft. Ich saß auf der Treppe, wo ich einmal

Hand in Hand mit ihm gestanden hatte, und Gedanken an ihn kamen und gingen wie Schatten voll Süßigkeit und Trauer. Da war es, als ob mir jemand nahte. Ich streckte die Hand aus und berührte ein rotes Geranium. Es war halb vergraben unter Asche und Mörtel, aber die strahlende Blüte war unverletzt und schien zu sagen: Trauere nicht! Ich nahm das Pflänzchen mit nach Hause und setzte es in eine sonnige Ecke, wo es noch immer dasselbe zu sagen scheint: Bitte, trauere nicht! Aber ich traure dennoch!

Schwierigkeiten, den Plänen guter Freunde zu entgehen: Die Stellvertreterin Gottes mit unbeschränkter Vollmacht — Herr Anagnos — Carmen Sylva — Blindenarbeit — Brailleschrift — Mittelalterliche Unwissenheit bei den Sehenden über Blinde — Aufklärung — Vortrag für taubblinde Kinder auf der Weltausstellung in St. Louis — Übermaß der Pflichten — Haushalt ohne Mädchen — Frau Nordies Legende und ihre Folgen — Notwendigkeit, gut sprechen zu lernen.

Ich habe von den frohen Tagen in Wrentham erzählt, aber die Schwierigkeiten nicht erwähnt, welche ich hatte bei den Versuchen, meinen besonderen Platz im Leben zu finden. Schon im College hatte ich mich gefragt, wie ich die Erziehung nützen konnte, die ich genießen durfte. Ich fühlte, daß ich eine besondere Aufgabe hatte, aber welche?

Meine Freunde kamen mit den verschiedensten Vorschlägen. Schon solange ich noch in Radcliffe College war, hatte eine Bekannte die Idee, ich werde nur egoistisch und verschwende viel kostbare Zeit für Bücher und Studium. Sie sagte, ich könnte mehr für die Menschheit tun, wenn ich mich der Erziehung von Kindern widmete, welche dieselben Gebrechen hätten wie ich. Gott habe mir diese Pflicht auferlegt, und ich müsse auf seine Stimme hören. Sie sagte auch, es sei nicht nötig, daß wir uns um die Finanzierung des Projekts bekümmerten, das sei ihre Sache. Wir baten sie zu warten, bis meine Ausbildung beendet sei, aber sie sagte, die größte Sünde sei, etwas aufzuschieben. Sie mühte sich bis spät in die Nacht hinein, uns zu

überreden, und als Stunde nach Stunde verging, wurden meine Lehrerin und ich immer erschöpfter. Unsre Freundin kämpfte alle Einwände nieder, nahm unsre schwachen Gegenstöße für Unterwerfung, und noch ehe wir am nächsten Morgen aufgestanden waren, hatte sie schon die Fahrt nach New York und Washington angetreten, wo sie meine Freunde von der Mission unterrichtete, die ich übernommen habe. Frau Hutton, welcher ich schrieb, daß mir die Angelegenheit große Sorge bereite und meine Studien ernstlich gefährde, berief uns nach New York, und wir hatten eine Zusammenkunft in Herrn Harsen Rhoades' Privatbüro in der Greenwich Savings Bank. Herr Rogers, welcher mein Studium bezahlte, konnte nicht anwesend sein und schickte Mark Twain als Stellvertreter. Als Herr Clemens aufstand, um seine Rede zu halten, sagte er: Im Gegensatz zu der Dame, welche bei dem Plan Gevatter stehe, wisse er nicht, was Gottes Wille sei, aber er wisse, was Herrn Rogers' Wille sei, nämlich: keinerlei göttliche Pläne zu finanzieren auf die Empfehlung hin von Frau So und So. Diese scheine durchaus eingeweiht in die göttlichen Absichten, denn sie behaupte, daß ihr Plan, eine Schule für taubblinde Kinder zu gründen, ganz diesen Absichten entspreche. Er könne seine Verwunderung darüber nicht verbergen, daß sie alle Einzelheiten so genau wisse, da doch kein diesbezügliches Schriftstück existiere, aber

vielleicht habe Gott sie zu seiner Vertreterin mit unbeschränkter Vollmacht ernannt. Denn anders sei es nicht zu erklären, wie sie aus den unzähligen guten Ideen für derartige Einrichtungen gerade die herausgefunden habe, welche seinen Beifall habe.

Mein ganzes Leben hindurch haben Menschen, die sich für einsichtiger hielten als meine Lehrerin und mich, mein Schicksal in die Hand nehmen wollen. Ohne Zweifel wäre es gut gewesen, manche dieser Ideen auszuführen, aber wie sollten wir dies anstellen, da sie sehr oft entgegengesetzte Ziele hatten? Die Leute kannten uns meist nicht. Einige Zeit waren sie dann unsre Freunde, aber wenn wir uns trennten, lockerte sich dieses Freundschaftsband beträchtlich und manchmal riß es ganz. Sie redeten, schrieben, kamen, brachten Freunde zu ihrer Unterstützung mit und am nächsten Tag kamen andre und machten es ebenso. Manchmal, wie im vorher beschriebenen Fall, war es nötig, unsre treuen Freunde Herru Rogers, Frau Hutton oder Frau Thaw zu Hilfe zu rufen. Manche dieser Verbindungen hatten unglückliche und schmerzliche Folgen für mich.

Da war ein Versuch von Herrn Anagnos, dem Leiter der Perkins'schen Blindenanstalt, meine Lehrerin und mich im Institut zu behalten. Fräulein Sullivan aber war von jeher der Ansicht gewesen, daß Kinder mit Gebrechen nicht zusammengesperrt, sondern womöglich in der gewohnten Umgebung be-

lassen werden sollten. Aus vielen Gründen wäre es für mich sehr angenehm gewesen, in der Anstalt bleiben zu dürfen; beinahe jedermann kannte das Fingeralphabet und ich fühlte mich sehr glücklich mit den blinden Kindern. Außerdem liebte ich Herrn Anagnos wie einen Vater, denn er war immer reizend gütig zu mir, und ich verdanke ihm einige meiner schönsten Kindheitserinnerungen. Vor allen Dingen war er es, der meine Lehrerin zu mir gesandt hatte. Als wir ihn nun verließen, beklagte er sich bitter über Fräulein Sullivan, die er undankbar nannte, und verschloß uns sein Herz. Ich hoffe, wenn er am Leben geblieben wäre, hätte er eingesehen, daß sie das Rechte getan hatte.

Die schöne Königin von Rumänien, welche mir unter dem Namen Carmen Sylva zu schreiben pflegte, hatte den Plan, alle blinden Kinder in ihrem Königreich an einem Ort zu vereinigen und ihnen für ein hübsches Heim und angemessene Beschäftigung zu sorgen. Diese Stadt sollte „Vatra Luminosa — Leuchtender Herd" genannt werden. Sie wollte, daß ich ihr bei der Finanzierung helfen sollte. Die Idee entsprang einem edlen Herzen, aber sie entsprach nicht den modernen Methoden, welche die Blinden dazu erziehen, selbständig leben zu können. Ich schrieb Königin Elisabeth, daß ich mich nicht mit ihr verbünden könnte, was sie tief beleidigte, denn sie dachte, ich sei selbstsüchtig und habe nicht das wahre Glück

der Blinden im Auge. Unser angenehmer Briefwechsel wurde abgebrochen, und ich hörte nie mehr direkt von ihr.

Aber ich kann dieses Thema nicht verlassen ohne ein Wort des Dankes für diejenigen Freunde, welche niemals versucht haben, mich zu beeinflussen. Seltsamerweise sind es gerade die, welche am meisten zu meinem Glück und meiner Ausbildung beigetragen haben: meine Lehrerin, meine Mutter, Herr Rogers, Herr Carnegie, Frau Thaw und Dr. Bell. Sie haben Vertrauen zu mir gehabt und mir ihre Börse zur Verfügung gestellt und hätten das Recht gehabt, mitzureden bei der Gestaltung meines Lebens. Aber da sie mich vollkommen frei ließen, schaute ich mich um, was ich — innerhalb meiner Grenzen — tun könnte. Ich beschloß, daß, welche Rolle ich auch im Leben zu spielen berufen sein würde, es keine passive sein sollte.

Schon im Jahr 1903 war ich mit Herrn Charles Campbell bekannt geworden. Sein berühmter Vater, Sir Francis Campbell, ein blinder Amerikaner, war wegen seiner großen Verdienste um das Blindenwesen vom König von England geadelt worden. Der junge Campbell erschloß in Amerika den Blinden die Industrie, unter seiner Leitung entstand in Boston unter staatlicher Führung eine Vereinigung, der ich auch angehörte, welche Blinden passende Arbeit besorgte und Verkaufsstellen für sie eröffnete. Dieses Beispiel

fand bald überall Nachahmung. Aber erst im Herbst 1904 in Wrentham begann ich ernstlich, Blindheit und ihre Probleme zu studieren. Ich fand bald heraus, daß das erste Erfordernis für eine durchgreifende Verbesserung eine Zusammenfassung der vielen nicht organisierten Einzelschulen und Gesellschaften war. Es gab eine Reihe verschiedener Schreib- und Drucksysteme. Erst durch das Alphabet von Braille aus verschieden zusammengesetzten erhöhten Punkten wurde dieser Mißstand beseitigt, und eine neue Ära begann. Jeder Schüler konnte jetzt lesen und schreiben lernen, denn dieses Alphabet war überall anwendbar: in jeder Sprache, in Stenographie, Mathematik und Musik. Mehr als alles andere hat es zur Hebung der Blindenerziehung beigetragen.

Sein Erfinder, Louis Braille, erblindete im Alter von drei Jahren durch einen Unfall und war zuerst Schüler, dann Lehrer in der staatlichen Blindenanstalt in Paris, welche die Mutterschule für alle derartigen Institute ist. Mit sechzehn Jahren hatte er sein Buchstabensystem ausgearbeitet, mit welchem er sich mutig nur an die Finger, gar nicht an das Auge wandte; auch hatte er eine Tafel dazu erfunden. Alle ausgebildeten Blinden gebrauchen sie heute noch fast unverändert.

Ich war überrascht, wenn ich mit sonst sehr gebildeten Leuten über Blindenfürsorge sprach, einer fast mittelalterlichen Unwissenheit bei ihnen zu begegnen.

Sie versicherten mir, daß Blinde Farben durch das Gefühl unterscheiden könnten, und daß ihre übrigen Sinne schärfer und feiner als die anderer Menschen seien. Die Natur selber, sagten sie, schenke den Blinden eine eigene Feinfühligkeit und ein geduldiges und sanftes Gemüt. Es schien ihnen nicht einzufallen, daß es dann ja ein Vorteil sein müßte, blind zu werden.

Ich konnte durch meine Verbindungen mit Verlegern von Zeitungen einiges zur allgemeinen Aufklärung beitragen; besonders wichtig war, daß es gelang, über die Verhinderung der Erblindung neugeborener Kinder öffentlich zu schreiben. Ich befand mich bald in einem Wirbel von Arbeiten und wurde immer mehr in Anspruch genommen. Immer wieder sollte ich Artikel schreiben, an Versammlungen teilnehmen und Behörden gewinnen. Verschiedene Male war ich eingeladen in Frankreich, England, Deutschland und Italien die Blindenanstalten zu besuchen und das öffentliche Interesse dafür zu erwecken. Dr. Bell und Dr. James Kerr Love von Schottland baten mich dringend, mich auch der Taubstummenfürsorge anzunehmen. Aber obwohl ich meine Taubheit noch härter empfand als meine Blindheit, war es doch menschlich möglich, für beides gleichzeitig zu wirken. Ich tat aber, was ich konnte und hielt öfters Ansprachen, von denen mir eine zugunsten taubblinder Kinder auf der Ausstellung in St. Louis noch in guter Erinnerung ist.

Eines Morgens sollte ich vor einer Versammlung von Verlegern sprechen. Es waren ihrer so viele, daß es unmöglich für mich schien, mit meiner Stimme durchzudringen. Der Präsident der Ausstellung, Dr. Francis, welcher eine weittragende ausgebildete Stimme besaß, bot sich an, meine Rede zu verlesen, aber ich hatte sie nicht niedergeschrieben. „Nun," sagte er, „ich verstehe Sie ausgezeichnet. Ich will wiederholen, was Sie sagen." Mit Furcht und Zittern begann ich. Er hielt meinen Arm umspannt, um mir ein Zeichen zu geben, wann ich innehalten und fortfahren sollte. Nach den ersten paar Sätzen sah ich, daß alles gut ging, wir wurden am Schluß beide sehr gefeiert. Mittlerweile war die Menschenmenge vor dem Gebäude so groß geworden, daß es uns unmöglich war, durchzukommen. Frau Macy und ich wurden von unseren Begleitern getrennt, unsere Kleider zerrissen und mir wurden die Blumen vom Hut abgerissen, um als Andenken zu dienen. Herr Dr. Francis mußte die Wache herausrufen, um Platz zu schaffen, und ich bekam sechs kräftige Soldaten zugeteilt, die uns durch die Ausstellung führten.

Trotz dieser warmherzigen Aufnahme geschah aber nichts für die Taubblinden in Amerika. Und noch jetzt, nach mehr als zwanzig Jahren, ist es mir ein Kummer, daß so wenige dieser Unglücklichen aus ihrem Kerker herausgeführt worden sind. Es sind

die traurigsten Stunden meines Lebens, wenn ich ihre tastenden Hände in den meinen fühle, die stumm die Hilfe erflehen, welche ich ihnen nicht bringen konnte!

Unser Leben war sehr anstrengend. Oft ließen wir den Haushalt in größter Unordnung zurück, eilten zu Versammlungen, erledigten alle notwendigen, so ermüdenden sozialen Pflichten und kamen heim, um neue Aufgaben vorzufinden, welche die vorhandene Last noch vergrößerten. Es war nicht verwunderlich, daß wir beide verschiedene Male nervös zusammenbrachen nach einer Reihe öffentlicher Veranstaltungen. Die Bitt- und anderen Briefe mehrten sich täglich — sie hätten allein einen ganzen Stab Assistenten beschäftigt, wenn wir uns das hätten leisten können.

Wir mußten sehr sparsam leben. Lange Jahre hatten wir kein Mädchen, und ich lernte alle Arbeiten ausführen, die mir bei meiner Blindheit möglich waren. Herr Macy mußte jeden Tag nach Boston ins Geschäft, Frau Macy fuhr ihn zum Bahnhof und besorgte die Einkäufe. Ich deckte ab, wusch das Geschirr und brachte die Zimmer in Ordnung. Briefe kamen in Massen, Bücher und Artikel sollten geschrieben werden — aber unser Heim mußte ein Heim bleiben, jemand mußte Betten machen, Blumen gießen, die Windmühle für die Wasserleitung in Gang setzen und abstellen und die tausend Kleinigkeiten besorgen, die das Glück eines Familienlebens aus-

machen. Natürlich konnte ich das Steuer nicht in die Hand nehmen, aber ich fand genügend Arbeiten für mich, die mich fast den ganzen Tag auf den Füßen hielten und war glücklich, daß ich mich wirklich nützlich machen konnte.

Wir wurden von Mißverständnissen verfolgt. Ich will nur ein Beispiel erzählen. Kurze Zeit nachdem wir in Wrentham eingezogen waren, besuchte uns Frau Elisabeth Nordie, eine schwedische Lehrerin, welche eine Schule von taubblinden Kindern leitete. Sie blieb stundenlang bei uns und sagte, sie wolle in Amerika die besten Methoden für die Erziehung ihrer Kinder studieren. Wir berichteten gerne, was wir wußten, und ich sprach auf ihr Verlangen Französisch und Deutsch, wobei sie erstaunt schien, daß ich die Worte so gut aussprach. Sie war voll Lobes und umarmte mich herzlich zum Abschied. Nachträglich hörten wir, daß sie entrüstet war, daß wir sie nicht für die drei Wochen ihres Aufenthaltes in Amerika eingeladen hatten! Sie hatte mir lachend die Märchen erzählt, die sie von mir gelesen hatte — daß ich Bilder male, Klavier spiele und großes Geschick zum Modellieren besitze. Aber als sie nach Schweden zurückkam, verbreitete sie Geschichten, welche genau so albern waren. Sie schrieb einen Artikel, in welchem sie behauptete, ich sei in Radcliffe College sehr geehrt worden, und Boston habe mir ein Haus mit einem Park geschenkt. Sie war es, welche den Blinden-

erziehern in Europa übertriebene Schilderungen von meinen äußeren Umständen, freigebigen Freunden und unvergleichlichen Möglichkeiten machte, so daß der Eindruck entstand, ich könne für die Erziehung und Unterkunft aller Taubblinden sorgen. Indem sie größte Hilfsbereitschaft für „die armen, unglücklichen, doppelt Geprüften, deren Schicksal Helen teilt," vorspiegelte, brachte sie mich in eine schwierige Lage, aus der ich mich bis heute nicht befreien konnte. Sie ist schuld an all den enttäuschten vorwurfsvollen Briefen von Menschen, welche Hilfe von mir erwartet hatten. Wenn meine europäischen Freunde dieses lesen, werden sie hoffentlich einsehen, daß meine Weigerung nicht der Gleichgültigkeit entsprang.

So oft wir auch versuchten, unser Leben so einzurichten, wie es uns für Wrentham vorgeschwebt hatte, uns von der Öffentlichkeit zurückzuziehen und jeder nur der eigenen Aufgabe zu leben, es gelang uns nie. Ich wurde sogar zum Mitglied der staatlichen Blindenkommission ernannt, aber ich trat bald zurück und nahm mir vor, nie wieder etwas derartiges zu versuchen, da meine Hemmungen eine richtige Mitarbeit unmöglich machen.

Aber ich erkannte, daß meine Lebensarbeit den Blinden gelten sollte, und daß ich ihnen nicht wirklich helfen konnte, ohne ihre Sache vor Behörden, ärztlichen Vereinigungen und Versammlungen zu ver-

treten. Deshalb sah ich es als meine erste Pflicht an, meine Sprache zu verbessern.

Ich hatte es mit einer ganzen Anzahl von Lehrern versucht und war immer enttäuscht worden. Da trafen wir während unserer Weihnachtsferien im Jahr 1909 Herrn Charles A. White, einen bekannten Singlehrer am Konservatorium in Boston. Er zeigte großes Interesse für mein Sprechen und äußerte den Wunsch, mir zu helfen. Ein Jahr später ließen wir ihn jeden Samstag und Sonntag nach Wrentham kommen, wo er mir Stunden gab. Die alte Sehnsucht, sprechen zu lernen wie andere Menschen, überfiel mich stärker als je. Ich fühlte neue Möglichkeiten und sehnte mich nach einer Stimme, die beantworten konnte, was die Welt draußen fragte.

Wie ich sprechen lernte

Die Sprache macht uns erst zum Menschen! — Erster Unterricht bei Fräulein Fuller — Das taube Kindchen — Mr. Whites jahrelanges Mühen — Tägliche Schwierigkeiten — Fräulein Sullivans Hilfe — Die arme Familie hört mich morgens, mittags, abends üben — Erstes öffentliches Auftreten in New Jersey — Fiasko — Es ist zu schwer! — Neue Versuche — Ich habe mein Ziel zu hoch gesteckt — Aber ich habe eine Stimme

Die Erlernung der Sprache ist nicht leicht für diejenigen, welche nicht hören können, und die Schwierigkeiten verdoppeln sich, wenn sie auch noch blind sind. Aber der erzieherische Wert der Sprache für die Tauben kann gar nicht hoch genug veranschlagt werden. Ohne eine Sprache irgend einer Art ist man kein richtiges menschliches Wesen und erst das Wort macht uns zum wahren Menschen. Auch wenn die Stimme nicht schön ist, bleibt das Aussprechen von Worten ein Brunnquell der Freude. Es ist ein ganz anderes seelisches Erlebnis als bei dem durch die Hand vermittelten Wort.

Als Fräulein Sullivan mich zu meinen ersten Sprachstunden zu Fräulein Sarah Fuller brachte, war ich beinahe zehn Jahre alt. Sie war Leiterin der Horace Mann Schule für Taubstumme und eine der ersten Sprachlehrerinnen des Landes. Die einzigen Laute, die ich mit großer Anstrengung hervorbrachte, waren rauhe Töne ohne Sinn. Fräulein Fuller legte meine Hand an ihr Gesicht, damit ich die Schwingungen ihrer Stimme fühlen sollte und sagte sehr lang-

sam und deutlich: „Arm", während Fräulein Sullivan mir das Wort in die Hand buchstabierte. Ich wiederholte die Töne, so gut ich konnte, und nach einigen Versuchen war Fräulein Fuller befriedigt.

An diesem Tag lernte ich mehrere Worte in hohlen blasenden Tönen aussprechen. Nach elf Unterrichtsstunden konnte ich Wort für Wort sagen: „Ich — bin—nicht—mehr—stumm." Fräulein Fuller bemühte sich mir beizubringen, ich solle leicht sprechen, nicht meine Zunge und meinen Kehlkopf so fürchterlich anstrengen, aber ich kaute und quetschte jedes Wort. Ich weiß jetzt, daß die Lehrmethode nicht richtig war, meine Sprachorgane hätten zuerst ausgebildet werden müssen und nachher erst die Aussprache, denn dies ist die normale Art, sprechen zu lernen. Das normale Kind hört von dem Augenblick seiner Geburt an Töne, die es zunächst unbewußt aufnimmt. Es weint und schreit und jauchzt und lacht und übt auf tausenderlei Weise seine zarten Sprechorgane, ehe es ein Wort versucht. Die Sprache ersteht auf seinen Lippen wie der Tau auf der Blume. Ohne Anstrengung oder bewußten Gedanken stößt es unmittelbar harmonische Töne aus.

Wie anders ist es beim tauben Kindchen! Es hört keinen Laut, keine Stimme dringt durch die verschlossene Mauer seines Ohres. Selbst wenn es kurze Zeit hören konnte wie ich, neunzehn Monate lang, vergißt es das bald. Durch seine stumme Welt

huschen die einst gehörten Worte wie einzelne Schwalben im Herbst und hinterlassen keine Erinnerung an ihr Tönen. Es macht keinen Gebrauch von seiner Stimme, weil es kein Bedürfnis hat zu sprechen. Dann kommt es zur Schule und lernt langsam und mühevoll, seine Augen an Stelle der Ohren zu gebrauchen. Aufmerksam beobachtet es den Mund des Lehrers, wenn er ein Wort ausspricht, und versucht, seine Lippen ebenso zu formen und seine Zunge ebenso zu bewegen. Jeder Fortschritt kostet unsägliche Mühe.

Vier Jahre nach meinem ersten Unterricht besuchte ich die Wright-Humason-Sprachschule in New York, wo ich zwei Jahre lang Stunden in Sprechen und Lippenlesen nahm. Von da ab bis zu meinem Studium bei Herrn White half mir Fräulein Sullivan, so gut sie konnte, meine Aussprache zu verbessern, und ich war glücklich, daß meine Familie und wer von unseren Bekannten mich öfter hörte, mich verstanden. Ich entdeckte bald, daß es galt, tausendmal überwundene Schwierigkeiten immer wieder zu besiegen, wenn ich verständlich sprechen lernen wollte. Jahrelang legte ich meine Hand auf Fräulein Sullivans Gesicht, um ihre Lippenbewegungen zu verfolgen, steckte meine Finger in ihren Mund, um die Stellung ihrer Zunge zu erkennen und wiederholte wieder und wieder, was sie mir vorsprach. Manchmal gelang es sehr gut, dann wieder ging es gar nicht, aber ich wankte nicht einen Augenblick in mei-

nem Entschluß, sprechen zu lernen, noch wankte sie in dem ihrigen mir zu helfen.

Ihr verdanke ich das meiste dabei wie in allen andern Dingen. Ihre Arbeit an mir geschah mehr aus instinktivem Geschick als aus technischem Wissen über Sprachgestaltung. Durch unaufhörliche Übung verbesserte sie meine Aussprache und versuchte meine Stimme so angenehm als möglich zu machen, indem sie auf leises Sprechen drang. Doch gerade dadurch blieben meine Organe schwach. Außerdem machte die große Mühe, die meine Erziehung anfänglich kostete, es unmöglich, meinem Sprechen immer genügende Aufmerksamkeit zu schenken, so daß die besten Jahre fast ungenützt verstrichen. Ich sage dies, um die Notwendigkeit früher ununterbrochener Schulung des tauben Kindes zu betonen.

Zuerst betrachteten Herr White und ich meine Sprachstunden als Versuche, aber bald nahmen ihn die Probleme, welche in jeder Stunde auftauchten, so gefangen, daß er drei Jahre hindurch mein Lehrer blieb, wobei er zweimal fast den ganzen Sommer in Wrentham zubrachte. Er wollte keine Bezahlung annehmen und sagte, er sei reich belohnt, wenn er mir zu helfen vermöchte. Seine liebenswürdige Persönlichkeit, seine Geduld und Ausdauer und sein rasches Einfühlen machten ihn uns allen sehr lieb. In mir lebt ein Erinnerungsbild seiner gütigen, ausdrucksvollen Züge und seiner lieben Hand, welche

unaufhörlich Anleitungen für mich buchstabierte, und es wird mir warm ums Herz, wenn ich an die nimmermüde Aufmunterung denke, mit welcher er mir half, wenn meine Versuche immer wieder und wieder mißlangen.

Es dauerte eine lange Zeit, bis ich so weit war, daß ich für ein öffentliches Auftreten üben konnte. Aber gerade dann versagte die Stimme plötzlich ganz. Sie schlug von tiefster Tiefe um zu einer Fistel, die uns alle entsetzte. Ein wenig Regen oder Wind oder Aufregung genügte, sie in Unordnung zu bringen, und ich bewundere noch heute die Geduld der Familie, die mich morgens, mittags und abends üben hören mußte. Ein hörender Mensch spricht seine Worte ganz selbstverständlich und formt sie ohne bewußten Willen. Ich hatte nicht teil an dieser Wohltat der Natur. Was ich abends in einer bestimmten Weise aussprach, kam am nächsten Morgen ganz anders heraus. Die Empfindungen wechselten verwirrend von Tag zu Tag. Eine Menge kleiner Schwingungen, die mir vorher unbewußt geblieben waren, störten mich. Ich übte und übte und errang einen festen klaren Ton, nur um ihn geheimnisvoll wieder zu verlieren. Wenn ich gedankenlos eine Äußerung tat und sie nachher bewußt wiederholen wollte, entglitt sie mir.

Endlich nach drei Jahren hielten wir die Zeit für ein öffentliches Auftreten für gekommen. Meine Lehrerin und ich wollten eine Vorführung ihrer Er-

ziehungsmethode und meines Sprechens in Montclair, New Jersey, geben. Es war im Februar 1913.

O dieses erste Auftreten in Montclair! Bis an mein Lebensende werde ich an diese Bühne denken wie an einen Pranger, wo ich stand, eiskalt, unfähig mich zu bewegen, zitternd, stimmlos! Worte drängten sich auf meine Lippen, aber ich brachte keine Silbe heraus. Endlich erzwang ich einen Ton. Mir schien er wie ein Kanonenschuß, aber sie sagten mir nachher, daß es nur ein Flüstern war.

Ich versuchte, mich an Herrn Whites Anweisungen zu erinnern! Aber nicht eine einzige Regel kam mir in den Sinn. Mit dem Aufwand meiner ganzen Willenskraft und Zähigkeit hielt ich meine Rede zu Ende. Ich war immer zwischen Scylla und Charybdis; manchmal fühlte ich meine Stimme in die Höhe klettern und wußte, jetzt sprach ich in Fisteltönen, verzweifelt drückte ich sie herunter, bis meine Worte wie Steine von meinen Lippen polterten. O! wenn mich nach der schönen Sitte von Athen eine Flöte begleitet oder ein Orchester meine stotternde Rede übertönt hätte, es wäre nicht so fürchterlich gewesen! Endlich war die Qual zu Ende! Jedermann war gütig und mitleidig, aber ich wußte, ich hatte versagt. Alle die Worte, welche für die Blinden Licht hätten schaffen sollen, lagen wie welke Blätter vor meinen Füßen. Ich ging verzweifelt hinaus, das Gesicht in Tränen gebadet, mein Körper war vom Weinen geschüttelt,

alles in mir schrie: „Es ist zu — zu schwer! Ich kann das Unmögliche nicht vollbringen!“

Aber nach einiger Zeit hielten Glaube, Hoffnung und Liebe wieder Einzug in mein Herz, und ich fing von neuem an zu üben.

Ich konnte das Sehnen meiner Kindheit, zu sprechen „wie die anderen Menschen“, nicht verwirklichen. Ich weiß jetzt, wie eitel mein Wunsch und wie übertrieben meine Erwartung war, als ich meine Sprachstudien begann. Ich glaube, es ist ganz unmöglich für jemand, der von früher Kindheit an taub war wie ich, mehr als ein annähernd deutliches Sprechen zu erreichen, denn seit meinem zehnten Jahr habe ich unaufhörlich gestrebt, so sprechen zu lernen, daß man mich ohne besondere Anstrengung verstehen konnte. Ich habe ausgezeichnete Lehrer und die stete Hilfe meiner Lehrerin gehabt. Und doch habe ich nur teilweise das feindliche, menschentrennende Schweigen überwunden. Aber ich besitze eine Stimme, welche zu meiner Arbeit und zu meinem Glück beiträgt. Es ist keine angenehme Stimme, fürchte ich, aber ich habe ihre gebrochenen Schwingen mit den unvergänglichen Farben meiner Träume umkleidet, und mein Kampf um sie hat jede Fiber meines Wesens gestärkt und mein Verständnis für alle menschlichen Sehnsüchte und vergeblichen Hoffnungen vertieft.

Öffentliches Auftreten — Präsident Wilson

Jedermann will uns hören — Frau Macy eine geborene Rednerin — Ich beantworte Fragen — Unsichere Stimme — Eröffnung des Lighthouse for the Blind — Präsident Taft — Frau Mathers schöner Impuls — Wilsons Person und Mission, sein Versagen und seine Bedeutung — Die neue Moral unter den Völkern muß kommen

Wir hielten zunächst nur vereinzelte Vorträge, da wir ein passendes Programm für unsere Zuhörer erst finden mußten. Es kamen alle Klassen und Stände, uns zu hören — aber auch die Armen, die Blinden, die Taubstummen und andere vom Leben Verkürzte, und natürlich erweckte ihr Interesse für mich mein Verlangen, ihnen besondere Kraft und Aufmunterung vermitteln zu können.

Wir wurden überall herzlich aufgenommen und aufgefordert, in unserer Arbeit fortzufahren. Frau Macy hatte ein natürliches Talent, öffentlich zu sprechen, und Fremde erzählten mir oft, mit welchem Vergnügen die Leute ihre Erzählung aufnahmen, wie sie mit mir arbeitete. Sie sprach eine ganze Stunde, während ich still im Vorzimmer saß und mir mit Lesen die Zeit vertrieb. Wenn die Reihe an mich kam, führte meine Mutter oder wer uns sonst gerade begleitete, mich auf die Rednerbühne, ich legte meine Finger an Frau Macys Lippen, und wir zeigten der Versammlung, wie das Ablesen vor sich ging. Dann

wurden Fragen gestellt, die ich, so gut ich konnte, beantwortete. So gewöhnten sich die Menschen an mein unvollkommenes Sprechen. Nachher sprach ich etwa über den Wert gesunder, gut ausgebildeter Sinne oder das Angewiesensein der Menschen aufeinander im Lebenskampf und ähnliche Themata. Ich erwarb mir nie Leichtigkeit des Ausdrucks oder eine angenehme Stimme. Manchmal konnte mich das Publikum sicher überhaupt nicht verstehen, denn die Mittellage der Stimme war mir versagt, ich sprach entweder zu hoch oder zu tief. Ich verschluckte oft gerade die Worte, die ich besonders betonen wollte, ich druckste und malmte und schnaufte und würgte und beging jede mögliche Sünde gegen die Schönheit und Würde der Sprache. Das geringste Geräusch, das ich im Saal fühlte, brachte mich aus der Fassung, weil ich nicht wußte, ob es meine Stimme übertönte oder nicht, und ich fiel beinahe in Ohnmacht, wenn ein Stuhl gerückt wurde oder ein Lastwagen draußen vorbeifuhr.

Aber meine Zuhörer waren immer gutwillig. Ob sie mich verstanden hatten oder nicht, immer überschütteten sie mich mit guten Wünschen, Blumen und Anerkennung, wie Gott uns trotz unserer Mängel mit Wohltaten überhäuft. Nach und nach verstand man mich besser. Und immer fühlte ich mich für meine mangelhafte Sprache entschädigt durch das Interesse und die Begeisterung, mit welcher die Er-

zählung meiner Lehrerin von meiner Erziehung aufgenommen wurde. Manche, die sie mehr als einmal hörten, sagten mir, daß es immer sei, als erzähle sie alles zum erstenmal, so viel Frische und Wärme und Anschaulichkeit lege sie hinein. Manchmal waren die Zuhörer am Schluß ganz still, sodaß wir fürchteten, sie gelangweilt zu haben, aber es stellte sich heraus, daß sie so hingerissen waren von dem Gehörten, daß sie zu klatschen vergaßen, und wir fühlten, daß sie uns damit das höchste Lob spendeten.

Langsam zogen wir unsere Kreise immer weiter. Wir sprachen bei der Eröffnung des New Yorker „Lighthouse for the Blind" durch Henry Holts schöne Tochter, welche jetzt Frau Mather ist. Bei dieser Gelegenheit trafen wir Präsident Taft, welcher zum zweitenmal seine dringenden Pflichten in Washington im Stich gelassen hatte, um seine Stimme für die Sache der Blinden zu erheben. Er steht heute noch vor mir, groß, gütig, wohlwollend, wie er die Zuhörer ermahnte: „Laßt uns versuchen, so gut es geht, gleiche Möglichkeiten zu schaffen für die Sehenden und die, welchen die Wohltat des Lichtes versagt ist."

Das Lighthouse entstand aus einem der glücklichsten Impulse unsrer Zeit. Eines Tages sahen Frau Mather und ihre Schwester in Italien, wie einige blinde Knaben glückselig einem Konzert zuhörten. Andere Menschen hatten vor ihnen gesehen,

wie Musik für Blinde ein Genuß ist, ohne eine Eingebung dadurch zu empfangen. Als diese beiden jungen Frauen nach New York zurückkamen, riefen sie einen Ausschuß ins Leben zur Verteilung unverkaufter Konzertbillete an Blinde. So kamen sie in Fühlung mit den Bedürfnissen der Blinden, und es dauerte nicht lange, bis sie sich selbst und andere fragten, warum Blinde nicht beschäftigt würden. Es wurde ihnen erwidert, daß in der Welt der Maschine, der spezialisierten Arbeit und der scharfen Konkurrenz der Blinde nicht erwarten könne, lohnende Arbeit zu finden. Es wurde sogar behauptet, daß es unrecht sei, ihm zu der Bürde seines Gebrechens auch noch die Bürde der Arbeit aufzuladen! Als ob nicht Müßiggang am allerschwersten zu ertragen wäre!

Die Damen ließen sich nicht abschrecken und organisierten die Blindenvereinigung in New York und eröffneten das erste Lighthouse. Seitdem ist ihre Schöpfung immer mehr gewachsen und hat vielen Blinden Arbeit und Glück gebracht.

Im Jahr 1913 sprach ich in Washington. Ich fuhr kurze Zeit vor der Amtseinsetzung von Präsident Wilson zu einer Tagung von Frauenrechtlerinnen dorthin und blieb dann länger, weil mich die United Preß aufforderte, einen Bericht über die Festlichkeiten für ihre Zeitungen zu liefern. Ich erinnere mich, daß es ein milder, bewölkter Tag war, ich fühlte keine Sonne, nur leichten Wind, sodaß die Truppen

gutes Marschwetter hatten. Wir mußten etwa zwei Stunden warten, bis die Parade begann. Die Menge war schon recht groß und immer mehr Menschen strömten herbei; ich fühlte wie sie die Treppen emporstiegen und die Tribüne unter ihren Füßen erzitterte. Es war eine sauber gewaschene, gutgelaunte Menschheit, und es machte mir Freude, unter so vielen Männern, Frauen und Kindern zu sein, die ein Fest feierten. Am meisten freute mich die klingende, weittragende Musik und die Beschreibungen, die mir Herr und Frau Macy von den schönen Truppen machten. Die Parade war ein prunkvolles Schaustück und kostete viel Geld, aber sie war lustig, und als Regiment nach Regiment vorüberkam, konnte ich den Wunsch nicht unterdrücken, unsere Truppen möchten nie etwas anderes zu tun haben als hübsch auszusehen und dem Präsidenten zu salutieren.

Ich hätte tiefere Erschütterung verspürt, wenn ich geahnt hätte, daß die große Feier einen neuen Tag einleitete. Vor Präsident Wilson hatte ich die größte Hochachtung, aber ich fühlte schon damals, daß die Mächte, die gegen ihn aufstanden, zu stark für ihn waren.

Wenige Jahre vorher hatte ich ihn bei Herrn Lawrence Hutton getroffen, als Mark Twain die Ermordung von Frauen und Kindern auf den Philippinen durch amerikanische Soldaten an den Pranger stellte. Während der ganzen Rede von Herrn Cle-

mens, der wir Andern atemlos lauschten, saß Herr Wilson an einem Fenster und sah in die Nacht hinaus. Als Herr Hutton ihn fragte, was er darüber denke, antwortete er ungefähr: „Heldenmut verhindert nicht immer, daß Soldaten Torheiten begehen." Er fragte mich, warum ich Radcliffe College den andern Schulen vorgezogen habe. Ich antwortete: „Sie wollten mich in Radcliffe College nicht haben, und da ich von Natur eigensinnig bin, beschloß ich, diesen Widerstand zu besiegen." Er fragte, ob ein persönlicher Triumph den Aufwand lohne, den er koste. Er war außerordentlich zurückhaltend, aber ich hatte keineswegs den Eindruck, daß er kalt sei; er schien eher wie ein glimmendes Feuer, welches jeden Augenblick aufflammen kann. Ich schloß aus der Unterhaltung an Herrn Huttons Tisch, daß die meisten Anwesenden ihn für sehr klug hielten, und daß er außerordentlich gelehrt war.

Man kann nicht ermessen, was Präsident Wilson für sein Land geleistet hätte, wenn der Krieg nicht die Welt in Aufruhr versetzt hätte. Die Geschichte muß diejenigen, welchen Macht anvertraut wurde, nach den Segnungen beurteilen, welche sie der Menschheit brachten. Es scheint wie bittere Ironie, wenn man die Frage aufwirft, ob Präsident Wilson alles getan hat, was unter den gegebenen Umständen möglich war. Wenn wir ihn nach seinen Verbündeten in Versailles beurteilen, war er nicht tadelnswerter als

sie, aber wenn wir den Maßstab seiner Absichten anlegen, war sein Versagen ungeheuerlich. Als Chef eines riesigen, ausgezeichnet ausgerüsteten Heeres mit unerschöpflichen Reserven und Oberhaupt eines Landes, welches der Versorger und Gläubiger von ganz Europa war, hätte er wohl sich selbst treu bleiben können, um so mehr, als die Gesinnung aller rechtlichen Menschen in allen Ländern ihm zur Seite stand. Auch wenn die Bankiers der ganzen Welt den kriegführenden Mächten einen ungerechten Frieden aufgezwungen hätten — Präsident Wilson hätte sein Schild und die moralische Führerschaft des Volkes rein gehalten und hätte als einer der edelsten Kämpfer der Menschheit in der Geschichte gegolten. Statt dessen ging er Kompromisse mit seiner eigenen Seele ein und verlor seine Gesundheit, die Liebe des Volkes und den Glauben an sich selbst. Niemand weiß, um wieviele Jahrhunderte seine Schwäche die Menschheit zurückgeworfen hat; dennoch können nur von Haß Verblendete seine hohen Ziele anzweifeln.

Er erlebte den Sieg seiner Ideen nicht. Aber er dachte und schrieb Dinge, welche kein Herrscher eines Landes vor ihm gedacht und geschrieben hatte. Die Niedrigsten und die Höchsten der Erde lauschten seinen Worten, welche in hohen Tönen eine neue Moralität unter den Völkern anzukündigen schienen. Und die bessere Zeit, von der er sprach, wird kommen, weil sie kommen muß! Große Ideale werden nicht in

einem Tage erreicht, sie müssen der menschlichen Fassungskraft angepaßt werden wie der Wind dem geschorenen Lamm.

Ich glaube, zukünftige Generationen werden erkennen, daß die Bedeutung Präsident Wilsons in dem lag, was er verkündigte, nicht in seiner Person.

Dr. Graham Bell, mein ältester Freund

Der Erfinder des Telephons mein lieber Freund — Seine Sprachforschung — Seine Familie — Seine überragende Persönlichkeit — Mündlicher Unterricht für Taube — Das herrlichste Wunder des XIX. Jahrhunderts — Das Telephon auf der Weltausstellung in Philadelphia — Don Pedro von Brasilien: Mein Gott, es spricht! — Das atlantische Kabel — Darwin — Das erste Telephongespräch — Summt es immer so? — Bäume im Regen — Der Kastendrachen — Auf dem alten Hausboot — Wir sind nicht Herr über unser Schicksal — Dr. Bells Ansicht über mein Heiraten — Nach dem Krieg — Zukunftsträume der Technik — Dr. Bells letzte Ruhestätte.

Bei meinem ersten öffentlichen Auftreten wurde ich von Dr. Alexander Graham Bell eingeführt. Schon als kleines Mädchen, als ich anfing zu sprechen, begleiteten meine Lehrerin und ich ihn in Versammlungen, um das Sprechenlernen der Taubstummen zu befürworten.

Jemand hat gesagt, schöne Erinnerungen seien der kostbarste Besitz, den man haben könne, und ich bin wahrhaftig reich an glücklichen Erinnerungen an Dr. Bell. Die meisten Menschen kennen ihn als den Erfinder des Telephons. Die, welche sein Wirken für die Taubstummen kennen, halten dieses für ebenso segensreich wie seine große Erfindung. Ich bewunderte ihn wegen beidem, aber für mich ist er nicht so sehr der große Erfinder und Wohltäter, als vielmehr ein zartfühlender, verständnisvoller Freund.

Ich könnte ihn beinahe meinen ältesten Freund nennen. Schon ehe meine Lehrerin zu mir kam, streckte er mir eine warme Hand in meiner Finsternis

entgegen, und auf seine Veranlassung hin sandte Herr Anagnos mir meine Lehrerin, ohne Ahnung, daß er damit der Mittler Gottes für sein größtes Geschenk an mich war.

Von Anfang an war Dr. Bell begeistert von Fräulein Sullivans Methode, nach der sie mich erzog. In einem Brief an Herrn Macy schrieb er kurz nach dem Erscheinen der „Geschichte meines Lebens" über einige dort abgedruckte Briefe meiner Lehrerin:

„Sie zeigen, was man schon lange vermuten konnte, daß Helen ihre bemerkenswerten Errungenschaften ebenso dem Genie ihrer Lehrerin verdankt wie ihrem eigenen klaren Geist... Sie zeigen auch, daß Fräulein Sullivan im Irrtum war, wenn sie glaubte, daß sie ohne Methode in der Erziehung Helens vorgegangen sei — nur sich vorwärtstastend und das Erfordernis des Augenblicks erfüllend. Sie handelte vielmehr die ganze Zeit nach Grundsätzen, welche in der Erziehung von Taubstummen von größter Wichtigkeit sind — sie hatte eine Methode und ihre Erfolge beweisen, daß es die richtige war."

An Frau Macy schrieb er etwa um dieselbe Zeit:

„Ihre Briefe sind von größtem Wert und von größter Wichtigkeit und werden eine allgemeine Richtschnur werden. Die Prinzipien, welche Sie bei der ersten Erziehung Helens leiteten, sind für jeden Lehrer unentbehrlich."

Dr. Bells Interesse für Taubstumme stammte aus der Familientradition, Sprachwissenschaft war in der Familie von jeher getrieben worden. Dr. Bells Großvater hatte ein System zur Überwindung des Stotterns erfunden, und sein Vater, Herr Melville

Bell, welchen ich auch gut kannte, vervollkommnete eine Zeichensprache, mittelst welcher man Taubstumme unterrichten konnte, welche Dr. Bell selbst für wichtiger hielt als seine Erfindung des Telephons. Die Liebe Dr. Bells zu seinem Vater war rührend. Wie ähnlich waren die beiden und doch so verschieden! Melville Bell war ruhig und häuslich, er lebte einfach und änderte daran nichts, als sein Sohn zu Reichtum kam, sondern blieb in demselben kleinen Hause wohnen und frühstückte, obwohl er seit vielen Jahren fern von Schottland lebte, täglich Haferbrei, welchen er auf schottische Art genoß, indem er den Löffel mit heißem Brei in die Schale mit kalter Milch tauchte.

Wenn irgend etwas Dr. Bell einige Tage abgehalten hatte, seinen Vater zu besuchen, sagte er: „Komm, ich muß zu meinem Vater gehen. Ein Schwatz mit ihm ist gerade, was ich brauche."

In Professor Bells reizendem Haus in Colonial Beach, an der Spitze, wo der Potomak sich ins Meer ergießt, sah ich die beiden edlen Menschen oft zusammensitzen, stundenlang ohne ein Wort friedlich rauchen und ruhevoll die Schiffe und Boote beobachten, welche vorüberfuhren. Manchmal fragte der Sohn bei einem ungewöhnlichen Vogellaut: „Wie würdest du das aufzeichnen, Vater?" Dann wurden die Mittel der Zeichensprache ausprobiert, und die Männer vertieften sich so in ihre Phonetik, daß sie alles um sich her vergaßen. Jeder Ton wurde genau bestimmt

und in Zeichen gesetzt. Manchmal machte ein Zwitschern solche Schwierigkeiten, daß es stundenlangen Probierens bedurfte, sie zu lösen.

Beide waren bestrebt, jeden Fehler in ihrer Aussprache zu beseitigen, und meine Lehrerin und Andere erzählten mir, daß es ein Genuß sei, sie sprechen zu hören. Beide waren verschiedene Male Sprachlehrer gewesen und liebten es, Dichtungen vorzutragen.

Dr. Bell war außerordentlich zärtlich mit seiner Mutter, welche gänzlich taub war, als ich sie kennen lernte. Ich erinnere mich eines Frühlingstages, als Dr. Bell Fräulein Sullivan und mich auf eine Spazierfahrt mitnahm. Wir pflückten eine Menge Geißblatt, rosa und weiße Kornusblüten und wilde Azaleen, die wir auf dem Heimweg Frau Bell bringen wollten. Als Dr. Bell ausstieg, sagte er: „Wir wollen durch die Gartentüre hineingehen und sie überraschen." Auf der Treppe hielt er mich zurück und buchstabierte in meine Hand: „Sei leise, sie schlafen beide." Wir schlichen hinein und schmückten vorsichtig das Zimmer mit den Blumen, die sie erfreuen sollten, wenn sie von ihren Träumen erwachten.

Ich bewunderte Frau Bell wegen ihrer Tapferkeit und Energie, mit welcher sie ihr Gebrechen überwand. Sie konnte ausgezeichnet vom Mund ablesen, und sie hatte wahrlich Geduld, Geschicklichkeit und Humor nötig, um dies bei den zahllosen Besuchern fertig zu bringen, die in ihr Haus kamen. Sie benützte nie-

mals die Fingersprache, weil sie der Meinung war, daß diese die Tauben von den normalen Menschen scheide. Ihre Liebhaberei waren schöne Spitzen, gewöhnlich hielt sie irgend ein zartes Gewebe in der Hand, und sie lehrte mich, die Blumen und Blätter, neckischen Kupidos, gewundenen Ströme und die ganze zarte Feenlandschaft nachzutasten. Ihre zwei jungen Töchter, Elsie und Daisy, waren immer heitere Spielgefährten und Daisy versuchte, mir alles Lustige, was sie hörte, in die Hand zu buchstabieren, damit ich mit ihr lache.

Oft waren berühmte Gäste da und ich wurde gelehrten Wissenschaftern vorgestellt — Professor Langley, Professor Newcomb, Major Powell und anderen. Dr. Bell vermittelte mir, was sie sprachen. Er nahm immer an, jedermann könne alles verstehen, und erklärte mir die Gesetze der Physik ebenso wie den Erdmagnetismus, aber so fernliegend und unverständlich mir auch manche Unterhaltung war, sie machte mir dennoch Freude. Denn Dr. Bell war einer jener seltenen Sterblichen, die nach kürzester Zeit alles Interesse auf sich konzentrieren, so daß die Menschen es vorzogen, ihm zuzuhören anstatt selbst zu reden. Er hatte ein ungewöhnliches Geschick, schwierige Probleme in klarer, leicht faßlicher Art darzustellen — eine Gabe, welche zu den allerseltensten gehört. Nie war er dogmatisch in der Unterhaltung. Ich glaube, er ist der einzige Mensch, den ich kenne, der einen

Gegenstand von ganz verschiedenen Gesichtspunkten aus mit wirklicher Teilnahme und Begeisterung ansehen konnte. Wenn ihm jemand eine von der seinigen abweichende Ansicht vortrug, sagte er: „Vielleicht haben Sie recht. Wir wollen einmal sehen."

Seine Rednergabe ist in der Öffentlichkeit nicht bekannt geworden, weil es ihm gefiel, sie zugunsten einer kleinen Menschengruppe anzuwenden, welche in Schweigen leben muß, und welche von der Öffentlichkeit leider nicht sehr beachtet wird. Aber ich weiß, was Beredsamkeit ist, seit ich mit Dr. Bell auf der Bühne stand und fühlte, wie die Worte von seinen Lippen strömten und seine Stimme, seine Haltung, seine Gebärden Beredsamkeit ausdrückten. Nachdem er eine Zeitlang gesprochen hatte, berührte er meinen Arm, ich erhob mich, legte meine Finger auf seine Lippen und zeigte, daß ich verstehen konnte, was er sagte. Ich wünschte, ich könnte in Worten ausdrücken, wie ich ihn damals empfand: Seine aufrechte, mächtige Gestalt, sein edles Haupt, die starken lebendigen Züge mit dem dichten Bart, welcher meine Finger streichelte und kitzelte, seine großen harmonischen Bewegungen — niemand konnte so viel Energie und Feuer widerstehen!

Sein Leben lang war Dr. Bell ein ernstlicher Befürworter der mündlichen Erziehungsmethode für die Taubstummen. Er nannte es eine Torheit, eine taube Abart der menschlichen Rasse zu entwickeln und hielt

es für einen pekuniären, sozialen und moralischen Vorteil, sie mit normalen Kindern zusammen zu unterrichten. Er verwünschte die Absonderung und Untereinanderheirat der Taubstummen, weil er fühlte, daß solange sie sich nur durch Zeichen verständigen, sie von der Allgemeinheit getrennt bleiben und es nur sehr wenigen gelingt, auch nur zu einem Durchschnittsmaß an Bildung zu kommen. Das Fingeralphabet und die Zeichensprache sind wohl leichter zu erlernen, erreichen aber nicht entfernt die Resultate des mündlichen Systems, bei dem der Schüler gelehrt wird, von den Lippen abzulesen und mit seiner Stimme zu antworten. Bei mir blieb keine Wahl. Meine Blindheit machte das Fingeralphabet notwendig. Später lernte ich das Ablesen von den Lippen, aber ich glaube, meine Erziehung wäre außerordentlich verlangsamt worden, wenn ich damit begonnen hätte.

Ihr Sehenden und Hörenden könnt nicht ermessen, daß die Erziehung der Taubstummen zum Sprechen eines der herrlichsten Wunder des XIX. Jahrhunderts ist! Vielleicht ist es für einen Menschen mit gesunden Sinnen unmöglich sich vorzustellen, was es heißt, taub und stumm zu sein. Ach, wir genießen nicht die Stille, welche die müden Sinne erfrischt; wir kennen nur eine unmenschliche Stille, welche trennt und entfremdet. Uns umgibt ein Schweigen, welches von keinem Freundesgruß, keinem Vogellaut, keinem Blätterrauschen unterbrochen wird; es ist ein

Schweigen, welches grausam, unwiderruflich einsam macht. Dr. Bell hat unendliche Opfer an Zeit und Kraft und Geld für uns gebracht und auf der ganzen Erde sind durch seine Hilfe Einsame einer segensreichen Gemeinschaft zugeführt worden.

Er war der junge Sohn eines alten Landes, ein selbstbewußter Schotte, aber er hat so lange unter uns gelebt, daß er ganz zu uns gehört. Sein Wesen war von einer seltenen Harmonie, und er war so reich gesegnet mit Fähigkeiten und Liebeskraft, daß es schwer ist von ihm zu sprechen ohne übertrieben zu erscheinen.

„Das Leben ist ungeheuer interessant," pflegte er zu sagen, besonders wenn er auf das Telephon zu sprechen kam, „immerfort geschieht etwas, aber nicht das, was wir erwarteten. Wir sehen bis zur nächsten Ecke, aber weiter hinaus wissen wir nicht, welche Überraschungen auf uns warten mögen." Er erzählte uns, wie seine Frau, welche damals noch seine Schülerin war, ihn überredete, zur Jahrhundertausstellung nach Philadelphia zu gehen, um das Telephon vorzuführen. Die Zeit dafür war auf einen Sonntagnachmittag festgesetzt, aber als die Stunde herankam, herrschte eine drückende Hitze, die Preisrichter waren müde und es sah aus, als könne die Sache nicht stattfinden.

„Aber," sagte Dr. Bell mit seinem strahlenden Lächeln, „das Unerwartete kann in Philadelphia ebenso passieren wie sonstwo in der Welt. Es trat ein, als ich

mich eben entschlossen hatte, die Ausstellung zu verlassen. In diesem Augenblick erschien Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, und erkannte mich als denjenigen, welcher in Boston über Taubstummenerziehung mit ihm gesprochen hatte. Er wollte nämlich Taubstummenschulen in Brasilien eröffnen und besichtigte die verschiedenen Anstalten in den Vereinigten Staaten. Er kam auf mich zu und schüttelte mir die Hand. Als er meine Apparate bemerkte, fragte er, was ich da habe. Ich erklärte es ihm und daß ich vorgehabt hatte, meine Erfindung vorzuführen. „Und warum nicht?" rief der Kaiser, „ich würde sie gerne hören." Ein Draht wurde durch den Raum gezogen, Dr. Bell nahm den Sender und forderte Don Pedro auf, den Empfänger nahe an sein Ohr zu halten. „Mein Gott, es spricht!" rief er. Dann nahm Lord Kalvin den Empfänger. „Ja, es spricht wahrhaftig," sagte er. Die Preisrichter versuchten es einer nach dem andern, und die Vorführung dauerte bis zehn Uhr abends. Von da ab bis zum Schluß der Ausstellung stand der neue Apparat im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses und die Entwicklung des Telephons datiert von jenem Tage ab.

Als im Jahr 1892 der Prozeß um die Erfindung vor den Gerichten Bostons ausgefochten wurde, machte ich zum erstenmal die Bekanntschaft des Telephons. Wir waren damals oft mit Dr. Bell zusammen und wohnten in Chulsea mit einer Freundin, Frau

Pratt, welche ihm bei einigen Forschungen für die Taubstummen geholfen hatte. Wenn die Gerichtssitzungen vorüber waren, kam Dr. Bell zu uns, oder wir suchten ihn im Hotel Bellevue auf. Es war eine anstrengende Zeit für ihn, und wir bemühten uns, ihm möglichst viel Erholung und Freude zu verschaffen. Er liebte Theater und Konzerte und es war nicht schwierig, ihn zu veranlassen, mit uns hineinzugehen. Auch machten wir viele Spazierfahrten in und um Boston, welche eine der schönstgelegenen Städte ist und im Herzen eines herrlichen aufgeschlossenen Landes liegt. Oft gingen wir ans Meer, und wenn wir einen alten Fischer fanden, welcher uns in seinem Boot hinausfuhr, war Dr. Bell der glücklichste Mensch.

In seiner Jugend hatte er mit tiefstem Interesse das Legen des Atlantischen Kabels verfolgt. Er erzählte mir voller Lebendigkeit, nach wieviel vergeblichen Versuchen und Mißerfolgen es im Jahr 1866 gelang, und wie viele Menschen ihr Leben dafür lassen mußten. Ich war zwölf Jahr alt, und diese Geschichte voll Heldenmut und wunderbarer menschlicher Tatkraft, wie er sie darstellte, erschütterte mich wie andere Kinder ein Märchen. Noch heute habe ich ein inneres Bild, wie Worte an den Drähten in den Tiefen des Meeres von einem Kontinent zum andern fliegen und die Zeit verlachen.

Dr. Bell schrieb mir zuerst den Namen Charles Darwin in die Hand. „Was tat er?" fragte ich. „Er

Helen Keller, Fräulein Sullivan und Dr. Bell

brachte die Wissenschaft des XIX. Jahrhunderts," antwortete Dr. Bell. Und er sprach mir von der Entstehung der Arten, und wie dieser Gedanke den menschlichen Horizont erweitert hatte. So wurde auch diese Errungenschaft meinem Wissensschatz einverleibt. Er zeigte uns das Haus, in welchem das Telephon entstanden war und sprach anerkennend von seinem Assistenten Thomas A. Watson, ohne welchen seine Erfindung kaum zustande gekommen wäre. Am 10. März 1876 hörte Herr Watson, der in einem anderen Zimmer arbeitete, Dr. Bells Stimme, welche sagte: „Herr Watson, kommen Sie, ich brauche Sie." Dies war das erste vernehmliche Telephongespräch. Es war so alltäglich und einfach wie die Millionen täglicher Gespräche heute, und ich sagte, ich wünschte der erste Satz hätte eine größere Bedeutung gehabt. Dr. Bell antwortete: „Helen, das Leben hat gezeigt, daß der Hauptnutzen des Telephons die Wiederholung dieser ersten Botschaft ist. Die Übermittlung der Worte: ‚Kommet, ich brauche euch', an die Millionen Arbeits-Watsons ist der größte Dienst, den das Telephon einer geschäftigen Welt erweisen kann."

„Hatten Sie schon vorher gehofft, dies mit dem Instrument zu erreichen?" fragte ich.

„O ja," sagte Dr. Bell, „andere Worte waren schon früher übermittelt worden. Aber ich war doch voll tiefsten Staunens, als ich erfuhr, daß Watson meine Stimme wirklich gehört hatte."

Dr. Bell hatte selbst kein Telephon in seinem Studierzimmer und sagte manchmal ein wenig kläglich: „Was sollte dem Menschen geschehen, welcher die Behaglichkeit des Heims zerstört hat?“ und ich habe ihn sagen hören, wenn die Menschen bewundernd von seiner Erfindung sprachen: „Ja ja, schon recht — aber ich bezweifle, ob das Telephon die menschliche Sprache so fördern wird wie Shakespeare und Homer es getan haben.“

Eines Abends, als wir wartend neben einem Telephonmast standen, legte er meine Hand an das ausgewaschene Holz und fragte: „Fühle einmal. Was bedeuten diese Schwingungen für dich — irgend etwas?“

Ich hatte nie vorher einen solchen Mast berührt.

„Summt es so die ganze Zeit?“

„Ja, Tag und Nacht. Dieses gleichmäßige Summen hört niemals auf. Denn es summt die Geschichte des Lebens und das Leben hört nie auf.“

Er erklärte mir die Einzelheiten der Telephonleitung und fuhr fort: „Diese Kupferdrähte tragen die Kunde von Geburt und Tod, Krieg und Handel, Niederlage und Erfolg von Ort zu Ort um die ganze Erde. Hör zu! Ich meine, ich höre Lachen und Weinen, Menschenleid und Glück!“

Ein andermal gingen wir im Regen spazieren, und er fragte mich, ob ich schon einmal einen Baum befühlt habe, wenn es regne. Er führte mich an eine

junge Eiche, ich legte meine Finger an den Stamm und war erstaunt, ein zartes Murmeln zu fühlen — ein silbernes Wispern, als ob die Blätter einander allerlei erzählten. Seitdem habe ich oft Bäume belauscht, wenn die Regentropfen wie Perlen von Zweigen und Blättern rieselten. Sie fühlen sich an wie lachende Elfen.

Auf diesen Fahrten und Gängen ruhte Dr. Bell sich aus und buchstabierte mir, was ihm gerade einfiel in meine eifrigen Hände — Gedichtstrophen, Anekdoten, Erinnerungen an Schottland und Schilderungen von Japan, das er einige Jahre vorher bereist hatte.

Der Prozeß dauerte, glaube ich, acht Jahre und wurde schließlich zu Dr. Bells Gunsten entschieden. Als er starb, waren schätzungsweise zwölf Millionen Telephone in der Welt im Gebrauch und die Patenturkunde, welche er an seinem neunundzwanzigsten Geburtstag erhielt, soll die wertvollste gewesen sein, die jemals ausgestellt wurde.

Ich sah Dr. Bell bald, nachdem das Telephon von New York nach San Franzisko eröffnet worden war; es gab schon Verbindungen nach allen Richtungen. Herr Watson war in San Franzisko, Dr. Bell in New York. Dieselben Worte wurden wieder gesprochen: „Herr Watson, kommen Sie, ich brauche Sie."

„Er hörte mich," sagte Dr. Bell, „aber er kam

nicht gleich. Doch wird es nicht lange dauern, dann werden die Menschen in ein paar Stunden den Kontinent überqueren, wenn man sie ruft." Er glaubte, daß der transatlantische Flug eines Tages in vierundzwanzig Stunden gemacht werden würde, und ich dachte an seine Prophezeiung, als Lindbergh ihn in dreiunddreißigeinhalb Stunden vollbrachte.

Natürlich erlebte Dr. Bell neben den Freuden auch die Unannehmlichkeiten einer Berühmtheit. Überall gab es Menschen, welche dem Erfinder des Telephons die Hand schütteln wollten. Einmal buchstabierte er mir in die Hand: „Man sollte denken, ich habe nichts Rechtes zustande gebracht außer dem Telephon. Das ist, weil es Geld einbringt. Es ist schade, daß so viele Menschen das Geld zum Maßstab des Erfolgs machen. Ich wünschte, meine Versuche hätten erreicht, daß die Taubstummen leichter sprechen lernen; das hätte mich wahrhaft glücklich gemacht."

Er interessierte sich für viele andere Erfindungen außer dem Telephon — das Grammophon, Photophon und eine Induktionswaage. Er erfand einen Mikrophonsender, welcher dazu benutzt wurde, die Lage der Kugel zu bestimmen, die Präsident Garfield tötete. Wenn er arbeitete, zog er sich in die Einsamkeit zurück, denn dann brauchte er absolute Ruhe.

Wenn unsere Wege auseinander gingen, schrieb ich ihm hie und da, ohne bei seiner Überlastung eine Antwort zu erwarten, aber ich bekam sie immer. Auch

las er alle meine Bücher und schrieb mir so darüber, daß ich wußte, er hielt mich für ein vollgültiges menschliches Wesen und nicht für ein armes Geistchen, welches mühsam seinen Weg durch die Welt sucht.

„Du mußt mich nicht unter die Menschen rechnen, welche glauben, daß du über Dinge, welche die Allgemeinheit betreffen, nichts zu sagen hättest," schrieb er mir, nachdem er mein kleines Buch: The World I Live In* gelesen hatte. „Ich wüßte gerne, was du über den Zolltarif, die Erhaltung unserer Naturschätze und den Fall Dreyfuß denkst. Es interessiert mich, was du zur Hebung der Jugenderziehung überhaupt vorzuschlagen hast. Ich möchte dich heraustreten sehen aus deiner persönlichen Enge und über die großen Fragen draußen schreiben. Denn der Blick, den du uns in deine Welt tun läßt, ist überaus anziehend und interessant."

Später begrüßte er meinen „Song of the stone wall" mit Begeisterung, weil „es eine neue Leistung ist, welche zeigt, daß du nicht ausgeschlossen bist von unserer Welt der Schönheit und Musik." Ist es ein Wunder, daß ich ihn liebte?

Es gehörte zu seiner Frohnatur, daß er gerne Überraschungen veranstaltete. Ich erinnere mich eines Briefes, den ich kurz vor der Verheiratung meiner

* Deutsche Ausgabe: „Meine Welt" (Verlag Robert Luz Nachfolger Stuttgart).

Lehrerin erhielt. Auf dem Umschlag stand: „Ein Geheimnis für Helen Keller," darunter: „Ich will nicht, daß Fräulein Sullivan oder Herr Macy diesen Brief lesen. Jemand anders soll ihn Helen übermitteln." Ich brachte ihn Lenore, die bei uns zu Besuch war, und sie las mir vor, Dr. Bell schicke mir beiliegenden Scheck zu einem Hochzeitsgeschenk für meine Lehrerin. „Die Schwierigkeit besteht darin," schrieb er, „daß ich nicht weiß, was ihr Freude macht und jemand brauche, der mir hilft. Warum nicht du? Ich füge einen Scheck bei, der auf deinen Namen ausgestellt ist, und würde mich freuen, wenn du das Geld für ein Hochzeitsgeschenk für Fräulein Sullivan verwenden würdest. Du darfst ihr aber nichts davon sagen, bis du es ihr von mir übergibst."

Wir fuhren an demselben Tag noch nach Boston, um unter den schönen Dingen aus aller Welt, die dort in den Läden ausgestellt sind, etwas auszusuchen. Zuletzt fiel unsre Wahl auf eine Uhr mit einem besonders hübschen Stundenschlag. Da ich noch Geld übrig hatte, machten wir uns am nächsten Tag nochmal auf den Weg, und ich wählte eine silberne Kaffeebüchse. Dr. Bell amüsierte sich sehr über die zwei Geschenke und schrieb, er sehe, ich habe etwas von einem „sparsamen Schotten" an mir.

Wir waren beide sehr tierlieb und gingen miteinander in den „Zoo" von Washington und anderen Städten, wo wir für die Taubstummenfürsorge spra-

chen. Einmal — ich glaube, es war an meinem vierzehnten Geburtstag — schenkte Dr. Bell mir einen Kakadu, welchen ich wegen seines schönen gelben Federbusches Jonquil nannte. Er war eine Schönheit, aber auch eine in prachtvolle, weiß und goldene Federn gekleidete Gefahr. Er saß auf meinem Fuß, wenn ich las, und wiegte sich hin und her, wenn ich die Seiten umschlug. Manchmal kletterte er mir auf die Schulter und rieb seinen Kopf an meinem Gesicht und Ohr, und hie und da legte er seinen langen scharfen, gebogenen Schnabel in meinen Mund, so daß Schreckensschauer mir den Rücken hinabrieselten. Dann flog er fürchterlich kreischend weg, um auf dem Rücken eines Hundes oder dem Kopf eines nicht minder entsetzten Menschen zu landen. Nach einiger Zeit wollte mein Vater ihn verschenken, aber sein Ruf war derart, daß niemand ihn nehmen wollte, bis ihm endlich ein Saalbesitzer Obdach gewährte.

Als meine Lehrerin und ich in meinem ersten Jahr in Radcliffe College die Bells in ihrem Sommerhaus bei Baddeck besuchten, galt Dr. Bells Hauptinteresse der Wissenschaft des Flugwesens. Er hatte einen riesigen Kastendrachen gebaut, mit welchem er neue Gesetze für das Fliegen zu entdecken hoffte. Der Drachen brachte nicht den erwarteten Erfolg, aber wir hatten unendlichen Spaß damit. Dr. Bell ernannte mich zu seinem ersten Sachverständigen und ließ den Drachen nie aufsteigen, ohne daß ich die Drähte geprüft

und das Urteil ausgesprochen hatte, daß sie den Zug aushalten würden. Einmal, als ich gerade den Draht in der Hand hatte, machte jemand den Drachen von seiner Verankerung los, und ich wurde beinahe ins Meer hinausgerissen. Dr. Bell verlangte, daß ich eine Mütze und einen wasserdichten Anzug trage wie er, damit wir für alle Vorkommnisse gerüstet seien. „Man kann nie wissen, auf was für ausgefallene Ideen so ein Drachen kommen mag," schrieb er mir ernsthaftig in die Hand. „Wir müssen immer bereit sein, ihn zu übertrumpfen." Dann berichtete er: „Wir schwimmen glänzend," und das erfüllte sich manchmal wörtlich, denn durch einen unerwarteten Windstoß erfaßt flogen wir, aber nicht in der Luft, sondern ins Wasser. Aber Dr. Bell ließ sich durch nichts entmutigen und lachte selbst über seine verunglückten Versuche.

Eines unserer Spielzeuge in Beinn Breagh war ein altes Hausboot, welches etwa eine Meile vom Haus entfernt vor Anker lag. Es stand mit der Steuerbordseite im großen Bras d'Or und die Backbordseite ging auf einen Süßwassersteich hinaus. In der Kajüte waren einige Betten und eine Menge Teppiche und im Schrank waren stets Nahrungsmittel zu finden, so daß wer wollte dort übernachten konnte.

Eines Tages waren eine Menge Besuche gekommen, bei deren Unterhaltung man hätte meinen können, sich auf einem wissenschaftlichen Kongreß zu be-

finden. Daher beschlossen meine Lehrerin, Elsie, Daisy und ich, die Nacht auf dem Boot zuzubringen. Es war ein prachtvoller klarer Sommerabend, und wir freuten uns auf das Abenteuer wie junge Hunde auf eine Jagd. Wir brachen früh auf und eilten den Weg an der Küste entlang, weil wir unser Abendessen beim Schein des Sonnenunterganges auf Deck verzehren wollten, solange der Bras d'Or noch im Goldglanz schimmerte. Welche Wonne für mich, so etwas zu erleben in Gesellschaft von zwei lustigen jungen Mädchen, die mit Leib und Seele dabei waren! Daisy beschrieb mir die wunderbaren Farben von Himmel und Wasser, bis es dunkel wurde und still, und nur die Wogen noch leise rauschten.

Als der Mond emporstieg, kletterten wir zitternd vor Aufregung die Strickleiter hinunter in den See. Da waren wir vier ganz allein in dieser wunderbaren Schönheit von Wasser und Mondenlicht! Die Luft war ziemlich kalt, aber das Wasser war herrlich warm, und wir waren ganz aus dem Häuschen vor Entzücken, bis wir zuletzt ein Wettklettern veranstalteten, wer zuerst im Bett war. Bei Tagesanbruch waren wir wieder auf den Beinen. Als wir heraufkamen auf das Deck, erhoben sich Schwärme von Seemöven und kreisten und tummelten sich über dem See und schüttelten sich den Schlaf aus den Schwingen, ehe sie im Wasser nach ihrem Frühstück tauchten. Der junge Tag stieg golden aus dem See herauf — es

war ein prachtvoller Anblick, wohl wert, daß man seinetwegen den Schlaf versäumte. Viele Jahre sind seitdem vergangen, aber die glückselige Nacht auf dem alten Hausboot lebt so strahlend in meiner Erinnerung wie die Sterne, die damals am Himmel standen.

Am letzten Abend in Beinn Breagh saßen Dr. Bell und ich allein auf der Piazza. Er war in träumerischer Stimmung und buchstabierte mir allerlei in die Hand, halb Dichtung, halb Philosophie. Er war müde nach einem Tag schwieriger Experimente, aber er fand Erquickung in den Dichtern, die er als junger Mann gelesen hatte. Er trug Lieblingsstellen aus „In Memoriam" und „Julius Cäsar" vor und ich erinnere mich, mit welchem Ernst er die Stelle wiederholte: There is a tide in the affairs of men und hinzufügte: „Helen, ich weiß nicht, ob es wahr ist, was diese Zeilen lehren, daß wir Herr unseres Schicksals sind. Ich bezweifle es. Je länger ich dem Leben zuschaue, desto rätselhafter wird es mir. Das Unerwartete begegnet uns immerdar. — Als ich jung war," fuhr er fort, „liebte ich Musik leidenschaftlich und wollte Musiker werden. Aber das Schicksal fügte es anders. Krankheit führte mich nach Amerika. Dann nahmen mich Versuche in Anspruch mit einem Instrument, das sich zum Telephon entwickelte. Und jetzt widme ich meine Tage und Nächte der Aeronautik. Und du weißt, daß die ganze Zeit über mein Hauptinteresse der Erziehung der Taubstummen gilt. Nein,

Helen, ich bin nicht Herr meines Schicksals gewesen — in dem Sinn, daß ich meine Arbeit selbst gewählt hätte." Er machte eine Pause. Dann sagte er: „Deine Gebrechen haben dich in einer besonderen Art der Welt gegenübergestellt. Du hast sprechen gelernt, und ich glaube, du bist dazu bestimmt, die Schranken niederzulegen, welche die Tauben von den übrigen Menschen trennen. Einzigartige Aufgaben erwarten dich, die einzigartige Frau."

Ich sagte ihm, meine Lehrerin und ich hätten den Plan, nach meiner Graduierung irgendwo im Verborgenen zu leben und dann wollte ich schreiben.

„Nicht du, sondern die Umstände werden deine Arbeit bestimmen," sagte er. „Wir sind nur Werkzeuge der Mächte, welche das Weltall regieren. Denke daran, Helen, daß du dich nicht auf eine einzige Art der Äußerung beschränken sollst. Schreibe, rede, studiere, tue alles, was du irgend kannst. Je mehr du fertig bringst, desto mehr wirst du den Taubstummen überall helfen."

Nach einer langen Pause fing er wiederum an zu sprechen: „Ich glaube, Helen, der Tag wird kommen, an welchem die Liebe, welche mehr als Freundschaft bedeutet, an dein Herz herantreten und Einlaß begehren wird."

„Was brachte Sie auf diesen Gedanken?" fragte ich.

„Oh, ich denke oft an deine Zukunft. Für mich bist du ein liebliches, begehrenswertes junges Mädchen,

und es ist natürlich, an Liebe und Glück zu denken, wenn man jung ist."

„Ich beschäftige mich manchmal mit der Liebe," gab ich zu, „sie scheint mir wie eine wunderbare Blüte, welche ich nicht berühren darf, deren Duft den Garten aber trotzdem zu einer Stätte der Freude macht."

Er versank in gedankenvolles Schweigen. Dann berührten mich seine geliebten Finger wieder wie ein zarter Hauch und er sagte: „Denke nicht, daß du ausgeschlossen bist von dem höchsten Glück des Weibes, weil du nicht sehen und hören kannst. Erblichkeit hat nichts zu tun mit deinem Fall wie mit so vielen anderen."

„Oh, aber ich bin glücklich, vollständig glücklich," erwiderte ich. „Ich habe meine Lehrerin und meine Mutter und Sie und eine Menge interessanter Aufgaben, die auf mich warten. Es liegt mir gewiß nichts an einer Heirat."

„Ich weiß das," sagte er, „aber das Leben verfährt oft sonderbar mit uns. Du wirst deine Mutter nicht ewig haben und Fräulein Sullivan kann heiraten. Dann könnte eine öde Lebensstrecke vor dir liegen, und du würdest sehr einsam sein."

„Ich kann mir nicht vorstellen, daß je ein Mann mich heiraten will," sagte ich. „Es müßte ihm wie eine Verbindung mit einer Statue vorkommen."

„Du bist noch sehr jung," antwortete er, meine Hand zärtlich streichelnd, „es ist nur natürlich, daß

du nicht ernst nimmst, was ich jetzt sage. Aber ich habe schon lange vorgehabt, dir einmal zu sagen, was ich über dein Heiraten denke. Wenn ein rechter Mann dich zur Frau begehrt, dann laß dich von niemand überreden, wegen deiner Gebrechen auf dies Glück zu verzichten."

Ich war froh, daß Frau Bell und Fräulein Sullivan zu uns herauskamen, und das Gespräch eine unpersönliche Wendung nahm.

Einige Jahre später kam Dr. Bell auf dieses Gespräch zurück. Fräulein Sullivan und ich waren nach Washington gefahren, um ihm ihre Absicht, Herrn Macy zu heiraten, mitzuteilen. Er sagte neckend: „Ich habe dir gesagt, Helen, daß sie heiraten wird. Willst du jetzt meinem Rat folgen und dein eigenes Nest bauen?"

„Nein," erwiderte ich. „Ich fühle mich weniger als je geneigt, das große Abenteuer zu wagen. Ich habe vollständig eingesehen, daß Mann und Frau gleichwertig ausgestattet sein müssen, um mit den Wechselfällen des Lebens fertig zu werden. Ich weiß, ich habe nichts, was einen Mann für eine solch unnatürliche Belastung entschädigen könnte."

„Du wirst deine Meinung ändern, mein Fräulein, wenn der rechte Mann kommt," sagte er — und ich tat es beinahe, aber das steht auf einem anderen Blatt.

Das letztemal sah ich Dr. Bell, als er gerade von Edinburg zurückgekommen war. Zum erstenmal schien

er mir bedrückt. Ich glaube, es war im Jahr 1920. Er sagte, er habe sich wie ein Fremdling in einem fremden Land gefühlt und sei froh, wieder in Amerika zu sein. Der Krieg hatte auch seiner Seele sein grausames Sigel aufgedrückt; ich fühlte die Sorgenfalten in seinem edlen Antlitz, aber ich dachte, ein Lächeln schimmere doch hindurch. Er sagte uns, daß er den Rest seines Lebens der Arbeit an Flugzeugen widmen wolle und prophezeite, daß in weniger als zehn Jahren eine regelmäßige Luftverbindung zwischen New York und London eingerichtet sein werde. Er meinte, es werde auf den Dächern großer Gebäude Landungsstellen geben, und die Menschen würden Flugzeuge benützen wie jetzt Automobile. Er glaubte, daß Lasten auf dem Luftweg billiger befördert werden könnten als zu Schiff oder mit der Bahn; und daß der nächste Krieg in der Luft ausgefochten werden würde und Unterseeboote wichtiger seien als Kriegsschiffe.

Dr. Bell sah auch voraus, daß es den Ingenieuren gelingen werde, eines Tages die Tropen künstlich abzukühlen und ihre heiße Luft in kalte Gegenden überzuleiten. Er sagte mir, daß unter der warmen Oberfläche der tropischen Meere eiskalte Ströme aus der arktischen und antarktischen Region flössen, und daß diese irgendwie heraufgeleitet werden würden und so das Klima der heißen Länder in ein gesünderes umgewandelt werden könnte. Seine wunderbaren Prophezeiungen verursachten mir Herzklopfen. Da-

mals ahnte ich nicht, daß ich kaum sechs Jahre später von einem Plan französischer Ingenieure lesen würde, welche das Meer als Verbündeten gegen menschenmörderische Klimate verwenden wollen.

Wir waren traurig, als wir Abschied nahmen, und ich hatte eine Vorahnung, daß ich ihn in diesem Leben nicht mehr sehen würde.

Er starb in seinem Sommerhaus am 3. August 1922 und wurde bei Sonnenuntergang auf der Höhe des Cape Beinn Breagh Mountain begraben. Er hatte selbst den Ort ausgewählt und mir einmal gezeigt, indem er sagte: „Das ist der Platz, Helen, wo ich meinen letzten Schlaf schlafen werde," und Brownings Verse hinzufügte:

„Where meteors shoot, clouds form,
Lightnings are loosened,
Stars come and go!"

(Wo Meteore glänzen, Wolken ziehn, Blitze entstehn und Sterne kommen und gehn.)

Die Zeit des Sonnenunterganges wurde gewählt, weil in dieser Stunde die Sonne wie mit goldenen Armen die Seen umfängt, was der Name Bras d'Or ausdrückt.

Mit jedem geliebten Freund, welchen die Erde zurückgenommen hat, ist auch ein Teil von mir begraben worden; aber ihre Beiträge zu meinem Glück, zur Stärkung und Förderung meines Wesens bleiben mir

und helfen mir weiter in einer anders gewordenen Welt. Obgleich das Leben nie mehr ganz das alte war, seit wir gelesen hatten, daß Dr. Alexander Graham Bell tot sei, schimmert doch durch meine Tränen das Bild, das von ihm weiterlebt in meinem Herzen.

Materieller Lebenskampf

Geldsorgen — Ich lehne Herrn Carnegies Rente dankend ab — Besuch bei Carnegies — Carnegie und Königin Viktoria — Seine edelsteinbesetzten Schatullen — Carnegie, „der glücklichste der Sterblichen" und ein „waschechter Optimist" — Einer von dem Dutzend, das Carnegie zu Millionären machte — Frau Macys Erkrankung — Ich nehme Herrn Carnegies Rente an — Herr Macy verläßt uns, er ist des Kampfes müde geworden.

Nach dem Vortrag in Washington, bei welchem mich Dr. Bell einführte, sprach ich noch in einigen anderen Städten, ehe ich nach Wrentham zurückkehrte. Meine Lehrerin und ich waren müde und entmutigt und sehr unsicher über unsere Zukunft.

Unsere finanziellen Schwierigkeiten mehrten sich, denn bei der Verheiratung meiner Lehrerin hatte Herr Rogers die Hälfte seiner Jahresrente gestrichen. Ich hatte gehofft, mit meiner Feder so viel zu verdienen, daß ich dies ausgleichen könnte, aber es gab zu viele Unterbrechungen und es langweilte mich, immer nur über mich selbst zu schreiben. Die Zeitungsverleger sagten: „Schreiben Sie nicht von Dingen, welche nicht auf Ihrer persönlichen Erfahrung beruhen"; und so fand ich mich vollständig auf ein Thema zurückgewiesen — mich selbst, und es dauerte nicht lange, so war es erschöpft.

Geldschwierigkeiten haben fast immer eine große Rolle in unserem Leben gespielt, und immer wieder von Zeit zu Zeit haben Menschen versucht, uns davon zu befreien. Ich weiß nicht mehr genau, wann Herr

Carnegie anfing, sich für meine Lage zu interessieren, aber als er Ende 1910 durch meine Freundin Lucy Derby Fuller von unseren Schwierigkeiten hörte, kam er uns mit charakteristischer Schnelligkeit und Freigebigkeit zu Hilfe. Wenige Tage nach dem Gespräch mit ihr schrieb er mir, er habe mir eine Jahresrente ausgesetzt.

Es war ohne mein Wissen und meine Einwilligung geschehen, und ich wies das Geld so liebenswürdig ich konnte zurück. Ich war jung und stolz und hoffte, allein durchzukommen. Herr Carnegie machte den Vorschlag, ich solle mir die Sache noch einmal überlegen und versicherte mir, daß die Rente mein sei, sobald ich sie haben wolle. So ruhte die Sache zwei Jahre lang.

Im Frühjahr 1913, als meine Lehrerin und ich in New York waren, besuchten wir Carnegies auf ihre Einladung hin. Ich werde nie vergessen, wie freundlich sie waren, ich fühlte, sie hatten den Wunsch uns zu helfen und gewann sie lieb. Ihre Tochter Margaret, ein reizendes sechzehnjähriges Mädchen, kam in die Bibliothek, wo wir uns unterhielten. „Sie ist die gute Fee," sagte Herr Carnegie, als er ihre Hand in die meine legte, „die mir ins Ohr flüstert, wen ich glücklich machen soll."

Bei einer Tasse Tee sprachen wir über vieles und Herr Carnegie fragte mich, ob ich sein Geld immer noch zurückweise. Ich antwortete: „Ja, noch bin ich

nicht besiegt." Er sagte, er verstehe meine Gesinnung und billige sie, aber er mache mich darauf aufmerksam, daß das Schicksal mir auch die Verantwortung für die Menschen, welche mit mir zusammenlebten, auferlegt habe, und daß ich deren Wohl ebenso im Auge haben müsse. Dies hatte mir schon lange schwer auf der Seele gelegen, aber nie vorher hatte mich jemand daran erinnert, der große Macht zu schenken hatte. Er versicherte mir nochmals, daß ich die Rente jederzeit haben könnte und fragte, ob es wahr sei, daß ich Sozialistin geworden sei. Als ich es zugab, fand er sehr viel an den Sozialisten auszusetzen und drohte sogar, mich übers Knie zu legen und durchzuwichsen, wenn ich nicht Vernunft annehme.

„Ein großer Mann wie Sie sollte konsequent bleiben," sagte ich. „Sie glauben an Brüderlichkeit unter den Menschen, an Frieden unter den Nationen, an das Recht auf gute Erziehung für jedermann. All das sind auch sozialistische Ideale." Ich versprach, ihm mein Buch Out of the Dark zu schicken, in welchem ich erzähle, wie ich Sozialistin wurde.*

Er fragte, worüber ich öffentlich spreche, und als ich antwortete: „Über das Glück," sagte er: „Das ist ein gutes Thema. Es gibt eine Menge Glücksmöglichkeiten in der Welt, wenn die Menschen nur die Augen aufmachen wollten." Er fragte dann, wie

* Deutsche Ausgabe zwei Bücher: „Dunkelheit" und „Wie ich Sozialistin wurde" (Verlag von Robert Lutz Nachf. Stuttgart).

teuer die Leute, welche mich engagierten, die Billette verkauften, und als er hörte, daß sie einen bis anderthalb Dollars verlangten, sagte er: „Zu teuer, viel zu teuer! Sie würden mehr einnehmen, wenn sie fünfzig Cents verlangen würden und nicht mehr als höchstens fünfundsiebzig Cents."

Er erzählte mir von Gladstone, den er außerordentlich bewunderte, und lobte Königin Viktoria so überschwänglich, daß ich sagte, wenn er ihr selbst alle diese Schmeicheleien vorgetragen hätte, hätte sie ihm nicht nur einen, sondern zwei Hosenbandorden verliehen. Er beschrieb mit großer Lebendigkeit eine Geburtstagsfeier in Windsor, zu welcher er eingeladen worden war, bei der Königin Viktoria zu Aller Überraschung aufstand und sich in einer entzückenden Rede für die Geschenke bedankte.

Bei einem unserer Besuche führte mich Herr Carnegie in seiner Bibliothek umher und zeigte mir unzählige edelsteingeschmückte Schatullen, welche die Dankschreiben von Städten enthielten, denen er eine Bibliothek geschenkt hatte. Er machte mich auf die wunderbare Ausführung dieser Schatullen aufmerksam, deren eine seinen Namen in edlen Steinen trug.

Ein andermal erzählte er von einer Fußtour durch Südengland, die er als Knabe mit dem Rucksack unternahm. Er fand sie so genußreich, daß er sich vornahm, wenn er Erfolg im Leben haben sollte, eine Anzahl seiner Freunde von Brighton nach In-

verneß zu fahren. Die Idee setzte sich bei ihm fest, wurde eine Lieblingsidee und in den achtziger Jahren konnte er den Plan ausführen.

Er sagte, seine Vorstellung von Reichtum sei, als er jung war, gewesen, ein Jahreseinkommen von fünfzehnhundert Dollars zu haben — genug um zu leben und seinen Eltern ein behagliches Alter zu verschaffen. „Aber das Schicksal gab mir unendlich mehr. Die wankelmütige Göttin tut das manchmal und lacht sich ins Fäustchen."

Ich sagte: „Das Schicksal ist sehr gütig mit Ihnen verfahren, Herr Carnegie, daß Ihr Traum sich erfüllte, solange Sie noch jung sind und voller Lebenslust."

„Das ist wahr!" rief er eifrig. „Ich bin der glücklichste der Sterblichen, und manchmal kann ich kaum glauben, daß es alles wahr ist. Wissen Sie, auch in meinen wildesten Phantasien dachte ich nie, daß der Traum so königliche Ausmaße annehmen würde."

Herr Andrew Carnegie war ein waschechter Optimist. Ich hatte das immer von mir geglaubt, bis ich ihn kennen lernte; aber mit ihm konnte ich mich nicht vergleichen.

„Ein Pessimist hat eine Giftzunge," erklärte er, „jeden würde ich nach Sibirien verbannen, wenn ich die Macht dazu hätte. Frischer Mut ist Gold wert."

„Nicht so sehr viel," neckte ich ihn, „Sie sagten, mein Vortrag über Glück sei nur fünfzig Cents wert."

Einige Besucher kamen, solange wir da waren, und Herr Carnegie stellte mir einen der Herrn folgendermaßen vor: „Das ist einer von dem Dutzend, das ich zu Millionären gemacht habe“ und fügte hinzu: „Das Leben ist viel interessanter und lebenswerter, seit ich das Geldmachen diesen Leuten überlassen habe. Früher hätte ich keine Zeit für Sie gehabt, Helen. Seit ich Zeit habe zum Denken, habe ich meine Ansicht über vieles geändert.“

Nach unserem Besuch bei Carnegies hielten wir weitere Vorträge. Frau Macy fühlte sich gar nicht wohl, sie konnte sich von einer großen Operation, die sie im Herbst durchgemacht hatte, nur langsam erholen. Aber wir hofften, uns durch eigene Arbeit über Wasser halten zu können, besonders da ich während des Sommers einige Artikel schreiben wollte. Wir waren beide dankbar für Herrn Carnegies Anerbieten und noch mehr für die Einsicht und Sympathie, mit welcher er unsere Ablehnung hinnahm. Frau Carnegie war ebenso zartfühlend wie er, ich erinnere mich, daß sie im Dezember nach unserem Besuch einen Brief an mich schrieb, in welchem stand, daß sie hoffe, ich werde ihnen eines Tages erlauben, mir ihre Freundschaft zu beweisen.

Am 1. April sah ich mich in die Notwendigkeit versetzt, nachzugeben. Wir waren aufgefordert, in Maine Vorträge zu halten. In Bath wurde es plötzlich kalt und am nächsten Morgen war Frau Macy

ernstlich krank. Wir waren allein an einem fremden Ort. Meine Hilflosigkeit überwältigte mich. Mit dem Beistand des Hoteliers kamen wir noch in den Zug und fuhren heim. Eine Woche später schrieb ich Herrn Carnegie, was geschehen war und gestand, daß es eine Torheit gewesen sei, mir nicht von ihm helfen zu lassen. Umgehend erhielt ich einen warmherzigen Brief, in welchem ein Scheck lag, welchen ich zweimal im Jahr bekommen sollte. Er schrieb unter anderem: „Das Schicksal meint es gut mit uns — ich dachte mir, daß meine Vorstellungen Einlaß in Ihren Verstand und Ihr Herz finden würden. Es gibt einige große Seelen, welche Anderen erlauben, ihnen zu erweisen, was sie gerne selbst Andern erweisen würden. Sie haben einen Schritt vorwärts getan! Ich bin wirklich froh darüber — man freut sich, seine Weisheit anerkannt zu sehen. Vergessen Sie nie, daß Frau Carnegie und ich es sind, welche dankbar zu sein haben, denn es ist ohne Frage leichter zu geben als anzunehmen."

Ich kann nicht verbergen, daß es demütigend war, nachzugeben, selbst bei einem so gütigen und zartfühlenden Freund.

* * *

Schon die ganze letzte Zeit war das Geld unsre geringste Sorge gewesen. Herr Macy wollte uns verlassen! Er war des Kampfes müde geworden.

Und hatte viele Gründe, die ihm die Trennung wünschenswert machten. Ich kann über diese Zeit tiefsten Leides nur ganz allgemein schreiben. Nichts ist schwieriger als Verhältnisse darzustellen, die uns einmal tief berührt haben. Die Zeit zerstört die Substanz unserer Erfahrungen und verwandelt sie in verstandliche Begriffe. Viele Einzelheiten widerstreben unseren Versuchen, sie in der Erinnerung richtig zu gestalten. Und nicht nur Gefühle lassen sich nicht lebendig erinnern, es ist beinahe ebenso schwierig, Ansichten zu beschreiben und die Wirkung, die sie auf Andere hatten. Es scheint mir, daß es unmöglich ist, ehrlich und unvoreingenommen die innersten Beweggründe derjenigen zu beschreiben, welche unser Leben beeinflußt haben, denn wir können den ursprünglichen Vorgang nicht in seiner ganzen Frische aus der damaligen Lage heraus schildern. Analyse ist für Gefühle ebenso zerstörend wie für die Blume, welche der Botaniker zu diesem Zwecke zerpflückt. Wenn ich an die Jahre in Wrentham zurückdenke, scheinen sie mir wie von einer Aura von Empfindungen umgeben. Worte, Geschehnisse, Taten rühren an mein Herz und viele Saiten erklingen in Freude und Schmerz. Ich werde nicht versuchen, diese Erlebnisse in ihre Elemente aufzulösen.

Auf der Landstraße — Kreuz- und Querfahrten von Ozean zu Ozean

Vermissen des Landlebens — Peinliche Situationen — Was von Blinden behauptet wird — Heitere und gefährliche Fahrten — Krankenbesuche — Glück und Verdienst — Erste Reise durch den Kontinent — Wilde Tiere in goldenem Käfig — San Franzisko — Muir Woods — Allerlei Gerüche und was sie mir sagen — Kreuz und quer durch den Kontinent — Wandern und hoffen

Im Herbst 1913 waren wir zum ersten Mal dauernd auf Reisen. Es war angenehm, die Erfahrung zu machen, daß ich überall bekannt war, und daß die Menschen mich gerne hörten, aber es wurde mir schwer, mich an das öffentliche Leben zu gewöhnen. Zu Hause hatte ich Waldluft geatmet, und mein Leben hatte sich in der freien Natur, in Wind und Sturm und Sonnenschein auf weitem Moor und Feld, an Bächen und Seen abgespielt. Auf all diesen Frieden und diese Freiheit muß man verzichten im Dröhnen und Rollen des Zugs, dem Puffen der schleudernden Taxis und dem Eingeschlossensein in Hotels und Vortragssälen.

An das Hotelleben habe ich mich nie gewöhnen können; die steife Atmosphäre ermüdet mich und es gibt keinen Garten, wo ich allein herumgehen und den Duft eines strahlenden Tages genießen kann. In solchen Zeiten kommt mir meine Abhängigkeit von Anderen schmerzvoll zum Bewußtsein, was neben der Untätigkeit das schwerste am Blindsein ist.

Wenn man sieht und hört, kann man das Leben

draußen durchs Fenster eines Hauses oder eines Eisenbahnwagens beobachten, den Wechsel der Landschaften, das Vorüberhuschen von Gesichtern studieren und die mannigfachen Geräusche und Stimmen sind wie ein fortlaufendes Band, welches keine Einsamkeit und Müdigkeit aufkommen läßt. Wenn ich von einem Ort zum andern gehe, muß ich plötzlich eine Umgebung verlassen, die mir durch Berührung und tägliche Gewohnheit vertraut geworden ist, und kann mich nicht leicht in einer fremden Umgebung zurechtfinden. Ich empfinde eine Losgelöstheit von allem, wie wenn man auf weiter See kein Land mehr erblicken kann. Auf den ersten Reisen war dies richtig bedrückend, denn ich sehnte mich nach den gewohnten lieben Wegen, dem Gefühl über Erde und Gras zu gehen, den Spuren von Wagenrädern und Pferdehufen zu begegnen, den Duft der gewohnten Blumen und Bäume, selbst den Staub von Automobilen einzuatmen. Aber nach einiger Zeit lernte ich mich an dem rhythmischen Dahineilen des Zugs zu erfreuen, wenn er über weite Entfernungen dahinraste; in der raschen gleichmäßigen Bewegung fand mein Körper Ruhe, und meine Seele schweifte mit den Wolken in endlose Weiten. Ich weiß nicht, was mich mehr in Spannung hielt, die Aufregungen einer Abreise von einer Stadt oder das Dahinrasen über weite Ebenen und welliges Land, oder die Ankunft zum nächsten Vortrag mit der Hoffnung auf Erfolg im

Herzen. Jedermann wollte uns Aufmerksamkeit erweisen, und wir fanden überall Anerkennung, die uns rührte und erfreute, aber wir konnten unmöglich teilnehmen an all den öffentlichen Veranstaltungen, welche für uns angesetzt waren, oder die vielen Menschen empfangen, welche uns besuchen wollten. Es wäre für Menschenkraft zuviel gewesen.

Öffentliche Veranstaltungen sind mir immer eine Last, ich fühle mich dabei nicht behaglich. Ich weiß, daß fast jedermann von mir schon gehört hat und mich sehen will, wie wir Alle vielbesprochene Orte und Personen sehen wollen. Ich habe seit meinem achten Jahr mit unzähligen Menschen gesprochen, aber selbst heute weiß ich selten, was ich reden soll. Die Schwierigkeit, mir Fremde vorzustellen, ist mir peinlich und unangenehm. Aber ich habe die innere Gewißheit, daß diese Begegnungen einen Zweck haben, welchen ich noch nicht verstehen kann. Sonst würden wir die Unbequemlichkeit nicht auf uns nehmen, Hunderten von neugierigen Menschen, welche wir noch nie gesehen haben und wahrscheinlich nie mehr sehen werden, die Hand zu schütteln. Es gibt kein peinlicheres Gefühl als feierlich einer Gesellschaft von Fremden vorgestellt zu werden, die ebenfalls Berühmtheiten sind, besonders wenn man mit physischen Hemmungen zu kämpfen hat. Im allgemeinen sind sich solche Leute meiner Hemmungen außerordentlich bewußt. Wenn sie sich mit mir unterhalten

wollen und finden, daß mir ihre Worte in die Hand buchstabiert werden müssen, klebt ihnen die Zunge am Gaumen und sie verstummen. Und ich fühle mich genau so unbehaglich wie sie; ich weiß, daß ich jetzt etwas Bedeutendes sagen sollte, um den peinlichen Moment zu überbrücken, aber die geistvollen Bemerkungen, mit welchen ich zu glänzen gedachte, sind mir entfallen.

Nach einer Reihe solch unangenehmer Erfahrungen beschloß ich, mir einen inneren Schatz von bon mots einzutun, aber dieser stolze Vorsatz scheiterte an dem Eigensinn meines Gedächtnisses. Die glänzenden Antworten, welche mir einfielen, paßten nicht. Ich mußte mich darein finden, daß es immer wieder diese schrecklichen Pausen gab, in denen die Leute mich anstarrten und vergeblich auf eine Antwort warteten. Ich beschloß, mich in der Kunst des Schweigens zu üben, ein Ausweg, bei dem selbst Dummköpfe den Eindruck erwecken, als wüßten sie etwas.

Noch jetzt spreche ich in einer Gesellschaft wenig, außer daß ich geduldig erkläre, daß ich nicht Annette Kellermann bin, nicht Klavier spiele, und nicht singen gelernt habe. Ich versichere, daß ich den Tag von der Nacht unterscheiden kann, und daß ich ebensowenig an meiner Schreibmaschine erhabene Buchstaben brauche, wie die Fragenden selbst auf ihren Klaviertasten. Ich bin ganz geschickt geworden, Interesse zu heucheln für den Blödsinn, den man mir

von anderen Blinden erzählt. Indem ich eine weisheitsvolle Miene aufsetze, erkläre ich, daß Blinde etwa so sind, wie andere Menschen in absoluter Finsternis, daß Feuer sie brennt und Kälte sie frieren macht, daß sie gerne essen, wenn sie hungrig sind, und trinken, wenn sie Durst haben, daß manche ein Stück Zucker in ihren Tee nehmen und manche mehrere. Wir amüsierten uns immer über die Zeitungsberichte. Ich wurde festlich begrüßt, wie eine Prinzessin oder Primadonna oder Priesterin des Lichts. Ich erfuhr zum erstenmal, daß ich blind und stumm geboren sei, daß ich mich selbst ausgebildet habe, daß ich Farben unterscheiden, Telephongespräche hören und Regen voraussagen könne, daß ich niemals traurig oder mutlos oder pessimistisch sei, sondern mich mit heiligem Eifer bemühe, glücklich zu sein, und daß ich alles das auch könne, was andere Menschen mit gesunden Sinnen vollbringen. Sie sagten, das sei wunderbar — und wahrhaftig, das wäre es! Wir gaben immer Auskunft, wenn wir gefragt wurden, aber wir wußten nicht, was die Reporter daraus machen würden.

Unsere Reisen waren ein sonderbares Gemisch von langweiligen und aufregenden Tagen. Ich erinnere mich einer lustigen Fahrt im Staate Washington in einer Art städtischem Omnibus, welchen wir die galoppierende Gans nannten wegen seiner Art der Fortbewegung. Er glich auch sonst einer Gans, denn er stand plötzlich ohne jeden Grund still, aber es war

uns gleichgültig, denn es war ein herrlicher Frühlingstag und wir stiegen aus und pflückten Blumen.

Ein andermal, als wir an verschiedenen Plätzen im Norden New Yorks auftraten, war es notwendig, einen frühen Morgenzug zu benützen, welcher unterwegs Milch mitnahm. Es war ein hübsches Erlebnis. Wir hielten fast an jedem Stall; die Milch stand immer schon bereit in großen glänzenden Kannen und fröhliche Bauernburschen begrüßten das Zugspersonal. Der Morgen war wunderschön. Es war eine Freude, mir die Gegend beschreiben zu lassen. Das junge Laub glänzte, und ich konnte mir die Kühe vorstellen, wie sie knietief im tauigen Gras standen, dessen Duft ich einatmete, darüber blühten die Apfelbäume in voller Pracht. Einmal fuhren wir mit dem letzten Zug, welcher die überschwemmten Gebiete von Texas und Luisiana durchquerte. Ich konnte fühlen, wie das Wasser gegen die Wände des Wagens anprallte und hie und da gab es ein Gerüttel, wenn wir mit einem Stamm oder einer toten Kuh oder einem Pferd zusammenstießen. Ein entwurzelter Baum verfing sich in den Rädern unserer Lokomotive und wurde eine ganze Strecke weit mitgeschleppt, was mich an die Zeilen in Macbeth erinnerte:

> Macbeth shall never vanquished be, until
> Great Birnam wood to high Dunsinane hill
> Shall come against him.

(Macbeth bleibt unbesiegt, bis man wird sehn,
daß Birnams Wald nach Dunsinanes steilen Höhn
auf ihn heranrückt.)

und ich fragte mich, ob es ein gutes oder schlechtes Omen sei! Es muß ein gutes gewesen sein, denn wir erreichten zwar mit vielstündiger Verspätung, doch glücklich und dankbar den Ort unserer Bestimmung.

Wenn es irgendwie möglich war, besuchte ich die Blinden- und Taubstummenanstalten der Stadt, in welcher ich auftrat, aber unsere Liste war von Anfang an überlastet und ich vermochte solch vermehrte Anstrengung nicht auszuhalten. Öfters wurde ich höchst unliebenswürdig behandelt, weil ich nicht direkt nach der Ankunft aus dem Hotel gestürzt kam, um einer ganzen Schule die Hand zu schütteln. In einer Stadt war der Leiter der Blindenanstalt tief beleidigt, weil meine Mutter und meine Lehrerin ihm erklärten, ich könne nicht zu ihm kommen, da ich einer Erkältung wegen kaum sprechen könne. Und doch war ich selbst traurig, wenn ich diese Besuche nicht ausführen konnte, nicht nur wegen der Enttäuschung der Andern, sondern weil ich selbst das größte Interesse dafür hatte, was irgendwo für Blinde und Taubstumme getan wurde.

Oft erhalte ich Briefe von Kranken, welche meine Bücher gelesen haben und mich gerne sehen wollen, aber nicht zu meinem Vortrag kommen können. Wenn

es einzurichten ist, folge ich einem solchen Ruf; die Geduld und Tapferkeit dieser Menschen rührt die Tiefen meiner Seele auf, und ich schäme mich, wenn ich daran denke, wie oft ich meine Segnungen vergesse und ungeduldig werde bei kleinen Hindernissen. Ich nehme schmerzliche Bilder mit von dünnen zitternden Händen, tief eingegrabenen Leidenszügen, Stöhnen, Krankenzimmerluft, in welcher sich Arznei und Blumengerüche seltsam mischen, und schrecklichen Pausen, in welchen die Pflegerin versucht, ein krankes Glied besser zu legen. Aber ich erinnere mich auch an frohe Ausrufe und fühlbaren Stolz beim Vorzeigen der hübschen Dinge, welche in schmerzfreien Stunden angefertigt wurden — Perlketten, Papierblumen, Spitzen, Zeichnungen und Puppen.

* * *

Neue Ideen stürmten auf mich ein und meine Ansichten änderten sich, da neue Gesichtspunkte sich mir eröffneten. Ich hatte einst geglaubt, wir seien alle Herr unseres Schicksals und könnten unser Leben nach unserem Willen gestalten. Ich war sicher, daß, wenn wir nur ernsthaft genug wollten, wir auch gewinnen würden, wonach unser Herz begehrte. Ich hatte Blindsein und Stummsein so weit überwunden, um mich glücklich fühlen zu können und setzte voraus, daß jeder Sieger bleiben würde, der sich mutig in den Lebens-

kampf stürzte. Aber als ich so im Land herumkam, lernte ich mehr und mehr, daß ich voreilig über etwas geurteilt hatte, was ich nicht verstanden hatte. Ich hatte vergessen, daß ich meinen Erfolg einerseits den Vorteilen meiner Geburt und Umgebung, zum größten Teil aber der Hilfsbereitschaft Anderer verdankte. Ich hatte vergessen, daß, was ich an Charakter besaß, in einer angemessenen Atmosphäre entwickelt worden war. Ich war wie die Prinzessin, welche in einem Palast von Spiegelglas lebte und nur das Bild der eigenen Schönheit sah. So sah auch ich nur das Bild meines Glückes. Jetzt lernte ich, daß nicht jeder die Kraft hat, sich aufwärts zu entwickeln, und daß die Möglichkeit dazu in Erziehung, Familienverbindungen und einflußreichen Freunden liegt. Ich fing an, zu durchschauen, daß der Mensch, welcher sich in den letzten fünfzig Jahren mehr Werkzeuge geschaffen hat als in Tausenden von Jahren vorher, sein Glück und seine eigene Entwickelung aus den Augen verloren hat. Es war schrecklich zu sehen, daß gerade diejenigen Mächte, welche ihn aus hoffnungsloser Sklaverei befreien sollten, nun Besitz von ihm ergriffen. Diese Erkenntnis ging mir besonders in Bergwerks- und Industriegegenden auf, wo die Leute in einer ungesunden Atmosphäre arbeiteten, um Behagen und Schönheit zu schaffen, an der sie niemals Teil haben konnten. Ich erfuhr, daß Arbeiter arm sein heißt.

Mit der Zeit wurde mein gedankenloser Optimismus verwandelt in jenen tieferen Glauben, welcher die Mängel der Welt kennt und dennoch auf Besserung hofft, und für diese bessere Zukunft arbeitet, selbst wenn es hoffnungslos scheint.

Im Januar 1914 traten wir unsere erste Reise durch den Kontinent an. Meine Mutter begleitete uns, was mich sehr glücklich machte. Sie hatte sich immer gewünscht, reisen zu dürfen, und nun konnte ich ihr ermöglichen, unser schönes Land von einer Küste zur anderen zu sehen. Der erste Ort, den wir besuchten, war Ottawa in Kanada, von dort fuhren wir nach Toronto und London, Ontario, wo wir mit der schönen Höflichkeit und Freundlichkeit empfangen wurden, die für den Kanadier charakteristisch ist. Dann überschritten wir die Grenze nach Michigan. Wir sprachen in Minnesota, Jona und anderen Orten des mittleren Westens und hatten viele heitere, aber auch aufregende und ärgerliche Erlebnisse.

Als wir Salt Lake City verließen, war es bitter kalt, wir hüllten uns in Pelzmäntel, Pelzhandschuhe und Überschuhe und froren doch jämmerlich. Mitten in der Nacht sprang unser Zug aus dem Geleise und unser Wagen blieb im Graben stecken. Die Heftigkeit des Stoßes warf uns beinahe aus unseren Betten, und wir waren genötigt, uns in der Dunkelheit so rasch wie möglich anzuziehen und in einen Einwanderer-

wagen mit Strohsitzen umzusteigen. Natürlich konnten wir nicht mehr schlafen.

Bei Tagesanbruch erreichten wir Riverside, die Hitze wurde drückend und wundervolle Düfte drangen durch die Fenster herein.

Meine Mutter und Frau Macy buchstabierten mir in die Hand, der Zug fahre durch Orangen- und Eukalyptushaine, über sanfte, salbeiduftende braune Hügel mit schneegekrönten Bergen dahinter. Wir rasten durch ein schattiges Gewirr von Pfefferbäumen und das Blau, Rot und Gold von Tausenden von Blumen, bis wir endlich nach Los Angeles kamen. Im Augenblick, als wir den Zug verließen, wurden wir von einer großen Versammlung von Freunden, Berichterstattern und Photographen begrüßt.

Wir hatten uns auf den Empfang gefreut und gehofft, einen guten Eindruck zu machen, aber beinahe erdrückt von unseren Pelzen und äußerst ruhebedürftig wie wir waren, versagte unsere Kraft. Wir versuchten, in unser Hotel zu gelangen, um uns wenigstens vom Reisestaub zu reinigen, aber unsere Freunde versicherten uns, daß sie schon Wagen für uns bestellt hätten. Alle die anwesenden Damen waren in reizenden Sommerkleidern mit Blumenhüten und hellfarbigen Sonnenschirmen, und wir waren so verlegen über unser Aussehen, daß wir die angebotenen Automobile ablehnten, in ein Taxi stiegen und dem Chauffeur sagten, er solle uns so rasch wie möglich

ins Alexandriahotel fahren. Als wir um die Ecke bogen, versagte irgend etwas am Auto, und wir mußten ein paar Minuten halten. Im selben Augenblick waren wir von Reportern umringt, welche ein Interview verlangten, Photographen holten uns ein und richteten ihre Apparate auf uns, und alle erdenklichen Anstrengungen wurden gemacht, um uns aufzuhalten. Aber wir bestanden darauf, in unser Hotel zu gehen, trotzdem wir damit unsere Freunde verletzten, die Zeitungsleute enttäuschten und unseren Manager in Wut versetzten.

Unsere Zimmer waren voll herrlicher Blumen, auserlesener Früchte und allem, was zu unserer Bequemlichkeit und Freude beitragen konnte, aber wir waren zu müde und zu verstimmt, um all dies genießen zu können. Es dauerte tatsächlich mehrere Tage, bis wir uns wieder wie Menschen fühlten und nicht wie wilde Tiere in einem goldenen Käfig.

Meine Mutter pflegte zu sagen, die Jahre, die sie mit uns reiste, seien ihre glücklichsten und zugleich schwierigsten gewesen, unsere erste Reise durch den Kontinent scheine ihr ein ganzes Leben zu enthalten, und Kalifornien zu sehen sei etwas, was sie nie zu hoffen gewagt hätte. Ihr größtes Entzücken waren die Fahrten durch die Bucht von San Franzisko, besonders bei Nacht. Sie beschrieb mir die Pracht des Himmels und der umgebenden Berge. Es machte ihr Spaß, die Möven zu füttern, welche das Fähr-

boot umflogen und sich manchmal auf dem Geländer niederließen. Ihre Dichterseele schwang in ihren Worten, wenn sie mir schilderte, wie die Sonne auf ihrer Bahn nach Westen ihre Strahlen durch das Goldene Tor sandte und wie der Berg Talmapais schweigend und majestätisch sich erhob und ewig Wache hielt über Himmel und Meer und Menschheit. Meine Mutter liebte ganz besonders die Redwoods*, welche sie „der Erde edelste Aristokraten" nannte. Das war ein Band zwischen ihr und ihnen, denn sie hatte einen gewaltigen Familienstolz, der noch durch die südliche Tradition sehr verstärkt worden war.

Wir gingen oft zusammen in die Muir Woods, diesen Tempel Gottes, in welchem man aufhört sich zu sehnen und zu trauern und sich fühlt, wie an einem heiligen Friedensort. Jedesmal, wenn ich die gewaltigen Stämme berühre, fühle ich, als ob die Unrast und der Kampf des Daseins gestillt seien. Gott selbst scheint unsichtbar durch den hohen feierlichen Dom zu wandeln.

Leider sah ich Herrn William Kent nie, obwohl ich einige Jahre später in seinem Hause einen Vortrag hielt für die Blinden. Er hat diesen Hain mächtiger Redwoods den Vereinigten Staaten geschenkt und als Roosevelt den Park nach ihm benennen wollte, sagte er: „Ich schlage vor, wir nennen ihn

* Amerikanische Zedernart. D. Übers.

nach unserem großen Naturforscher ‚Muir woods'. Ich habe fünf kräftige Söhne. Wenn sie den Namen Kent nicht lebendig erhalten können, soll er ruhig vergessen werden."

Es ist etwas Anziehendes, Bemerkenswertes, Einzigartiges fast in jeder Stadt, aber diese Reize sind wie bei den Frauen sehr verschieden und wirken verschieden auf die Menschen. San Franzisko bezaubert mich. Die Stadt thront an ihrer herrlichen Bucht wie eine Königin, manchmal scheint sie wie ein Kind mit den weißen Möven zu spielen, die unausgesetzt aus dem dunklen Wasser ringsum aufsteigen. Der Gott, welcher die Kanadischen Felsen schuf, war ein alttestamentlicher Jehova, — ein mächtiger Gott! Der Gott, welcher die Hügel um San Franzisko formte, hatte eine sanfte Hand, ihre Formen sind zart wie die einer ruhenden Frau. In der Ferne steht Mount Tamalpais wie ein alter Indianerhäuptling, der an der Türe seines Wigwams schläft, und wenn die Morgensonne ihn weckt, sieht er Schiffe durch das Goldene Tor hinausseglen an die Brust seiner Geliebten, den Stillen Ozean.

Glückliche Erinnerungen umschweben mich, während ich schreibe — ich denke an unser Frühstück auf dem Cliffhause, riesige Felsen reichen hinunter in die blauen Wogen, wo die Seelöwen den ganzen Tag spielen; ich denke an warme Sanddünen mit gelbem und blauem Klee und Eukalyptuswäldchen, deren

ſcharfe, rötliche Blätter ich ſo gerne in meiner Hand zerdrückte. Auf den Twin Peaks, wo wir die ganze herrliche Stadt zu unſeren Füßen hatten, zog mich meine Mutter an ſich und ſagte: „Dieſes hier wiegt alle Sorgen auf, die ich je gehabt habe.“

Gewöhnlich erkenne ich am Geruch, in welchem Teil einer Stadt ich mich befinde. Es gibt ebenſo viele Gerüche, wie es Philoſophen gibt, und ich finde es ganz natürlich, mich an Orte durch ihre charakteriſtiſchen Gerüche zu erinnern.

Die Fünfte Avenue hat z. B. einen ganz anderen Geruch, als das ganze andere New York. Sie iſt eine ſtark duftende Straße, und es mag wie ein Scherz erſcheinen, wenn ich ſage, daß ſie ariſtokratiſch riecht, aber es iſt ſo. Wenn ich ihre ſchönen Bürgerſteige entlang gehe, erkenne ich koſtbare Parfüme, Puder und Crêmes, auserleſene Blumen und angenehme Düfte aus den Häuſern von guten Speiſen, ſeidenen Tapeten und feinem Gebäck. Manchmal, wenn jemand durch die Türe geht, erkenne ich, ob ein Kamin brennt, ob Holz oder Kohlen gefeuert werden, ob ſie ihren Kaffee ſelbſt röſten und Kerzen benützen, ob das Haus lange abgeſchloſſen war, ob es neu gemalt oder tapeziert wurde oder ob es eben geputzt wird.

Ich weiß, wenn ich an einer Kirche vorübergehe, ob ſie proteſtantiſch oder katholiſch iſt. Ich kenne das italieniſche Viertel am Geruch von Salami, Knoblauch und Spaghetti. Ich rieche die Nähe von

Petroleumquellen und vermochte Duluth und St. Louis in meilenweiter Entfernung an ihren Brauereien zu erkennen; und die Dämpfe der Whiskey-Brennereien von Peoria in Illinois weckten mich in der Nacht, wenn wir in der Nähe vorüberfuhren. In Landstädtchen rieche ich Gemüseläden, ranzige Butter, Kartoffeln und Zwiebel. Die Häuser haben oft eine feuchte, muffige Ausdünstung. Ich kann leicht südliche Städte erkennen an dem Geruch von Backhähnen, Grütze, Marmelade und Kornbrot, während in nördlichen Städten Pfannkuchen, Corned beef Haché, Fischklöse und gebackene Bohnen vorherrschen. Ich glaube, ich könnte ein Buch über die reichen, warmen vielfachen Düfte von Kalifornien schreiben, aber davon will ich lieber nicht anfangen — sonst finde ich kein Ende.

Unsere anderen Reisen glichen alle dieser ersten. In den folgenden Jahren lernten wir die Weite Amerikas kennen, die Stürme des Atlantischen und die Stille des Pazifischen Ozeans, Waldland und Küste. Wir folgten dem Lauf kleiner Flüsse ebenso wie dem des Mississippi, der das Gefühl erweckte, als stürmten wir ebenso durch unser Leben, wie dieser oft wilde Geselle. Wir kamen durch trostlose Moore und Sümpfe mit gespenstigen Riesenbäumen, über endlose Meilen roten Lehms, vorüber an elenden Hütten von Weißen und Negern, dann plötzlich waren wir in die Herrlichkeit des Südens versetzt mit Vogelsang und Blüten und den einsamen Weiten von Texas.

Dann ging es nach Hause, um einige Monate auszuruhen, und dann wieder auf eine lange Tour vom bevölkerten Osten durch Sandburg's „stürmische, kraftstrotzende und lärmende Stadt", über die sonnigen Prärien Nebraskas, durch die riesigen Weiten von Kolorado, auf die Berge von Utah, welche im Wintersonnenschein glitzerten, quer über die endlosen Ebenen von Dakota und vorüber an den tausend leuchtenden Seen von Minnesota. Ich verlor jeden Sinn für Dauer und heute noch ist es mir nie ganz so, als ob ich wirklich zu Hause wäre.

Unbewußt erwarte ich immer, wieder hinausgetragen zu werden in die Weiten, welche mich so mächtig gefangen nahmen. Ich bin wie ein junger Baum, welcher oft versetzt worden ist und seine Wurzeln im Ballen behält, so daß er an jedem neuen Platz wieder weiter wachsen kann.

Die Reisen sind für mich ein Sinnbild für das unaufhörliche Wandern meiner Seele durch die Gebiete des Geistes. Mein Körper ist gefesselt, es ist wahr, wenn ich meine dunkle Straße ziehe von Stadt zu Stadt und Land zu Land; aber ich weiß, daß Leib und Seele zusammengehen. Deshalb ist Walt Whitman's „The Open Road" eines meiner Lieblingsgedichte; weil es mir einen treuen Spiegel meiner eigenen inneren Erfahrungen vorhält. So öde und ermüdend ich auch manche Straße finde, immer ist da: „la séduction éternelle du chemin" und ich hoffe

auf ein anderes Wandern auf himmlischen Straßen, wo alle Hemmungen verschwunden sein werden und wo meine Stimme, vollkommen und unsterblich, zur Erde hinabdringen darf mit der Kraft zu segnen — — und hoffen ist ein anderes Wort für Glücklichsein.

Im Wirbel des Lebensstromes

Polly Thomson — Weltkriegsstimmung — Schwere innere Kämpfe — Versuche, Amerikas Eintritt in den Krieg zu verhindern — Gleichgültigkeit der Masse — Haltung der Presse zum Verrücktwerden — Ex-Präsident Roosevelt Hauptkriegshetzer — Der „junge Mann" — Frau Macys Erkrankung — Jans Entlassung — Das Leben ein Wahnsinn — Mein kurzer Liebestraum und sein Ende — Schwerer Winter — Abschied von Wrentham

Auf unserer zweiten Tour durch den Kontinent begleitete uns an Stelle meiner Mutter Fräulein Polly Thomson, welche im Oktober 1914 meine Sekretärin wurde. Ihre Stellung war und ist seitdem dem Namen nach die einer Sekretärin, aber im Lauf der Jahre hat sie die Last des Haushalts auch noch auf ihre Schultern genommen. Sie hat niemals die festgesetzten Dienststunden und fest umrissenen Pflichten einer Sekretärin gehabt, und ein neuer Tag beginnt oft für sie eine Stunde oder zwei nachdem der alte zu Ende gegangen ist. Sie ist verantwortlich für all unsre Verpflichtungen, Änderungen und Launen, unsere Sünden, Taten und Missetaten. Ja, Polly Thomson macht alles! Sie ist unsre Freundin, liebevoll und treu und gutherzig, oft müde, aber immer findet sie Zeit, noch etwas mehr zu übernehmen. Wäre sie nicht mit ihrer Hingabe und Anpassungsfähigkeit und dem Wunsch, uns jede Freude zu ermöglichen, hätten wir uns schon lange ganz in die Einsamkeit zurückziehen müssen. Denn trotz unserer Rente von Herrn Carnegie und dem Geld, das wir

selbst verdienen, haben unsere Ausgaben doch stets unsere Einnahmen wie gierige Wölfe verschlungen.

Nach dem Ausbruch des Weltkriegs konnte ich an meinen Vortragsreisen kein Vergnügen mehr finden. Ich konnte keine frohe Botschaft verkündigen, ohne einen tragischen Widerspruch zu fühlen, nicht ein Gedanke entströmte mir mit der Freude früherer Jahre. Selbst im tiefsten Schlummer vergaß ich nie ganz die steigende Not der Menschheit. Ich fuhr oft zitternd aus einem fürchterlichen Traum von Blut und Schweiß und getöteten, zerschossenen, zerstampften Menschenleibern auf, schlief wieder ein und träumte denselben Schreckenstraum noch einmal. Ich wurde oft gefragt, warum ich nichts Neues schreibe. Aber wie konnte ich schreiben, wenn der Donner der Geschütze und das Getöse haßerfüllter Heere meine Seele betäubte, und die Feuersbrünste großer Städte meine Gedanken blendeten! Die Erde schien ein riesiges Gethsemane und jeder Tag und jede Nacht brachte Schreckensnachrichten, welche mich überwältigten. Ich war in einem Zustand geistiger Zerrissenheit wie nie in meinem Leben. Taten sind die Grundbedingung für Glück, aber welche Taten konnten geltend gemacht werden, wenn Kunde nach Kunde von Vernichtung und Jammer über das Meer herüberdrangen? Nichts war trauriger für mich als die Tausende von Briefen, welche ich in jenen unheilvollen Jahren von Europa erhielt, die mich um Hilfe anflehten, die ich nicht zu

gewähren vermochte, weil ich mit meiner Lehrerin nur unter Schwierigkeiten unser tägliches Brot erwarb. Wenn ich nicht antwortete, war es nur, weil ich gar nichts tun konnte.

Es wurde mir sehr schwer, meinen Glauben an die Menschheit zu bewahren angesichts des immer mehr anschwellenden nationalen Hasses. Endlose Erklärungen füllten die Zeitungen, die ich mit Schauder und Verachtung las — sie alle enthielten dasselbe fürchterliche Zugeständnis: den Zusammenbruch der Zivilisation und den Verrat an der höchsten Religion, welche jemals auf Erden verkündet wurde.

Ich klammerte mich an die Hoffnung, daß mein Land eine edle menschenfreundliche Macht bleiben würde in diesem Schlamm von Haß und Jammer. Ich glaubte, Präsident Wilson besitze den Seelenadel und die Charakterstärke, welche notwendig waren, um Neutralität und „christliche Gesinnung" zu bewahren. Ich beschloß, aufs äußerste gegen den Militarismus in den Vereinigten Staaten zu protestieren. Meine Lehrerin und ich waren erschöpft, aber wir fühlten, daß wir wenigstens versuchen müßten, eine Botschaft des guten Willens in die heimgesuchte Welt zu tragen.

Infolgedessen unternahmen wir im Sommer 1916 eine Anti-Kriegsvorbereitungs-Tour in Chautauqua. Wir waren für viele Städte in Nebraska und Kansas und einige in Michigan vorgemerkt. Diese Reise war keineswegs ein Erfolg. Die meisten unserer Zuhörer

standen der Frage Krieg oder Frieden gleichgültig gegenüber. Glücklicherweise war es in diesem Sommer ungewöhnlich kühl, und wir benutzten stets die frühen Morgenstunden, um an den nächsten Bestimmungsort zu fahren. Es war ein Ausruhen, an Dörfern und Städten vorbeizukommen, die inmitten reifer Kornfelder lagen, und über endlose Wiesen zu fahren, in denen riesige Sonnenblumen in langen Reihen golden glänzten. Ich liebte den Duft des Getreides und der sonnenbeschienenen Wiesen, der uns Meile um Meile begleitete. Aber es war nicht immer Sonnenschein und blauer Himmel, ich erinnere mich auch an schreckliche Stürme, Blitz und Donner, warme Regengüsse und Seen von Schlamm und Schmutz, durch welche uns unser kleiner Ford tapfer hindurchtrug.

Wir sprachen in Sälen oder in großen lärmerfüllten Zelten voller Landleute oder in einem Lager am Ufer eines Sees. Gelegentlich erweckten wir ehrliche Begeisterung, aber ich fühlte deutlicher als je, daß ich nicht dazu geeignet bin, in großen Versammlungen über Dinge zu reden, welche nach einem lebhaften Hin und Her von Gründen und Gegengründen verlangen.

Die Haltung der Presse war zum Verrücktwerden! Es gibt kaum etwas Dümmeres und Sinnloseres als ihre Bemerkungen zu irgend einer Äußerung von mir über öffentliche Angelegenheiten. So lange ich mich auf soziale und Blindenfürsorge beschränke,

loben sie mich überschwänglich, nennen mich „Erzpriesterin der Blinden" und „Wunderwesen", aber sobald ich mich zu einem brennenden, sozialen oder politischen Problem äußere und noch dazu, was so oft der Fall ist, auf der unpopulären Seite stehe, ändert sich der Ton vollkommen. Sie geben vor, ich sei in der Hand skrupelloser Menschen, die mich als Sprachrohr für ihre Ideen benützen. Es war mir von jeher ein Bedürfnis gewesen, meine Meinung auszusprechen und die aufgespeicherten Empfindungen, welche in jener Zeit mein Herz erfüllten, drängten sich mir auf die Lippen. Ich liebe ehrliche Auseinandersetzungen und kann auch scharfe Kritik ertragen, solange man mich wie ein menschliches Wesen mit einer eigenen Seele behandelt.

Die Gruppe, zu der ich gehörte, tat alles, um Amerika vom Krieg fernzuhalten, aber eine andere Gruppe verfolgte mit gleichem Eifer das Ziel, Amerika in den Krieg hineinzuziehen. Der wichtigste in dieser Gruppe war Ex-Präsident Roosevelt. Ich hatte ihn im Jahr 1903 bei meinem Pflegevater, Herrn Hitz, getroffen. Er sandte mir damals einen großen Korb mit Blumen und sprach den Wunsch aus, ich möchte ihn im Weißen Haus besuchen. Das tat ich und er war sehr liebenswürdig und stellte eine Menge Fragen an Fräulein Sullivan über meine Erziehung. Dann wandte er sich zu mir und fragte, ob er auf irgend eine Weise selbst mit mir sprechen könne. Ich er-

widerte, er könne das Fingeralphabet in wenigen Minuten lernen und zeigte ihm die Buchstaben. Er machte einige nach, aber das F gelang ihm nicht und er sagte ungeduldig: „Ich bin zu ungeschickt.“ Dann zeigte ihm Fräulein Sullivan das Ablesen von den Lippen. Er fragte mich, ob er Jung-Theodor Fußball spielen lassen solle. Ich war verlegen, weil ich nicht wußte, ob das Scherz oder Ernst war, antwortete aber mit unbewegter Miene, daß wir in Radcliffe College nicht gespielt hätten, und daß ich gehört habe, gelehrte Harvard-Professoren seien dagegen, weil es die Jungens vom Studium abhalte. Dann fragte er mich, ob ich Plinius kenne und seinen Brief an Trajan, in welchem er sagt, man solle den Griechen ihre Gymnastik lassen, dann seien sie zu beschäftigt, um Rom gefährlich zu werden. Wir sprachen über Fräulein Holts Arbeit für die Blinden in New York, und was ich in Massachussets getan hatte, und er beschwor mich, die Menschen weiter für ihre Pflichten den Blinden gegenüber aufzuwecken. „Wir können nichts Besseres tun in der Welt, als für eine gute Sache zu wirken,“ sagte er.

Mein Eindruck von ihm war, daß er ein ungeheuer lebendiger Mensch sei, immer auf dem Sprung und mit der Sucht, das, was er tat, als Erster zu tun. Während dieser Jahre, die Amerikas Eintritt in den Krieg vorangingen, schien er mir mehr geschäftig als klug. Es war sein Tempo, das den Eindruck erweckte,

als vollbringe er große Taten — nur im Vorstoßen war er stark.

Die Gruppe, der ich angehörte, wünschte vor allem offene, ehrliche Aussprache in der Öffentlichkeit. Wir wollten, daß die ganze Angelegenheit so vor das Volk hingestellt werde, daß es wirklich entscheiden konnte, ob es in den Krieg eintreten wollte oder nicht. So wie die Dinge geschahen, hatte das Volk keine Stimme.

Ich behaupte nicht, daß ich die Weltprobleme lösen kann, aber ich bin mit einem puritanischen Verantwortungsgefühl belastet, das mich zu dem Versuch zwingt, zur Besserung der Welt beizutragen. Ich fühle mich mitverantwortlich für vieles, was mich eigentlich gar nichts angeht, habe aber oft geschwiegen bei Entscheidungen, die mich tief berührten, weil ich fürchtete, daß Andere wegen meiner Ansicht getadelt werden würden. Ich habe niemals glauben wollen, daß die menschliche Natur nicht geändert werden könne; aber selbst wenn dies der Fall ist, kann sie sicherlich gebändigt und zu nützlicher Tätigkeit angeleitet werden. Ich glaube, daß Leben, nicht Reichtum das Ziel unseres Daseins ist — Leben mit allen seinen Gaben: Liebe, Glück und froher lohnender Arbeit. Ich glaube, Krieg ist die notwendige Folge unseres wirtschaftlichen Systems, aber selbst wenn ich mich täusche, kann die Wahrheit durch freien Gedankenaustausch nichts verlieren, nur alles gewinnen.

Ich versuchte meinen Zuhörern beizubringen, was ich glaubte, aber die Massen in den großen Zelten waren enttäuscht oder teilnahmlos. Sie waren gekommen, mich über Glück sprechen oder irgend ein schönes Gedicht auf das Land der Freiheit rezitieren zu hören, sie wollten in ihrem Behagen nicht gestört werden, besonders da die meisten glaubten, sie würden nicht in den europäischen Vernichtungsstrom hineingezogen werden.

Worte können die Zerrissenheit jener Tage nicht beschreiben. Keine Übermittlung wirklich tiefer Erkenntnis kam jemals durch Worte geschehen. Nur Menschen, welche empfänglich sind für feinere Schwingungen, können darin das Beben der Seele vernehmen, wie man einen aufgescheuchten Vogel im dunkeln Dickicht flattern hört. Und so kann die Geschichte eines Lebens nie ganz wahrhaftig dargestellt werden; sie müßte in Gefühlen, Stimmungen, Herzklopfen, Lächeln und Tränen geschrieben sein und nicht in Tagen und Jahren oder äußeren Geschehnissen. Denn das Leben läßt seine Spuren in Empfindungen zurück, nicht in Daten.

Ich will jetzt daran gehen, eine Episode in meinem Leben auszugraben, die verschieden beurteilt werden kann. Ich würde sie lieber in meinem Herzen bewahren, aber wenn man eine Autobiographie schreibt, verspricht man dem Leser, nichts zu verschweigen, auch wenn das Bekenntnis unangenehm ist und

Schmerz und Bedauern verursacht. Ich will nicht, daß jemand glaubt, ich erzähle in diesem Buch nur solche Dinge, welche die Billigung der Leser finden; man soll wissen, wenn man sich für mich interessiert, daß ich ein Mensch bin mit allen Fehlern und Mängeln eines solchen.

Auf der zweiten Chautauqua-Tour begleiteten mich Frau Macy und ein junger Mann, welcher Erläuterungen gab, denn Fräulein Thomson war auf Urlaub in Schottland. Der junge Mann war voller Eifer, den Menschen meine Botschaft zu übermitteln und kehrte nach unserem ermüdenden und enttäuschenden Feldzug im Herbst 1916 mit uns nach Wrentham zurück. Es war kein glückliches Heimkommen. Herr Macy war nicht mehr da uns zu begrüßen wie sonst. Der gute Jan hatte alles getan, um das Haus und den Garten instand zu setzen, aber unsre Herzen waren schwer und die Blumen schienen alles noch trauriger zu machen. Ich telegraphierte meiner Mutter und einige Tage später traf sie ein und erleichterte uns unser Alleinsein.

Aber kaum hatten wir uns ein wenig eingewöhnt, da erkrankte Frau Macy schwer. Müdigkeit und Kummer hatten sie überwältigt, sie bekam Lungenentzündung und einen bösen Husten, sodaß der Arzt ihr riet, für den Winter an den Lake Placid zu gehen. Das bedeutete, daß unser Heim aufgelöst und Jan entlassen werden mußte, weil wir ihn nicht länger

bezahlen konnten. Es war uns ein bitterer Schmerz, denn wir liebten Jan. Frau Macy hatte ihn von der Feldarbeit weg — er war ein russischer Bauer, der keine drei Worte Englisch gesprochen hatte — als Koch und Diener und Hausverwalter geschult, und er hing mit treuer Liebe an uns, sodaß es uns war, als habe das Herz unseres Hauses in Wrentham aufgehört zu schlagen, als er ging.

Ich konnte nicht arbeiten, nicht ruhig denken. Zum erstenmal schien das Leben ein Wahnsinn. Ich war oft gefragt worden, was ich tun würde, wenn meiner Lehrerin etwas zustieße. Jetzt stellte ich diese Frage selbst; und ich erkannte klarer als je, daß unsere zwei Leben unzertrennlich verbunden waren. Wie einsam und frostig würde die Welt sein ohne sie! Was konnte ich tun ohne sie? Um in meiner Lage arbeiten zu können, braucht man Freunde um sich, die herzlichen Anteil an dieser Arbeit nehmen. Meine Erfahrungen der letzten Monate hatten mir gezeigt, wie wenige Menschen sich wirklich für meine Ansichten und Ziele interessierten. Das Gefühl tiefster Einsamkeit überwältigte mich.

Das war der Hintergrund, auf dem sich abspielte, was ich jetzt erzählen werde. Ich saß eines Abends allein in meinem Zimmer, in traurige Gedanken versunken. Da trat der junge Mann, welcher immer noch Sekretärdienste bei mir versah, zu mir und setzte sich neben mich. Lange Zeit hielt er schweigend meine

Hand in der seinen, dann begann er sanft mit mir zu sprechen. Ich war überrascht, daß er solchen Anteil an mir nahm und fand Trost und Ermutigung in seinen liebevollen Worten. Zitternd lauschte ich, als er anfing, mir seine Pläne für mein Glück zu entwickeln. Er sagte, wenn ich ihn heiraten würde, könne er immer bei mir sein, um mir im Lebenskampf beizustehen; er könne mir vorlesen, bei meinen Büchern helfen und so viel als möglich alles übernehmen, was bisher meine Lehrerin für mich getan habe.

Seine Liebe schien wie eine warme Sonne in meine hilflose, vereinsamte Seele. Die Süßigkeit, geliebt zu werden, nahm mich gefangen, und ich folgte einem gebieterischen Wunsch, am Leben eines Mannes teilzuhaben. Für eine kurze Spanne Zeit lebte ich wie im Himmel, eingehüllt in ein Gewebe schillernder Träume. Naturgemäß wollte ich Frau Macy und meiner Mutter erzählen, welches Wunder mir geschehen war, aber der junge Mann sagte: „Warte lieber noch ein bißchen. Wir müssen erst herausfinden, was sie dazu sagen werden. Sicher werden sie zuerst nicht einverstanden sein. Deine Mutter mag mich nicht, aber ich werde durch meine Liebe zu dir ihre Zustimmung erringen. Wir wollen unser Liebesgeheimnis noch ein wenig bewahren. Deine Lehrerin ist zu krank, sie kann jetzt gerade keine Aufregung ertragen und ihr wollen wir uns zuerst anvertrauen." Ich verlebte glückliche Stunden mit ihm. Wir machten

weite Spaziergänge in der Herbstpracht der Wälder, und er las mir häufig vor. Aber die Geheimniskrämerei, welche die Umstände zu verlangen schienen, verursachte mir Unbehagen. Ich litt darunter, daß ich mein Glück nicht mit meiner Mutter teilen konnte und mit ihr, die meinem Leben dreißig Jahre lang alles gewesen war, und das zerstörte langsam und allmählich die Freude am Geliebtwerden. Als wir uns eines Abends trennten, sagte ich ihm, daß ich fest entschlossen sei, meiner Lehrerin am nächsten Morgen alles zu bekennen. Aber da nahm das Schicksal die Fäden in die Hand und verwirrte sie, wie es seine Gewohnheit ist.

Ich war eben dabei, mich anzukleiden, voller Unruhe über das, was ich meinen Lieben zu eröffnen gedachte, als meine Mutter in größter Aufregung hereinkam. Mit zitternder Hand fragte sie: „Was hast du mit diesem Menschen gehabt? Die Zeitungen sind voll von einer ungeheuerlichen Geschichte über dich und ihn. Was bedeutet es? Sage es mir!" Ich fühlte solche Feindseligkeit gegen meinen Geliebten in ihren Worten und ihrer Art, daß ich von panischem Schrecken erfaßt vorgab, nicht zu wissen, wovon sie rede. „Bist du mit ihm verlobt? Hast du eine Heiratserlaubnis verlangt?" Voller Angst und ohne recht zu durchschauen, was geschehen war, vor allem bestrebt, meinen Bräutigam zu schützen, leugnete ich alles. Ich log sogar Frau Macy an, weil ich für ihre

Gesundheit fürchtete, wenn sie auf solch schreckliche Weise aufgeklärt würde. Meine Mutter wies dem jungen Mann am selben Tage noch die Türe. Sie wollte ihm auch keine Unterredung mehr mit mir gestatten, aber er schrieb mir auf einem Blättchen in Brailleschrift seine Adresse und bat mich, ihn auf dem Laufenden zu halten. Ich blieb dabei, nichts von der Zeitungsgeschichte zu wissen, bis Frau Macy mit Fräulein Thomson abgereist war, und meine Mutter mich nach Montgomery mitnahm.

Mit der Zeit brachte sie heraus, wie ich sie und alle Anderen hintergangen hatte. Die Erinnerung an ihren Kummer brennt mir auf der Seele. Sie bat mich, Frau Macy nichts davon zu schreiben, bis sie kräftiger geworden sei. „Der Schok würde sie sicherlich töten!" sagte sie, und erst viele Monate später erfuhr meine Lehrerin die Wahrheit.

Ich kann mein Benehmen nicht erklären. Wenn ich zurückschaue und mich selbst verstehen will, gerate ich in Verwirrung. Ich habe gerade das Gegenteil von dem getan, was mir natürlich ist, und es kann für alles nur die alte Erfahrung angeführt werden — daß Liebe blind macht, die Seele verwirrt und sie ihrer Urteilskraft beraubt. Ich stand mit dem jungen Mann mehrere Monate in Briefwechsel. Aber mein Liebestraum war zerstört. Er hatte unter einem ungünstigen Stern gestanden, und das Leid, das ich meinen Geliebtesten bereitet hatte, versetzte mich in eine Stim-

mung, welche der Fortführung unserer Beziehungen nicht günstig war. Die Liebe, welche heimlich und unerwartet gekommen war, entfloh auf Flügeln des Sturmes, denn der junge Mann und ich wurden mit der Zeit in ein Netz von Lügen und Mißverständnissen verstrickt. Ich weiß sicher, wenn Frau Macy dagewesen wäre, hätte sie alles verstanden und hätte Mitleid mit uns beiden gehabt.

Die grausamsten Schmerzen im Leben bereiten uns nicht Verluste und Mißgeschicke, sondern Hintertreibungen und Verrat.

Dies kurze Liebesglück steht in meinem Leben wie eine kleine helle Freudeninsel, die von dunklen Wassern umgeben ist. Ich bin froh, daß ich es erlebt habe, geliebt und begehrt zu werden, und mein Herz, das im Schmerz weiser geworden ist, hat erkannt, daß der Fehler nicht in den Liebenden, sondern in den Umständen lag.

Dieser ganze Winter war eine Zeit der Angst und des Leides. Die Gesundheit meiner Lehrerin besserte sich nicht, und sie fühlte sich sehr unglücklich in dem feuchten Klima des Lake Placid. Schließlich fuhr sie Ende Dezember mit Fräulein Thomson nach Porto Rico und blieb dort bis zum April. Fast jede Woche bekam ich einen eigenhändigen Brief von ihr in Brailleschrift, in welchem sie mit Entzücken die wundervolle Gegend beschrieb. Sie erklärte, wenn sie überhaupt wieder gesund werde, dann würde es auf

dieser bezaubernden Insel sein, die den schönsten Himmel, herrliche Palmen und Kokosbäume, riesige Farne und eine Fülle nie gesehener lieblicher Blumen habe. Aber sie wurde erst im Herbst in Wrentham richtig gesund und konnte über ein Jahr keine Vorträge halten.

Ich war schon oft gebeten worden, ein Buch über die Blinden zu schreiben und hätte dies jetzt gerne getan, nicht allein, weil ich dachte, es könnte ihnen helfen, sondern auch weil ich etwas brauchte, was mich von meinen persönlichen Verhältnissen ablenkte. Ich hätte es sicher in diesem Winter geschrieben, aber ohne die Hilfe meiner Lehrerin konnte ich das nötige Material nicht zusammensuchen und einen sachverständigen Assistenten konnte ich mir nicht leisten. Ich spreche so viel von unserem ungenügenden Einkommen, nicht weil ich mich darüber beklage, sondern weil viele Menschen meine Lehrerin und mich getadelt haben, daß wir so vieles nicht getan hätten. Wenn die Kritiker nur wüßten, wie viele unserer Lebensjahre praktischen und unpraktischen Versuchen, Geld zu verdienen, geopfert werden mußten!

Durch verschiedene Umstände war unser kleines Vermögen so zusammengeschmolzen, daß wir uns gezwungen sahen, unser Haus zu verkaufen. Wir waren mit dem Haus, dem behaglichen Städtchen verwachsen, unsre durchlebten Freuden und Leiden schienen mit uns in den lieben Räumen zu wohnen. Wieviele

Freunde hatten mit uns an unserem Kamin gesessen, deren teure Züge und warme Hände ich nie mehr fühlen würde, die mich hier unsichtbar zu umgeben schienen.

Das Haus schien wie ein lebendes Wesen, das über unser Fortgehen trauerte. Jedes Zimmer erzählte seine Geschichte, das Haus hatte uns beschützt und gesegnet, der Garten und die Felder uns ernährt und erfreut.

Als wir Abschied nahmen, schien die Sonne und die strahlende Schönheit des Hochsommers erfüllte alles, nur unsere Herzen waren schwer von Tränen und Trauer. Meine Füße wollten mich nicht tragen, sie weigerten sich, mich fortzutragen von meinem Haus, meinen Blumen und Bäumen, Wiesen, Wäldern und Traumwinkeln. — — — —

Der einzige Gedanke, der uns tröstete, als wir an jenem Morgen wegfuhren, war, daß das Haus, welches wir so geliebt hatten, andern Menschen ein schützendes Obdach sein würde. Es ist jetzt ein Erholungsheim für junge Arbeiterinnen. Aber wer auch darin wohnen mag und wo auf der Erde ich mich auch aufhalten mag, ich habe nur einen Namen dafür: Meine Heimat.

Aufregende Filmerlebnisse in Hollywood

In Forest Hills — Ich gehe nach Hollywood — Der Indianer — Ich lande im Stachelbeerbusch — Tap-tap-tap, seien Sie natürlich! — Die Akazienallee wird zum Festessen und ich komme mir geisterhaft vor — Besuch bei Charlie Chaplin — Wir werden symbolisch: Die Szene bei Jerusalem — Vermietete Kinder — Mein Schwarm Ulysses — Die Fahrt im Flugzeug — Die Schiffswerft — Mein Besuch kostet den Staat Tausende von Dollars — Bei den Elenden und Krüppeln — Meine Rede an den „Rat der Vier" in Versailles — Ich führe die Völker der Erde zum Sieg.

Nachdem wir einige Zeit auf der Suche gewesen, entschieden wir uns dafür, Forest Hills, eine hübsche Vorstadt von New York, als Wohnort zu wählen. Wir kauften ein kleines drolliges Haus, das so viele Ecken und Türmchen hat, daß wir es Moorschlößchen tauften. „Wir" sind Frau Macy, Fräulein Thomson und ich.

Wir waren froh, dem Lärm und Trubel des öffentlichen Lebens entronnen zu sein und pflanzten Bäume und wilden Wein in unserem Garten. Ich hatte oben ein kleines Studierzimmer, das allen vier Winden offen stand. Ich begann Italienisch zu lernen, weil ich Dante und Petrarca im Original lesen wollte, und wir hofften, ungestört unseren Büchern und Träumen leben zu können. Aber kaum hatten wir uns eingerichtet, als ein Brief von Dr. Francis T. Miller kam, welcher vorschlug, aus meinem Leben einen Film zu machen. Die Idee gefiel mir außerordentlich, weil ich hoffte, durch den Film eindrucksvoll vorführen zu können, wie ich aus einem grausamen Schick-

sal gerettet worden war, und wie die verrückt gewordene kriegstolle Welt, in der wir lebten, von Kampf und Ungerechtigkeit — welche geistige Taubheit und Blindheit sind — geheilt werden konnte. Deshalb wurde der Film „Befreiung" genannt.

Jetzt erscheint es mir sonderbar, daß ich den Mut hatte, den langen Weg nach Hollywood zu wagen, mein Leben auf die Leinwand zu übertragen und von den Menschen zu erwarten, daß sie nicht dabei einschliefen. Ich war kein spannender Vorwurf für einen Film, zudem war ich groß und ungeschickt, während die meisten Schauspielerinnen graziös und elfenhaft waren. Ich konnte nicht wie Ariel „leise geistern" oder wie eine Nymphe in Schleiergewändern schweben. Ich hatte keinen Zauberstab, um Lächeln oder Tränen zu beschwören. Aber es machte mir Vergnügen in Hollywood zu sein, und mein einziger Kummer ist, daß der Film ein finanzieller Mißerfolg war, und mein Schattenbild immer noch wie ein Elefant auf den Schultern der Unternehmer lastet.

Das Leben in Hollywood ist sehr aufregend, man weiß nie, was man zu sehen bekommt, wenn man sich zur Türe hinauswagt; es kann ein Reiterangriff sein oder ein umgestürzter Lastwagen, ein Brand am Berghang oder ein Automobil, das über die Klippen hinunterstürzt. Als alles noch neu für uns war, fuhren wir einmal in die Wüste hinaus, wo nichts zu sehen war, als Glut und Sandhügel und ein paar

Kaktuspflanzen. Plötzlich rief jemand: „Da ist ein Indianer“ ..... und wirklich, da stand ein wilder Indianer in prachtvollem Federschmuck. Unsere Herren näherten sich ihm, um ihn durch Zeichen zu bitten, daß ich ihn betasten dürfe. „Sicherlich, die Dame kann mich anfassen, so viel sie will,“ sagte er in ausgezeichnetem Englisch — auch er war ein Schauspieler, der auf seine Aufnahme wartete.

Jeden Morgen bei Sonnenaufgang machte ich mit Fräulein Thomson einen längeren Spazierritt. Die taufige Stille und der kühle Wind, der nach Salbei, Thymian und Eukalyptus roch, waren wunderbar erfrischend, und ich liebte meine gute Peggy, welche selten bockte, obwohl sie mich gewiß sehr ungeschickt fand. Doch war es ihr sicher willkommen, als eines Tages der Gurt riß und sie davongaloppierte, um einen Tag in Freiheit zu genießen, während ich in einem Stachelbeerbusch lag, der leider schon abgeerntet war.

Wir begannen einfache Bilder nach meinem Buch: „The story of my life“ zu machen, und Herr George Foster Platt, welcher die Aufnahmen leitete, hatte viel Geduld mit mir. Wir verabredeten ein Zeichen-System, nach welchem er tippte, während Polly Thomson mir seine Anordnungen in die Hand buchstabierte. Tap—tap—tap — „gehen Sie ans Fenster“; tap—tap—tap — „heben Sie die Hände der Sonne entgegen“ (einer Hitzewelle von den großen Lampen);

tap—tap—tap — „finden Sie den Vogelkäfig“ (ich hatte ihn schon fünfmal gefunden); tap—tap—tap — „drücken Sie Erstaunen aus, berühren Sie den Vogel — drücken Sie Freude aus!“ tap—tap—tap — „Seien Sie natürlich“. In meine Hand, ungeduldig: „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, es ist kein Löwe in dem Käfig, nur ein Kanarienvogel! Wiederholen Sie!“

Ich fühlte mich nie ganz frei, wenn ich auftrat, und es war schwer, natürlich zu sein vor einem Apparat und nichts zu sehen. Ich hatte keine Begabung, mich in eine Situation einzufühlen. Da stand oder saß ich, wurde immer erhitzter, meine Hände wurden naß, meine Nase und Stirne glänzten unkünstlerisch und anstatt gewinnend zu lächeln, starrte ich leblos und blöd ins Leere. Wenn eine Schwierigkeit mich ganz in Anspruch nahm, wie das Schreiben auf die Leinwand in großen Buchstaben, runzelte ich unbewußt die Stirne und nur die Freundlichkeit der beteiligten Menschen verhinderte, daß mein Ruf, liebenswürdig zu sein, nicht verloren ging. Wir mußten täglich zweimal ins Atelier gehen, und das hieß jedesmal abschminken und wieder neu herrichten.

Im Anfang, wenn mir gesagt wurde, was sie mit einer Szene beabsichtigten, legte ich mir die Frage vor, was ich tun würde, wenn ich allein im Zimmer wäre oder mit guten Freunden, aber der Ruf: „Seien Sie doch natürlich“, kam eindringlich nach meinen

größten Bemühungen. Ich lernte, daß Denken bei Filmaufnahmen nichts taugt, — wenigstens mein Denken. Wenn ich nach einiger Zeit entdeckte, daß ich nachdachte über das, was ich tat, nahm ich mich zusammen und konzentrierte mich nur auf die Zeichen des Direktors. Natürlich konnte man mich zu den ersten Bildern nicht gebrauchen, ein Kind, namens Florence Roberts, dessen Bühnenname jetzt Sylvia Dawn ist, stellte mich als kleines Mädchen vor. Mit ausgezeichneten Augen und Ohren spielte sie ihre Rolle erstaunlich gut, und ich fühlte eine gewisse Zärtlichkeit für das kleine Spiegelbild meiner selbst. Außerdem war da Anne Mason, das reizende heitere süß angezogene junge Mädchen, das mich in den College-Bildern spielte. Es war drollig, wie sie versuchte, die Augen zu schließen, um blind auszusehen und sie sofort wieder aufriß, weil sie so gerne sehen wollte, was vorging.

Eine andere Schwierigkeit ergab sich, als meine Freunde auftreten sollten. Ich wünschte, daß möglichst viele von ihnen dargestellt würden, aber manche waren schon tot, andere, wie ich selbst, älter geworden. Schließlich verfiel ich auf die Idee, sie in einer etwas symbolischen Weise vorzustellen, wie in Gibbons Selbstbiographie, in einer Akazienallee, die mir ein ausgezeichnetes Sinnbild für meinen Lebensweg durch Schatten und Stille erschien. Aber jeder von uns, — und wir waren ein ganzes Heer — hatte eine andere

Idee, wie der Film werden sollte. Der Ersatz für die Akazienallee war grotesk und ziemlich lächerlich! Es war ein Festessen in großer Aufmachung, bei dem meine Freunde alle, die lebenden und die toten, erschienen. Da war mein lieber Vater, welcher schon seit zwanzig Jahren auf die andere Seite des großen Stroms hinübergegangen war, da waren Dr. Hale, Bischof Brooks, Dr. Holmes, Herr Rogers und viele andere.

Ich kam mir selbst ganz geisterhaft vor, bis ich die verschiedenen Hände berührte, die so irdisch real waren und keineswegs denen glichen, die ich kannte und liebte. Auch die Unterhaltung hatte nicht den gewohnten Reiz, und es gab mir jedesmal einen Stich, wenn Mark Twain eine witzige oder schmeichelhafte Bemerkung machte, und ich wußte nicht, sollte ich weinen oder lachen. Der Gipfel der Ungereimtheit aber war, als mich nach all der Musik, dem Essen und Trinken und Schwatzen der Impresario aufforderte, etwa folgende Worte zu sprechen: „Achtzigtausend Blinde sind unglücklich und vernachlässigt und bei den gegenwärtigen sozialen Zuständen ist es unmöglich, ihnen die Hilfe zu gewähren, die sie brauchen ..... Millionen Menschen leben und sterben, ohne die Freuden des Lebens gekannt zu haben ..... laßt uns jetzt beschließen, heute und hier, eine gesündere bessere Welt aufzubauen für alle Menschen!"

In einem andern Bild tanzte ich, schenkte Tee für

Helen Keller lehrt Charlie Chaplin das Fingeralphabet

die Gäste ein, und nachdem der letzte Besucher gegangen war, kam tap—tap—tap „heben Sie die Hände auf und lassen Sie sie schnell fallen, drücken Sie Befriedigung aus, daß die Langweilerei zu Ende ist."

In einem Schlafzimmer mußte ich dem neugierigen Publikum vormachen, daß ich mich selbst aus- und anziehen kann, und daß ich die Augen zumache, wenn ich schlafe. Charlie Chaplin machte den Vorschlag, einzudringen und die schlafende Schönheit zu wecken, und ich wünschte jetzt ernstlich, man hätte es ihn tun lassen.

Unser Zusammensein mit Charlie Chaplin gehört zu den schönsten Erinnerungen an Kalifornien. Er lud mich in sein Atelier ein, um mir „das Leben eines Hundes" (A dog's life) und „Schultert die Waffen" (Shoulder arms!) zu zeigen, und als ich zusagte, schien er so erfreut, als hätte ich ihm den größten Gefallen getan. Er war schüchtern, beinahe ängstlich, und seine liebenswürdige Bescheidenheit gab dem Zusammensein einen romantischen Schimmer. Er ließ mich seine Kleider und Schuhe und seinen Schnurrbart betasten, ehe er den Film ablaufen ließ, damit ich eine lebhaftere Vorstellung von ihm haben könne, dann setzte er sich neben mich und fragte mich immer wieder, ob es mich interessiere, und ob er und der Hund mir gefielen.

Das war vor zehn Jahren. Seitdem hat er zwei-

mal schwere Katastrophen durchleben müssen. Damals war er ein offener, nachdenklicher junger Mensch mit einer tiefen Liebe zu seiner Kunst und seiner Violine und einer feinen empfindsamen Seele.

Aber ich muß von meinem eigenen Film erzählen. Wir entdeckten bald, daß sehr wenig Dramatik in dem Verlauf meines Lebens herrschte. Die Leute um Herrn Platt kamen auf die Idee, eine sinnbildliche Aufmachung meiner Geschichte würde viel wirksamer sein und es wurden die tollsten Versuche unternommen, um Spannung hereinzubringen. Da war z. B. ein Kampf zwischen der Göttin Weisheit und der Unwissenheit um meine Seele, der dadurch aufregend war, daß die Weisheit von einer Frau dargestellt wurde, welche von einem brutalen Riesen über die Felsen hinabgeschleudert wurde, ehe es ihr gelang, den Sieg zu erringen und meine Seele in Besitz zu nehmen.

Diese Szene überzeugte den Blödesten, daß es keine Grenze gebe für die symbolische Aufmachung meines Films, und während Dr. Erwin Liebfreed (welcher die Rechnungen bezahlen mußte) außer sich geriet, ersann sich jeder einen andern Unsinn und ließ die Kameras spielen. Die Vorschläge umschwirrten den Direktor wie Fliegen im Sommer, verwirrten sein Urteil und wirbelten solchen Ideendunst auf, daß kein Mensch mehr klar sah. Während wir glaubten, ein Meisterstück zu liefern, standen die andern Schau-

spieler sicher kopfschüttelnd vor unseren ungeheuerlichen Taten.

Bei einem solchen symbolischen Bild hatten wir unser unangenehmstes Erlebnis in Hollywood. Die Szene stellte einen Traum meiner Lehrerin dar, den sie hatte, als sie sich sehr bedrückt fühlte, weil sie nicht wußte, wie sie mir einen Begriff vom Sprechen beibringen sollte. Sie schlief ein und da erschien ihr Christus und sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen", so daß sie neuen Mut schöpfte.

Um dieses Bild aufzunehmen, begaben wir uns alle auf ein ödes ausgedörrtes Gelände bei Hollywood. Die Wagen und Omnibusse brachten über hundert kleine Kinder an den versengten Berghang, welcher gewählt worden war, weil er der Gegend von Jerusalem glich. Eilig und voll trüber Ahnungen versuchte der Direktor, seine unglückliche Schar zu ordnen, aber kaum hatten die Kinder angefangen aufwärts zu klettern, als ein allgemeines Schmerzensgeheul losbrach, denn der Boden war bedeckt mit stachligen Büschen. Die Erwachsenen versuchten, die Kinder auf Armen und Rücken hinaufzutragen, aber es waren ihrer so viele und der Weg so steil, daß es lange dauerte. Wir arbeiteten in der glühenden Sonne und die Kleinen bekamen Durst. Dann entdeckte man, daß die Milch für die Kinder vergessen worden war. Die Mütter, deren Schuld es war, schimpften über die Grausamkeit des Direktors, die Kleinen weinten

jämmerlich, und man schickte schleunigst Leute in die Stadt, aber eine Stunde höchsten Unbehagens verstrich, bis die Milch ankam.

Ich hoffe, daß einmal ein Filmdirektor ein Buch über seine Erfahrungen in diesen Dingen schreiben wird. Seine Ansichten über Eltern, welche ihre Kinder für drei Dollars täglich an Filmer vermieten, wären sehr bemerkenswert.

Aufregend waren auch die Szenen mit Ulysses, welcher in Ermangelung eines Liebhabers als mein Schwarm figurierte. Sein Schiffbruch bei Balbao, wo die Wellen sehr hoch und eine Menge gefährlicher Felsen sind, erfüllte mich mit zitterndem Entsetzen, als man mir die Einzelheiten in die Hand buchstabierte — das Scheitern des Schiffes an den Felsen, der wilde Kampf der Ertrinkenden in den Wogen, das plötzliche Untergehen derer, welche ertrinken mußten, und die Rettung von Ulysses und einigen seiner Gefährten auf die schöne aber verderbliche Insel der Circe. Dieses gefährliche Spiel war wahrlich nicht nur Spiel!

Bei meinem aufregendsten Auftreten für diesen Film — einer Fahrt im Flugzeug — sagte mir der Führer später, daß ich selbst während einiger Minuten in Gefahr gewesen sei. Es gab nur ein weiteres Schattenbild, aber für mich war es tiefste Wirklichkeit, und ich vergaß alles um mich her. Meine Mutter und mein Bruder, welche wegen der letzten Aufnahmen auch nach Hollywood gekommen waren, wollten nichts

von einem Aufstieg hören, aber ich bestand darauf. Es war nur Platz für den Führer und mich. Hatte ich Furcht? Wie konnte Furcht meinen Geist zurückhalten, der lange gewöhnt war, aufwärts zu fliegen. Aufwärts, immer höher trug mich die Maschine, bis die Erdengerüche verschwanden, aufwärts, wo Regenwolken mich mit silbernen Perlen überschütteten! Mit Blitzesschnelle überflogen wir die höchsten Gebäude von Los Angeles und erreichten den Landungsplatz nach einer halbstündigen Wettfahrt mit dem starken Wind. Dann folgte eine Reihe überraschender Stürze. Ich fühlte währenddessen Orgelmusik und Wellenbrausen, Sturmestosen über Bergen und unbegrenzten Ebenen. Als die Maschine stürzte und sich wieder aufrichtete, wirbelten meine Gedanken wie auf Zehenspitzen, und ich glaubte den Reigen der Götter zu fühlen. Nie vorher hatte ich ein solch vollkommenes Empfinden körperlicher Freiheit gehabt.

Ein anderes einschneidendes Erlebnis war unser Besuch der Schiffswerft von San Pedro. Es sollte gezeigt werden, daß ich die Unrast und das Leiden der schwer arbeitenden Menschheit in meiner Seele empfand — daß ich die Schläge der tausend und abertausend Hämmer fühlte, welche die Instrumente zusammenschweißen, durch welche die Elemente in den Dienst der Menschen gezwungen werden. Auf der Werft fand ich mich wirklich inmitten der intensivsten Tätigkeit, ich fühlte den rhythmischen Donner der

riesigen Schmiedehämmer, die sengenden Flammen, die raschen exakten Schläge der Männer, welche die Nieten einsetzten, und die Schwingungen der Kranen, welche Lasten aufhoben und versetzten.

Die Arbeiter unterbrachen ihre Arbeit, um mir zuzusehen, es war ein Gewirr von Stimmen! Die Aufseher brüllten, sie sollten weiter arbeiten, aber sie waren zu neugierig, eine blinde Frau an den Riesenkranen zu beobachten. Es wurde uns erzählt, unser Besuch habe den Staat Tausende von Dollars gekostet, weil die Arbeit drei Stunden unterbrochen war.

Nachher gingen wir an Bord eines Schiffes, welches eben fertig geworden war und ins Wasser gelassen werden sollte, und ich taufte es, indem ich eine Flasche Champagner an seinem Bug zerschellte. Ich war zu erhitzt und müde, um die Feierlichkeit richtig zu empfinden, und ein tiefer Seufzer entrang sich mir bei dieser Verschwendung der kostbaren Flüssigkeit. Um zwölf Uhr teilten die Arbeiter ihr Essen mit mir, brachten mir ein Glas kaltes Wasser und waren voller Teilnahme. Als wir endlich wieder im Auto saßen, war ich unfähig, mich zu rühren oder zu denken, so überwältigt war ich von dieser Fülle neuer Eindrücke und Empfindungen.

Unserer gehobenen Stimmung folgten Tage der Mutlosigkeit. „Der Film wird ein Mischmasch. Es sind zu vielerlei Standpunkte vertreten," sagten Pessimisten, aber wir konnten unser Sehnen nach den glän-

zenden Bildern himmlischer Sphären nicht unterdrücken. Herr Platt protestierte, aber als jemand sagte, es sei töricht, eine gewöhnliche Sterbliche zu filmen, wenn man ebensogut eine Schmerzensmutter darstellen könne, welche um die Gebrechlichen und Verwundeten und Gefallenen der Menschheit trauert, war er vollkommen überstimmt, denn das war doch zweifellos ein inspirierter Gedanke: Bei der Aufnahme dieses Bildes fanden wir vor unserem Atelier eine große Versammlung sonderbarer Geschöpfe — Männer und Frauen aller Klassen, Farben, Alter und Mißbildungen. Als wir desinfiziert wurden — die Influenza herrschte überall und jeder, der das Tor passierte, mußte Nase und Hals bestäuben lassen — fragten wir die uniformierten Gehilfen, ob alle diese Leute auch desinfiziert seien. Sie beruhigten uns darüber, und wir traten ein.

Mehrere Krüppel, denen dieses oder jenes Glied fehlte, machten Kunststücke vor; Blinde tasteten sich durchs Gewühl, zwei Chinesen kauerten im heißen Sand und würfelten miteinander und ein alter Mann mit buschigem, weißem Haar und Bart spielte Ziehharmonika, dazu schnatterten Frauen in allen Sprachen. Im Atelier herrschte große Geschäftigkeit. Wir wollten heute draußen spielen, und die Schmerzensmutter sollte den Beladenen der Welt einen Lichtstrahl schenken! Zu unserem Erstaunen kletterte die ganze Menge, an welcher wir soeben vorbeigegangen waren, in die

Omnibusse; der Direktor, die Kameramänner und Hauptdarsteller setzten sich in die Autos und fort ging die Jagd. Unterwegs wurden wir eingeweiht.

Die Polizei hatte uns eine berüchtigte Gasse zur Verfügung gestellt, die kürzlich geräumt worden war. Sie war kurz und eng und mündete auf der einen Seite in die Hauptstraße, auf der andern in eine hohe, steile Treppe. Die Gasse war ganz verödet, aber als unsere Omnibusse ihren Inhalt ergossen, wurde es lebendig wie in einem Tollhaus. Es war, als hätten unsichtbare Hände eine unbeschreibliche Arche Noah ausgeschüttet. Hunde in derselben traurigen Verfassung wie die Menschen tauchten auf, die Buden füllten sich mit Waren, die Versatzläden und Altkleiderhändler hängten ihr Zeug vor die Türen, und Scherenschleifer, Hausierer und Früchteverkäufer priesen ihre Waren an. Der Lärm und die Gerüche waren betäubend und grauenhaft, aber schlimmer als alles war das verrückte Gedränge. Ich kämpfte mit einem fast unwiderstehlichen Bedürfnis, um mich zu schlagen und war froh, als Herrn Pratts Sohn Guy kam und mich wegführte, weil die Leute mich nicht sehen sollten, ehe ich am oberen Ende der Gasse auftrat. Ich wurde in lange, schwere fließende Gewänder gehüllt und angewiesen, ganz langsam die Treppe hinunterzusteigen, unten angelangt in die Mitte der Straße zu gehen und dort mit erhobenen Augen und Händen stehen zu bleiben.

Nachher wurde mir erzählt, daß mich zuerst nie-

mand bemerkt habe. Plötzlich erblickte mich eine Frau, welche zum Fenster hinaus lehnte und schrie auf. Es gab ein wildes Gedränge und alle Gesichter waren mir zugewandt, die Menge schien wie ein Körper zu sein und brauchte keine Führung mehr. Sie handelte, wie ihr Instinkt von Aberglauben und Furcht es ihr gebot. Die schwankenden und unsicheren Bewegungen meiner Glieder wirkten lähmend und alle fühlten etwas Besonderes in meiner Haltung und den blicklosen Augen. Als meine Füße das Pflaster berührten, fielen einige Frauen auf die Knie nieder, und ehe ich die Mitte der Gasse erreicht hatte, kniete alles, ohne ein Zeichen erhalten zu haben. Ich fühlte die plötzliche unnatürliche Stille — die zitternde Furcht, die mich umgab und stand bewegungslos, unsicher was ich tun sollte, dann streckte ich die Hände aus und berührte die gesenkten Köpfe derer, welche mir am nächsten waren. Ein Funke sprang in meiner Seele auf, Tränen füllten meine Augen und fielen auf meine Hände und auf die armen Menschen, die ebenfalls zu schluchzen anfingen und sich näher heran-drängten. Ich fühlte, daß sie meine Kleider, meine Füße berührten und alle die Liebe, all das Mitleid, welches ich bisher zu spielen versucht hatte, erfüllte mich plötzlich wie eine reißende Flut. Ich dachte, mein Herz würde brechen und der Wunsch wurde über-mächtig, diesen Armen ihre schweren Lasten abzu-nehmen. Und ich betete laut.

Die Szene, welche den Gipfel der Geschmacklosigkeit bildete, stellte dar, wie ich während der Friedenskonferenz nach Frankreich ging, wo der „Rat der Vier" das Schicksal der Welt entschied und diesen anflehte, den Krieg zu beenden. Ich hatte goldene Worte und großartige Reden an die Staatsmänner und Generäle zu richten, gegen deren Schlechtigkeit und Dummheit ich von jeher aufgetreten war. Bis zum heutigen Tag bin ich froh über die Möglichkeit, diesen Leitern menschlicher Geschicke alles sagen zu können, was ich von ihnen denke. Äußerlich feierlich und in vollem Staat, innerlich ein Vulkan, spazierte ich an der Hand von Lloyd George in den Sitzungssaal und berührte nur ganz leicht die behandschuhten Fingerspitzen des Herrn Clemenceau. Glücklicherweise machten wir uns klar, daß die ganze Geschichte zu lächerlich war, ehe wir Hollywood verließen, und das Bild wurde, wie viele unserer wilden Phantasien, weggelassen.

Die Erinnerung an die letzten Szenen bringt mich immer zum Lachen. Ich sollte eine Art von Johanna von Orleans darstellen, welche für die Freiheit der Arbeiter kämpft. Eine große Menge war versammelt, um gegen die feindlichen Bollwerke zu marschieren. Ich mußte auf einem weißen Pferd voranreiten. Mit Peggy wäre ich fertig geworden, aber sie war dunkel, und ich brauchte unbedingt ein großes weißes Roß für diese großartige Vorführung. Das

mächtige Tier hieß Sligo, ein irischer Name, und sein Temperament machte seinem Namen Ehre. Ich glaube wirklich, es war in diesem wilden Phantasiestück ganz am Platz. Natürlich war die Menge wieder bunt zusammengewürfelt und kostümiert, um alle Völker der Erde darzustellen, und es war ein schreckliches Gewimmel von Pferden, Menschen und Fahnen, ein Geschrei und Trompetengeschmetter. Natürlich wurde Sligo scheu und bockte, was er auch sollte, aber ich konnte mich kaum auf seinem Rücken behaupten, weil ich die Zügel nur mit einer Hand hielt, in der andern hatte ich eine Trompete, welche ich hie und da an den Mund setzen mußte. In der Glut der kalifornischen Sonne wurde ich immer erhitzter, es wurde mir immer unbehaglicher und der Schweiß rann mir von der Stirne und die Trompete schmeckte abscheulich. Als Sligo unerwartet beschloß, sich auf die Hinterbeine zu erheben, mußte einer der Kameramänner mir zu Hilfe kommen und den Wildling unter Lebensgefahr wieder auf die Erde zurückreißen.

Ich war froh, als alles vorüber war und mein Traum, die Völker der Welt zum Sieg zu führen, ist seitdem ein wenig verblaßt.

Ich gehe zum Varieté

Auf dem Programm mit Akrobaten, Hunden und Papageien — Ich finde die Theaterwelt höchst unterhaltend — In den Garderoben — Privatvorstellungen — Interessante Schicksale — Betrügerische Direktoren — Zuerst das Honorar . . . — Gute Ernten — Varieté-Organisation, Herr Albee — Ein angenehmes beifallsfreudiges Publikum

Der Film war ein pekuniärer Mißerfolg. Mein Stolz lehnt sich auf gegen dieses Geständnis, aber wir gehören zu den Menschen, die aus einem Unternehmen ärmer herauskommen als sie hineingegangen sind, und leider beschränkt sich dies nicht immer nur auf uns.

Wir kehrten nach Forest Hills zurück und verlebten zwei Jahre in ruhiger Tätigkeit. Aber wir sahen uns vor die Notwendigkeit gestellt, Geld zu verdienen. Die Renten, welche meine Freunde mir ausgesetzt hatten, erloschen mit meinem Tode, und wenn ich vor meiner Lehrerin starb, würde sie fast mittellos zurückbleiben. Denn wir konnten von meinem Einkommen gerade leben, aber nichts ersparen.

Im Winter 1920 gingen wir zum Varieté und blieben bis zum Frühjahr 1924 dabei. Das heißt nicht, daß wir während dieser vier Jahre fortgesetzt beschäftigt waren, sondern wir traten für kurze Perioden in und um New York, in Neuengland und Kanada auf. In den Jahren 1921 und 1922 reisten wir mit dem Orpheum-Zirkus von Küste zu Küste.

Es ist oft behauptet worden, wir hätten mit unserem Heraustreten in die Öffentlichkeit nur Auf-

sehen erregen wollen, und ich habe Briefe von Freunden in Europa erhalten, welche mir die „bedauernswerte theatralische Zurschaustellung" vorwarfen, in die ich mich hätte hineinziehen lassen. Die Wahrheit ist, daß ich aus meinem eigenen freien Willen heraus mich dazu entschlossen und meine Lehrerin zum Mitgehen bewogen habe. Das Varieté trug uns mehr ein als Schreiben oder Vorträge halten, außerdem war die Arbeit viel weniger anstrengend, weil wir gewöhnlich eine ganze Woche an einem Ort blieben, anstatt von Stadt zu Stadt reisen und so bald nach unserer Ankunft sprechen zu müssen, daß keine Zeit für Ausruhen und Vorbereitung blieb. Wir hatten nachmittags und abends je zwanzig Minuten aufzutreten, und die Theaterordnung schützte uns vor den freundschaftlichen Überfällen der Zuhörer, welche uns nach den Vorträgen gewöhnlich noch die Hand schütteln wollten.

Meine Lehrerin fühlte sich im Varieté nicht glücklich, sie konnte sich nicht an das Gedränge in den Garderoben, das grelle Licht und den Lärm gewöhnen, aber ich war hochbefriedigt. Zuerst kam es uns sonderbar vor, zusammen mit Akrobaten, Affen, Pferden, Hunden und Papageien auf dem Programm zu stehen, aber unsre kleine Szene war würdig und schien dem Publikum zu gefallen.

Ich fand die Theaterwelt viel unterhaltender als meine bisherige Umgebung und hatte es gerne, wenn

ich die warme Flut menschlichen Lebens um mich fühlte. Ich weinte mit den Traurigen, ärgerte mich über Schwächen, lachte über Torheiten und war freudig überrascht von Proben unerwarteten Mutes und Edelsinns. Ich war gerne in den Garderoben, wo Gesichter und Trachten geschaffen wurden aus Pudern und Schminken und Masken, aus Bändern, Juwelen und Uniformen, und wenn ich die entzückenden kleinen Aufführungen, die für mich hinter der Bühne veranstaltet wurden, beschreiben wollte, käme ich zu keinem Ende. Wenn ich so die Schauspieler in ihren Kostümen sah, dachte ich oft, daß ihre Rollen ihr wirkliches Leben bedeuteten und alles Übrige Schein sei, und ich hoffe noch heute, daß es so ist, weil es so viele unter ihnen gibt, denen das Schicksal draußen in der Welt hart mitspielt.

Es ist möglich, daß mit der Zeit der Trank schal geworden wäre. Vielleicht hätte ich die Lebensbeichten meiner Genossen langweilig, ihre wilden Seitensprünge ärgerlich gefunden, aber ich bin froh, daß ich einmal beim Varieté gewesen bin, nicht nur wegen der Abwechslung, sondern auch wegen der Einblicke und Lebenserfahrungen, die ich dort gewann.

Während unserer früheren Vortragsreisen waren wir vielen Unannehmlichkeiten ausgesetzt gewesen, besonders in bezug auf unsere Einnahmen. Unser Kontrakt bestimmte, daß wir das Geld einsammeln sollten, ehe wir die Bühne betraten; aber das war selten mög-

lich und wir wollten nicht mißtrauisch erscheinen, indem wir Vorausbezahlung verlangten. In Seattle hielten wir zwei Ansprachen, eine nachmittags, die andere abends. Der dortige Unternehmer erklärte, er könne uns unseren Anteil, welcher tausend Dollars betrug, erst nach der Abendveranstaltung ausbezahlen. Aber er erschien am Abend überhaupt nicht im Theater, und wir hatten keine Möglichkeit, unser Geld von ihm zu bekommen, denn unser Manager hatte kein Interesse an einem Prozeß, da wir ihm seine Prozente auf alle Fälle bezahlen mußten, sodaß er keine Verluste erlitt. Das passierte uns öfter, aber die Städte waren nicht verantwortlich zu machen, der betreffende Direktor trug die Schuld. Als wir uns einmal weigerten, ohne Vorausbezahlung zu sprechen, wurde das Publikum wütend, und am nächsten Tag erschienen die Zeitungen mit Riesenüberschriften: „Helen Keller weigert sich aufzutreten, ehe sie nicht das Geld in der Hand hat", sodaß wir beschlossen, uns Derartigem nie mehr auszusetzen. Als wir in Allerton in Jowa auftraten, kamen eine Unmenge Menschen, um uns zu hören, und unser Anteil — wir hatten fünfzig Prozent ausgemacht — betrug über siebenhundert Dollars. Es war drollig zu sehen, wie ungern die Schalterbeamten uns das Geld ausbezahlten. In Vancouver war das Publikum soviel zahlreicher als der Direktor angenommen hatte, daß wir das Doppelte der verabredeten Summe bekamen.

Bei unseren Varietéreisen war dies alles fest geordnet. Manche Theater waren sehr schön und die meisten gut ausgestattet. Herr Albee, welcher der Berufsorganisation vorsteht, hat seltene Fähigkeiten und eine große Herzensgüte und beschäftigt sich mit allem, was dem Wohl der Schauspieler dient. Sehr wenige werden persönlich von ihm empfangen, aber sein Geist ist in der ganzen Organisation zu spüren. Die meisten Direktoren waren zuvorkommend, manche sehr beliebt. Ich werde meinem persönlichen Manager, Herrn Harry Weber, stets dankbar sein, er war immer besorgt und hilfsbereit.

Herr Albee bekümmert sich nicht nur um das Funktionieren seines Riesenapparates, sondern auch um die einzelnen Schrauben und Rädchen, die ihn in Gang halten. Jede kleine Störung erfährt er und sucht sie auf jede Weise wieder in Ordnung zu bringen; er behält sogar Blinde und Taube und Verstümmelte, deren Gebrechen sehr geschickt vor dem Publikum verborgen werden. Ein wichtiger Teil seiner sozialen Arbeit gilt der Nationalen Varietévereinigung, deren Mitglieder mit tausend Dollars versichert sind, bei Arbeitslosigkeit und Krankheit überall, wo sie auch sein mögen, finanziell unterstützt werden und eine Reihe Erholungsheime zur Verfügung haben.

Die Zuhörer bezeigten uns überall Interesse und Freundlichkeit. Manchmal waren viele Ausländer dabei, die uns gar nicht verstanden, aber trotzdem

kargten sie nicht mit Beifall. Nachdem meine Lehrerin erzählt hatte, wie ich erzogen worden war, trat ich auf und hielt eine kurze Ansprache, zum Schluß durften Fragen gestellt werden. Manche waren sehr komisch: Können Sie ohne Uhr die Tageszeit bestimmen? Wollten Sie schon einmal heiraten? Glauben Sie, daß der Geschäftsgang besser wird? Will ich eine Tour machen oder nicht? Wieviel ist zuviel? Warum hat eine Kuh verschiedene Mägen? Glauben Sie an Geister? Ist Armut ein Segen? Träumen Sie? und Hunderte mehr.

Ich habe immer eine lebendige Fühlung mit meinen Zuhörern. Ehe ich ein Wort spreche, fühle ich das Wehen ihres Atems an meinem Gesicht und fühle ihre Sympathie oder Gleichgültigkeit. Ich fand das Varietépublikum sehr empfänglich und beifallsfreudig, sodaß es besonders leicht ist, vor ihm zu sprechen. Eine der sonderbarsten Erfahrungen war mir das Sprechen von einem Pult aus, ich kam mir so abgetrennt vor und schien wie über eine Mauer zu sprechen. Dasselbe Erlebnis hatte ich, als ich einen Vortrag im Radio hielt. Es war, als ob ich zu Geistern spräche — man fühlt keine lebendigen Schwingungen, kein Füßescharren, kein Händeklatschen, keinen Duft von Tabak und Parfüms, nur eine ungeheure Leere, welche die Worte aufsaugt.

Da ist ein Varieté-Publikum wirklich etwas anderes!

„Du hatteſt ſo ſcharfe Augen!“ — Schwermut und Einſamkeit — Sie vergaß nie meine Gebrechen — Unſer ſüdlicher Haushalt — Ihre Liebe zu Pflanzen, Vögeln und guten Büchern — Mein Sozialismus iſt ihr ein Kummer — Ein Bild am See St. Catherine — Sie ſtirbt allein — Mein Auftreten darnach.

Während meiner Spielzeit beim Varieté traf mich ein Schlag, welcher an die Wurzeln meines Lebens rührte: Meine Mutter ſtarb, während wir in Los Angeles auftraten. Meines Vaters Tod erfolgte, als ich ſechzehn Jahre alt war und kam mir nie ganz klar zum Bewußtſein, aber meine Mutter hatte alle dieſe Jahre mit mir gelebt, und Liebe und gemeinſame Intereſſen bildeten ein feſtes Band zwiſchen uns.

Ich habe kein klares Erinnerungsbild von ihr aus der Zeit, ehe meine Erziehung begann, nur ein Gefühl, daß zärtliche Arme mich umſchloſſen und weiche Hände meine Tränen abwiſchten. Sie erzählte mir oft, wie glücklich ſie war, als ich zur Welt kam, und verweilte gerne bei den kurzen Monaten, in welchen ich ſehen und hören konnte. Sie ſagte, ſobald ich gehen gelernt hatte, habe ich Sonnenſtrahlen und Schmetterlinge haſchen wollen, meine kleinen Hände hätten jedes Lebeweſen geſtreichelt und ich habe keinerlei Furcht gekannt. „Und was für ſcharfe Augen du hatteſt!“ ſagte ſie, „du hobeſt immer Nadeln und Knöpfe auf, die niemand ſonſt finden konnte“. Sie hatte einen hübſchen Arbeitskorb, welcher auf drei hohen Füßen ſtand, mit Löchern an ſeinem oberen

Rand, durch welche ich hineinsehen wollte, auch liebte ich das Kaminfeuer ganz besonders und sträubte mich dagegen, ins Bett gebracht zu werden, weil ich die sprühenden Funken so gerne sah.

„Ja, das Leben war ein paar kurze Monate gut zu uns beiden," pflegte sie traurig zu sagen. Als sie dreiundzwanzig Jahre alt war, kam die Krankheit über mich, welche mich taub und blind machte, und von da ab war ihr Leben nie mehr, was es vorher gewesen war. Es war, als ob ein Frost über ihre Jugend hingegangen wäre, und ich weiß, obwohl sie es nie aussprach, daß sie mehr um mich litt als um ihre andern Kinder. Sie hatte keine glückliche spannkräftige Natur und schloß sich nicht leicht an andere Menschen an; wo sie auch weilte, immer umgab sie ein Hauch von Einsamkeit und Schwermut. Selbst die Freuden und geistigen Anregungen ihrer Reisen mit uns oder ihrer Besuche in Wrentham ließen sie mein tragisches Schicksal und meine Entbehrungen nie vergessen. Daß sie ihr Leid schweigend trug, machte es nicht leichter, aber ihr Kummer machte sie nicht egoistisch, sondern vertiefte ihr Mitgefühl für Andere.

Sie sprach niemals von sich selbst und erschloß sich kaum ihren Kindern; dennoch gehörte sie ganz zu unserem Leben. Es war unaussprechlich rührend, wenn sie erzählte, daß der letzte Gedanke am Abend und der erste am Morgen mir galten. Da sie viel an Rheuma-

tismus an den Händen litt, wurde es ihr oft schwer in Brailleschrift zu schreiben, was sie sehr bedauerte, denn sie wollte nicht, daß mir ihre Briefe vorgelesen würden.

Es ist mir ein Trost, daß ihre Hoffnungen und Gebete in ihrer zweiten Tochter, meiner reizenden Schwester Mildred, Erfüllung fanden. Fünf Jahre später wurde mein Bruder Philipps geboren, und als mein Vater starb, widmete sich meine Mutter ganz der Erziehung ihrer jüngeren Kinder, da ich mich meist in New York oder Boston aufhielt. Dann heiratete Mildred Warren C. Tyson von Montgomery, Alamba, und meine Mutter verbrachte ihre letzten Lebensjahre teils mit ihr und ihrer Familie, teils mit uns.

Meine Mutter war ursprünglich nicht häuslich veranlagt, aber nach ihrer Verheiratung mußte sie einen großen südlichen Haushalt leiten. Sie mußte alles anordnen, die Schwarzen beaufsichtigen, der Gartenarbeit und Hühnerzucht vorstehen, die Bereitung von Rauchfleisch und Schmalz überwachen, sie nähte für uns Kinder und sorgte für die Unterhaltung der Gäste, die mein Vater fast jeden Tag zum Essen brachte. In der ganzen Umgegend rühmte man ihre Hühnerzucht, ihre Schinken und ihre Geschicklichkeit im Einkochen und Eindünsten. Sie vollbrachte dies alles schweigend, in tiefer Traurigkeit, während ich an ihren Röcken hing, und meine Lehrerin äußerte oft, sie begreife nicht, wie eine feinfühlende hochge-

bildete Frau ein solches Leben aushalte. Aber meine Mutter erfüllte ihre Pflichten mit Einsetzung ihrer ganzen Persönlichkeit und klagte nie. Einmal sagte sie zu Fräulein Sullivan: „Natürlich hat Schmalzsieden nicht den Reiz von Bildhauerei oder Architektur oder Dichtung; aber vermutlich hat es doch seinen Wert im Weltenplan."

Blumen und Vögel liebte sie leidenschaftlich und kannte kein größeres Vergnügen, als eine kränkelnde Pflanze zu voller Blüte zu bringen oder den Vögeln beim Nestbau und Füttern der jungen Brut zuzusehen. Drosseln und Amseln waren ihre Herzenslieblinge.

Sie wußte lebendig und geistreich über Tagesereignisse zu plaudern und interessierte sich sehr für Politik. Als ich meine große Schwenkung machte, konnte sie das Gefühl nicht überwinden, daß wir uns fremder geworden seien, und es ist mir schmerzlich, daß ich ihren Kummer vergrößerte, aber ich habe den Trost, daß keine Verschiedenheit der Ansichten uns die Freude an unseren gemeinsamen Gesprächen nehmen konnte.

Meine Mutter war eine unermüdliche Leserin und liebte alles, was nicht mittelmäßig war. Trivialitäten und Einseitigkeiten kritisierte sie scharf, aber dem wahren Genie zollte sie höchste Bewunderung und Verehrung.

Eines schönen Sommers mieteten wir ein Häuschen am Lake St. Catherine in Vermont, das von Tannenhügeln umgeben war, wo wir uns alle sehr

glücklich fühlten. Da habe ich in meiner Seele ein Bild von ihr, wie sie im Vorgarten saß, wo man den See vor sich hatte, und den Kindern und jungen Leuten zusah, welche sich in Booten und Segelschiffen darauf tummelten. Ihre fleißigen Hände ruhten ein paar Minuten und der Ausdruck ihres schönen Gesichtes war zärtlich und traurig zugleich im Licht der untergehenden Sonne.

Als der Weltkrieg ausbrach, weigerte sie sich, darüber zu sprechen, aber als Rußland den Verbündeten das Friedensangebot machte, sagte sie, sie habe das Bedürfnis, dieses einzige Land, das den Mut habe, den Krieg ein Verbrechen zu nennen, zu umarmen.

Der Tod kam zu ihr, wie sie es sich immer gewünscht hatte, rasch und unerwartet, ehe sie alt und hilfsbedürftig geworden war. Sie weilte bei ihren Lieben in Montgomery, aber niemand war bei ihr, als sie starb.

Ich bekam die Todesnachricht zwei Stunden vor meinem Auftreten. Ich hatte nicht einmal gewußt, daß sie krank war. Jede Fiber in mir sträubte sich dagegen, in diesem Augenblick vor einem Publikum zu sprechen, aber es mußte sein. Glücklicherweise ahnte niemand etwas von meinem Leid, das erleichterte ein wenig unsere schwere Aufgabe. Eine der Fragen an diesem Abend war: Wie alt sind Sie? — Wie alt! Ich fühlte mich uralt, als ich antwortete: „Wie alt sehe ich aus?“ Die Leute lachten, erfreut über

mein Ausweichen, da sie glaubten, ich scheue mich, mein Alter anzugeben. Eine andere Frage lautete: Sind Sie glücklich? Ich atmete schwer und antwortete: „Ja, weil ich Gottvertrauen habe". Dann war auch dies überstanden, und ich konnte mich eine kleine Weile meinem Schmerz hingeben. Wohl hatte ich die feste Überzeugung, daß wir einander in der Ewigkeit wiedersehen würden, aber oh! welche Leere hinterließ ihr Scheiden in meinem Leben! Wie vermißte ich sie überall und ihre lieben Briefe! Der einzige Trost war und ist mir, daß sie drüben in der großen Klarheit einsehen wird, daß meine Gebrechen einen tiefen Sinn haben und Gottes Güte entspringen, welche sich wie ein goldener Faden durch alles hindurchzieht.

Licht in die Finsternis

Werbefeldzug für die American Foundation for the Blind — Was der blinde Bruder fühlt — Sein Los einst und jetzt und Hoffnungen für die Zukunft — Wir sprechen vor 250000 Menschen — Offene Herzen und Hände — Von den Filmstars antwortet nur Mary Pickford — Bei ihr und Douglas Fairbanks — Luther Burbank und seine Pflanzenwunder — Kleine Bausteine — Eine schöne Tat

Im Jahr 1924 wurden Frau Macy und ich aufgefordert, zum Besten der American Foundation for the Blind Vorträge zu halten. Es ist nicht angenehm zu betteln, auch nicht für den besten Zweck, aber in unserer heutigen Zivilisation werden die meisten sozialen und Erziehungsanstalten von öffentlichen Sammlungen und Spenden der Reichen erhalten. Es ist ein schlechter Ausweg, aber wir haben noch keinen besseren gefunden, und bis dahin werden Menschen wie ich das Land bereisen und die Fahrstühle großer Geschäftshäuser in Bewegung setzen, um Mittel zusammenzubringen. Wir müssen mit dem Hut in der Hand an den Türen und Straßenkreuzungen stehen und die Pfennige von den Vorübergehenden erbitten, und müssen auf Automobile klettern und die wohlhabenden Insassen anflehen, unsere gute Sache unter ihre goldenen Fittiche zu nehmen.

Lieber Leser, besinne dich einen Augenblick und versetze dich in die Lage deines blinden Bruders. Du begegnest ihm auf der Straße, bei Regen und Sonnenschein, wie er vorsichtig seinen Weg durch seine Mitmenschen, die er nicht sehen kann, sucht, mit ange-

spanntem Körper und Ohr, um die Laute zu erhaschen, nach denen er sich richten kann. Du betrachtest ihn mitleidig und denkst im Weitergehen, wie verschieden seine Gedanken und Gefühle sein müssen von den deinen. Lieber Freund, entschlage dich der Täuschung und versuche die Wahrheit zu erfassen. Herz ist Herz, Schmerz ist Schmerz und Freude, Liebe und Ehrgeiz leben in dem Blinden wie in dir. Er wünscht sich dasselbe wie du, auch er träumt von Liebe und Erfolg und Glück. Auch du wärest noch derselbe Mensch, wenn du durch einen Unfall morgen erblinden würdest, deine Bedürfnisse blieben die gleichen.

Du hast vielleicht gedacht, der größte Schmerz eines Blinden sei, daß er sich nicht an den Farben des Sonnenunterganges, an Bergen, Mond und Sternen erfreuen kann. Aber er würde dir sagen, daß er es gut ertragen könnte, den blauen Himmel nicht zu sehen, wenn er nur die tausend kleinlichen Einschränkungen abschütteln könnte, die ihn überall behindern. Das Schwerste ist, daß wir gar nichts allein tun können. Von ganzem Herzen wünschen wir, gesund, frei und leistungsfähig zu sein.

In den meisten Ländern und zu allen Zeiten wurden die Blinden mit Mitleid, Verachtung, ja Grausamkeit behandelt. Ihr Gebrechen wurde als göttliche Heimsuchung aufgefaßt, und ihre Rolle war die des Bettlers am Straßenrand und ihre Wohnung das Armenhaus. Doch selbst unter diesen harten Be-

dingungen sind viele heroische Gestalten aus ihrer Mitte hervorgegangen. Wie Milton es stolz ausdrückt: „Es ist nicht so traurig, blind zu sein, als nicht ertragen können, daß man es ist".

Die Blinden wollen nichts weniger als verhätschelt werden. Es ist keine Hilfe, sondern letzten Endes eine Schädigung, wertlose Dinge zu kaufen, weil Blinde sie gemacht haben, und doch haben viele Jahre lang gutherzige Menschen nutzlose, oft häßliche Gegenstände aus keinem anderen Grunde erworben. Um nur ein Beispiel zu nennen: es haben Unmengen scheußlicher Perlenarbeiten als Muster für das gegolten, was Blinde leisten, und doch können sie mit einiger Anleitung ebenso schöne Arbeiten wie die Sehenden verfertigen.

Selbst bei den Büchern haben die Sehenden gezeigt, daß sie uns als eine besondere Menschenart betrachten, denn sie haben unsere Lesezimmer oft mit trübseligen, moralisierenden Büchern versehen, offenbar in der Meinung, unsere Bücher müßten unserem Schicksal entsprechen. Aber es ist wert, beachtet zu werden, daß die heiteren Schriften begehrt und zerlesen sind, während die erbaulichen in den oberen Fächern ein unbeachtetes Dasein führen. Zwar hat man jetzt viel mehr Bücher in Blindenschrift als zu meiner Schulzeit, aber es sind immer noch viel zu wenige. Ein großer Fortschritt besteht darin, daß ein einziges System für alle Schriften und Bücher in Hochdruck

in Amerika eingeführt worden ist, sodaß jetzt jeder Blinde alles lesen kann, was gedruckt wird.

Unter den Blinden gibt es heutzutage viele, deren Intelligenz und Ausbildung ausreichen würde, um unter voller Verantwortung am allgemeinen Leben der Menschheit teilzunehmen, aber keiner kann in einen höheren Beruf eintreten, der nicht eine unerschütterliche Willenskraft und gute Verbindungen hat. Die schlimmste Zeit für alle ausgebildeten Blinden ist, wenn sie aus der Schule oder dem Konservatorium entlassen werden und in ihre Familien zurückkehren. Meist sind sie nach qualvollem Suchen und Warten genötigt, ihre anfänglichen Hoffnungen und Absichten zu begraben und mit einer untergeordneten Beschäftigung ihr Brot zu verdienen. Und doch könnten Viele gute Musiker, Schriftsteller, Staatsmänner, selbst Minister werden. Das wird vielleicht in späteren Zeiten leichter möglich sein. Denn betrachtet man, was in den letzten zwanzig Jahren in der Blindenfürsorge geschehen ist für Ausbildung und Erziehung, für Heilung und Verhütung, dann wird man mit Staunen und Freude und Hoffnung für die Zukunft erfüllt. Der beste Beweis für den durchschlagenden Erfolg, welchen der ärztliche Feldzug gegen die Hauptursache der Erblindung neugeborener Kinder, die ophthalmia neonatorum hatte, ist die Tatsache, daß die Kliniken für blinde Säuglinge, welche früher stets überfüllt waren und noch viele abweisen mußten, heute

nur noch wenige Kinder beherbergen. In Krankenhäusern und in den Arbeiter- und Armenvierteln sorgen ein Heer von Ärzten und Krankenschwestern unermüdlich für Aufklärung und richtige Anwendung aller Heil- und Verhütungsmittel.

Was die Foundation beabsichtigt, ist, alle einzelnen Zweige der Blindenfürsorge zusammenzufassen, sodaß alle Einzelorganisationen zusammenwirken und es ermöglicht wird, jeder Art von Blinden zu ihrem besonderen Recht zu verhelfen.

Vor vier Jahren haben wir uns an die Öffentlichkeit gewandt und vor über 250000 Menschen in 249 Versammlungen in 123 Städten für die Foundation gesprochen. Wir haben überall offene Herzen und Hände gefunden, bei Behörden, Schulen, Kirchen, Klubs, Jugendverbänden und einzelnen Menschen. Klughänse haben behauptet, nach dem vierzigsten Geburtstag könne man keine angenehmen Überraschungen mehr erleben. Das finde ich nicht wahr, denn einige meiner schönsten Erlebnisse habe ich nach meinem vierzigsten Jahr in Verbindung mit meiner Arbeit für die Blinden gehabt.

Im Winter 1926 verbrachten wir eine Woche in Washington. Dr. van Dyke, der Präsident der Foundation, kam von Princetown, um mir zu helfen. Wir waren voller Hoffnung, in der ersten Stadt des Landes für unsre Sache viel zu erreichen, und wir wurden nicht enttäuscht. Die Nationale Bibliothek

für Blinde wurde begründet und ein Jahresbeitrag für Bücher in Hochdruck ausgesetzt, auch die Arbeit für unsere blinden Soldaten nahm von dort ihren Ausgang.

Eines Morgens um 12 Uhr waren wir ins Weiße Haus bestellt, und Präsident Coolidge empfing uns sehr freundlich. Ich hatte immer gehört, er sei kalt, aber im Druck seiner Hand war keine Kälte. Er hatte nur wenige Minuten Zeit, aber er hörte aufmerksam zu, als ich ihm von der Foundation erzählte, legte dann meine Finger an seine Lippen und sagte: „Ich interessiere mich sehr für Ihre Arbeit und will Ihnen in jeder Weise behilflich sein". Er bewies, daß es ihm ernst war, indem er unser Ehrenpräsident wurde und mir einen Scheck mit einer großherzigen Überweisung zusandte. Auch bei Frau Coolidge fand ich herzliche Teilnahme für alles menschliche Leiden. Sie hatte früher Taubstumme unterrichtet und sagte, sie wolle gerne helfen, die dunkle Welt der Blinden zu erhellen.

Viele, viele Menschen haben wir neben den öffentlichen Veranstaltungen, den Tees und Luncheons und Wohltätigkeitsfesten besucht und ungezählte Briefe geschrieben. Ich hatte mir gedacht, die Stars vom Film würden sich besonders empfänglich für unseren Appell erweisen, weil Licht die Grundlage ihrer Existenz ist, aber ich bekam nur eine einzige Antwort. Dieses Schweigen erschütterte selbst meine tauben

Ohren! Um so dankbarer war ich für das Entgegenkommen der einzigen Mary Pickford und ihres Gatten Douglas Fairbanks. Sie lud mich zu einem Lunch in ihrem Atelier ein, wo die schattenhafte Gestalt, die mir bisher bei Nennung ihres Namens vorgeschwebt hatte, sich in ein lächelndes kleines Mädchen in einem Kattunkleid und geflickten Schuhen und zwei langen Zöpfen verwandelte. Sie kam aus einem winzigen Häuschen herausgerannt und begrüßte uns fröhlich. Beim Lunch sprach ich ihr von dem Zweck meiner Reise nach Kalifornien und sie hörte aufmerksam zu und machte sehr kluge Bemerkungen über unsere Arbeit. Sie erzählte, daß sie im Theater aufgetreten sei, ehe sie nach Hollywood kam, und daß ihre erste Rolle ein blindes Kind gewesen sei. Sie entwickelte auch einen Plan, einen Film zu machen mit einer Blinden als Hauptfigur und bat mich, ihr dabei zu helfen; und ich versprach zu kommen, um zu verhindern, daß sie alle die törichten, unmöglichen Dinge hineinbringe, die gewöhnlich Blinde auf der Bühne ausführen. Douglas Fairbanks kam mit seinem Direktor, Donald Crisp, als wir gerade gegessen hatten. Er hinkte ein wenig, denn er hatte sich bei einer Szene den Fuß verstaucht, und Herrn Crisps Gesicht verzierte ein langer Striemen von einem versehentlichen Peitschenhieb.

Später durften wir Marys Arbeit zuschauen, und ein paarmal mußten die Bilder wiederholt werden,

weil die Jungens sehen wollten, wie Frau Mary mir die Geschehnisse in die Hand buchstabierte und daher Fehler machten. Beim Abschied erst kam mir richtig zum Bewußtsein, wie gut es von Mary Pickford war, dies alles zu erlauben und ich trug ein Bild von ihr in meiner Seele mit fort von einem zarten straffen Körper, einem lieblichen warmen Gesichtchen und heißen klebrigen kleinen Händen voll guten Willens.

Auf dieser Reise besuchte ich auch Luther Burbanks Versuchsgärten in Santa Rosa und sah Pflanzen und Früchte und Blumen, welche es auf Erden bisher nicht gegeben hat. Der Mann, welcher sie geschaffen hatte, führte mich. Er legte sehr sanft meine Hand auf einen Wüstenkaktus, den niemand ohne Schmerzen anfassen konnte und zeigte mir dann den stachellosen Kaktus, den er daraus gezogen hatte, der glatt und weich und wohlschmeckend war.

Nicht nur wegen der persönlichen Freundschaft, die ich überall erfuhr, denke ich gerne an meine Werbereise zurück, sondern auch, weil wir für unsere Sache so aufrichtiges und opferfreudiges Interesse fanden. Und nicht nur die großen Gaben erfüllen mein Herz mit Dankbarkeit, auch die unzähligen kleinen Steine haben geholfen, unsern Bau aufzurichten, und helfen noch täglich bei der Arbeit der Foundation. Wenn Fräulein Thomson die Post öffnet, fallen Schecks von Kindern, Sonntagsschulen, von Deutschen, Engländern, Japanern, Chinesen, alten Soldaten und

Blinden und Taubstummen heraus, da ist eine Gabe von fünftausend Dollars von einer Gruppe in Detroit und eine von einem Dollar von einem armen Fabrikmädchen.

Besonders rührend sind oft Kindergaben. Die Kinder bringen ihre kleinen Sparbüchsen und schütten sie in meinen Schoß oder schreiben herzige Briefe, in denen sie die Pfennige anbieten, die sie für Limonade oder Zuckerzeug erhalten hatten. In Endicott sandte mir ein fünfzehnjähriger Junge, welcher schwer leidend war, einen Strauß wundervoller Rosen und eine Überweisung von fünfhundert Dollars. Die Rosen sind lange verwelkt und das junge Herz, das diesen schönen Impuls ausführte, hat aufgehört zu schlagen, aber in meiner Seele lebt seine gute Tat fort wie eine liebliche Blume.

Verstummte Saiten

Ich will kein Mitleid — Orientalisches Zartgefühl — Lafcadio Hearn — Dr. Samuel Gridley Howes Erziehung von Laura Bridgman — Mein Besuch bei ihr — „Du mußt nicht" — Ähnlichkeiten und Unterschiede — Frau Galeron — Allerlei Taubblinde — Erziehungsfragen — Frühe Schulung — Tests! — Der Tastsinn — Dr. Tilneys Versuche — Nichts Außergewöhnliches als mein Gebrechen! — Chronik von Freundschaften

Heute denke ich wenig an meine Gebrechen und fühle mich niemals mehr so unglücklich wie früher, wo ich mich oft bitterlich dagegen auflehnte, die Tore zum Leben verschlossen zu finden und meinen leidenschaftlichen Tatendurst niederkämpfen zu müssen. Ich weiß, daß sehr viele Menschen mich bemitleiden, weil ich so wenig von meinem inneren Leben zeigen kann. Sie sind oft hochmütig und manchmal sogar geringschätzig gegen das „arme Ding", das so von allem ausgeschlossen ist, was sie treiben. Wenn sie mir im Trubel einer Großstadt begegnen, erschrecken sie wie vor einer Geistererscheinung. Bei solchen Anlässen lächle ich innerlich und hülle mich in den Mantel meiner Träume. Ich könnte nicht weiterleben, wenn die Wirklichkeit, die sie zu sehen glauben, für mich ihr grausames Antlitz nicht hinter einem Schleier angenehmer Illusionen verbergen würde — wenn man es Illusionen nennen kann. Man streitet nicht über Definitionen, wenn man das Wesen erfaßt hat, und ich habe die Empfindung, da ich eine Fülle von Glück und Interesse in meinem Leben gefunden habe, das Wesentliche zu besitzen.

Es wäre ja herrlich, auch nur von einem kleinen Teil meiner physischen Hemmungen befreit zu werden. Es wäre herrlich, alles allein tun zu können: in die Stadt zu gehen, mit dem Hausschlüssel in der Tasche, daß ich selbst auf- und zusperren könnte, nach niemandem fragen zu müssen, die Zeitung zu lesen, wenn es mir paßt, und ein hübsches Tuch oder einen eleganten Hut selbst auszuwählen!

Oh! der Überdruß, wenn man stundenlang ohne Bewegung dasitzen muß und kaum den Kopf zu drehen oder den Arm zu heben wagt aus Furcht vor den neugierigen Blicken und den Bemerkungen, welche die unbeholfenen Bewegungen hervorrufen könnten. Ich kann es ja nicht sehen, wie mich die Leute anstarren, aber ich bin immer von Freunden begleitet, denen es peinlich ist. Im Orient blicken die Menschen zur Seite, wenn ein Blinder vorübergeht, und die Araber decken die Hand über die Augen, wenn sie seine Behausung betreten. Ich wünschte, etwas von diesem Zartgefühl wäre auch bei uns zu finden, und verstehe Lafcadio Hearns Gemütsverfassung sehr gut, welche ihn bewog, nach Japan zu gehen, wo die Menschen zu höflich waren, sein wunderliches Äußere zu beachten.

Nicht als ob ich über mein Schicksal klagen wollte! Wenn ich behaglich in meinem Zimmer sitze, umgeben von meinen Büchern, und mich an dem Umgang mit weisen und bedeutenden Menschen erfreue, versuche

ich mir manchmal auszumalen, wie mein Leben sich wohl gestaltet hätte, wenn Dr. Samuel Gridley Howe nicht den erleuchteten Gedanken gefaßt hätte, daß die unsterbliche Seele der Laura Bridgman noch lebe, trotzdem ihre Sinne versiegelt wurden. Als Dr. Howe ihre Erziehung begann, bezeichnete man die Taubblinden in gesetzlichen Abhandlungen als Idioten. Dr. Howe zitierte öfters folgende Stelle aus Blackstones Kommentaren:

„Ein Mensch ist kein Idiot, wenn er auch nur einen Schimmer von Verstand besitzt, so daß er seine Eltern, sein Alter und dergleichen angeben kann. Aber ein Mensch, welcher taub, stumm und blind ist, wird vom Gesetz dem Idioten gleichgestellt, da man ihn für unfähig halten muß, irgend etwas zu begreifen, weil ihm alle die Sinne fehlen, welche seine Seele mit Ideen erfüllen können."

Ich kann mich an Laura sehr gut erinnern, mein Interesse für sie erwachte beinahe bei meinem ersten Wort. Meine Lehrerin war intim mit ihr befreundet, da beide in der Perkinsschen Blindenanstalt in demselben Hause gewohnt hatten, und Laura Fräulein Sullivan das Fingeralphabet beibrachte. Meine Lehrerin erzählte mir, mit welch lebhaftem Anteil Laura die Nachricht aufnahm, daß sie zu einem kleinen taubstummen Mädchen nach Alaska gehe, wie sie ihr eine Menge Ratschläge für meine Erziehung gab und besonders darauf drang, daß man mich nicht verwöhnen

und meinen Eigensinn bekämpfen solle. Sie nähte die Kleider für eine Puppe, welche mir die blinden Mädchen aus der Anstalt sandten, und diese Puppe war der Gegenstand, an welchem ich mein erstes Wort lernte. Laura schrieb oft an Fräulein Sullivan in jener ersten Zeit.

Sie war auch unter den ersten Menschen, zu welchen mich meine Lehrerin brachte, als wir die Anstalt besuchten. Laura saß am Fenster ihres Zimmers und häkelte an einer Spitze. Sie erkannte meine Lehrerin sofort an ihrer Hand und schien sich sehr über ihren Besuch zu freuen. Auch mich küßte sie liebevoll, aber als ich versuchte, die Spitze anzufassen, nahm sie diese rasch weg und buchstabierte nachdrücklich: „Ich fürchte, deine Hände sind nicht ganz rein". Ihre eigenen Hände waren wunderschön geformt, zart und ausdrucksvoll. Ich wollte ihr Gesicht betasten, aber sie bebte vor meinen forschenden Fingern zurück wie eine Mimose, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus dem sie mich von der Handarbeit fernhielt. Sie selbst war außerordentlich pünktlich und ganz besonders zierlich in ihren Bewegungen, deshalb mißfiel ihr meine rasche impulsive Art und sie bemerkte zu Fräulein Sullivan: „Sie haben sie nicht gelehrt, behutsam zu sein". Mir sagte sie, indem sie jeden Buchstaben betonte: „Du mußt nicht aufdringlich sein, wenn du eine Dame besuchst". Ich beschloß daraufhin, mich auf den Boden zu setzen, aber Laura riß mich in

die Höhe und buchstabierte: „Du mußt nicht auf den Boden sitzen, wenn du ein frisches Kleid anhast, du beschmutzest es sonst. Du mußt noch viel lernen".

In meinem Eifer, sie zum Abschied zu küssen, trat ich ihr auf den Fuß, was sie sehr ärgerlich machte, so daß mir zumute war wie dem kleinen unartigen Mädchen in den Sonntagsschulgeschichten.

Später sagte sie zu Fräulein Sullivan, ich sei lebhaft aber nicht plump. Mir erschien sie wie eine Statue, welche ich einmal in einem Garten betastet hatte, so bewegungslos, und ihre Hände waren kühl wie Blumen, die im Schatten gewachsen sind.

Mein Schicksal war dem von Laura so ähnlich, daß wir oft verglichen worden sind. Im selben Alter verloren wir Gesicht und Gehör. Trotz der großen Güte und Liebe, mit welcher uns Eltern und Freunde behandelten, wurden wir beide unruhig, eigensinnig und zerstörungslustig, weil wir keine Möglichkeit hatten, unsere Wünsche auszudrücken. Laura war ungefähr sieben Jahre, als Dr. Howe sich ihrer annahm. Er fand sie groß und stark gebaut mit einem nervösen, sanguinischen Temperament, einem großen, schöngeformten Kopf, gesund und lebhaft. In ihren Briefen beschreibt mich Fräulein Sullivan beinahe mit denselben Worten — sonderbarerweise hatten wir beide blaue Augen und dunkelblonde Haare, und auch ich war sieben Jahre alt, als meine Erziehung begann.

Hier aber hört die Ähnlichkeit zwischen uns auf.

Wir wurden auf verschiedene Weise erzogen. Gerne würde ich näher darauf eingehen, aber es ist klar, daß es mir nicht zukommt, die Methode meiner eigenen Erziehung mit der von Laura oder anderen taubblinden Kindern zu vergleichen. Diese Aufgabe muß ich Anderen überlassen, die objektiver urteilen können. Nach allem, was ich von Laura weiß, war sie ein aufgewecktes und lernbegieriges Kind, und ich glaube, daß wenn sie meine Lehrerin gehabt hätte, sie weiter gekommen wäre wie ich.

Von allen Taubblinden, welche ich gekannt habe, steht mir Frau Bertha Galeron in Temperament und Ideengemeinschaft am nächsten. Sie ist eine Französin, mit der ich über zwanzig Jahre in Briefwechsel stehe. Beide finden wir in unseren Büchern den größten Genuß und die größte innere Freiheit. Beide finden wir die Fessel der Taubheit viel schwerer zu ertragen als unsere Blindheit. Unser beider Leben ist durchsonnt von viel Liebe und Freundschaft. So wie mir meine Lehrerin zur Seite steht und mir die Wege ebnet, so behütet Herr Galeron seine Frau nun dreißig Jahre lang und hält ihr alles fern, was sie bedrücken könnte. Andererseits ist Frau Galeron zufrieden mit einem Leben in künstlerischen Träumen, während mich mein Temperament immer bis zur äußersten Grenze meiner Leistungsfähigkeit getrieben hat.

Frau Galeron wurde mit zehn Jahren vollkommen blind, wenige Wochen später verlor sie teilweise ihr

Gehör. Zuerst war ihre Taubheit nicht schlimm, mit geringer Anstrengung konnte sie noch verstehen, was gesprochen wurde und sich an Musik erfreuen. Sie wurde auf das sorgfältigste von ihrem Vater, einem hervorragenden französischen Professor erzogen, welcher besonders ihren literarischen Geschmack bildete. Zwei ihrer Theaterstücke wurden in Paris aufgeführt, am meisten wurde sie bekannt durch ihren Gedichtband: Dans ma nuit.

Unter den Freunden ihres Vaters waren bedeutende Männer, an deren geistreichen Gesprächen sie teilnahm; einer derselben war Victor Hugo, welcher ihr ein Gedicht widmete, in welchem er sie „die große Seherin" nennt. Und er hat recht, denn mit einer wunderbaren Phantasie und Einfühlungskraft dringt sie tief in die intimsten Lebenszusammenhänge ein.

Erst als vollständige Taubheit sie befiel, mußte sie den Kelch des Leidens bis zur Neige leeren.

Eines Tages war sie mit ihrem Gatten ein wenig spazieren gegangen. Nach ihrer Rückkehr setzte er sich zu ihr, um ihr vorzulesen. Sie hat mir in ihren Briefen erzählt, wie sehr sie seine Stimme liebte. Wenn er mir vorlas, schrieb sie, waren wir am stärksten vereint und unsere Seelen fanden sich in denselben Gefühlen. An jenem Unglückstage hatten sie kaum angefangen, Pierre Lottis: Au maroc zu lesen, als etwas Seltsames geschah. Frau Galeron verspürte ein Summen in ihren Ohren, die Silben,

welche Herr Galeron las, wiederholten und verwirrten sich wie bei einem mißtönenden Echo. Sie mußte es aufgeben, etwas zu verstehen und nach zwei Tagen vermochte sie weder Stimmen noch irgend welche Geräusche mehr zu hören. Ihr Gehör starb, wie sie es ausdrückte, und zum erstenmal in ihrem Leben war sie ganz abgeschlossen von der Musik und den sprühenden Unterhaltungen, die sie so leidenschaftlich liebte. Glücklicherweise kannte Herr Galeron die Brailleschrift und von diesem Augenblick an trug er stets den Schreibrahmen bei sich. Er schrieb seiner Frau alles auf, was sie trösten, ermutigen oder unterhalten konnte. Sie erwartete sein Heimkommen vom Geschäft Tag für Tag, wie ein Schiffbrüchiger auf Rettung wartet, und seine hilfreiche Liebe riß sie immer wieder aus ihrer Verzweiflung. Sie erzählte mir, daß niemand sich eine Vorstellung machen kann von ihren Anstrengungen, diese furchtbare Mauer des Schweigens, die zwischen ihnen stand, zu durchbrechen, bis sie aus der „Geschichte meines Lebens" ersahen, daß ich von den Lippen ablesen konnte. Dies war der Beginn unserer Freundschaft. Frau Galeron stellte eine Unmenge Fragen über diese Art der Verständigung. Als sie dieselbe zum erstenmal versuchte, vermochte sie ein Sonett von Heredia von den Lippen einer Freundin abzulesen. Voller Entzücken schrieb sie mir: „Welche Freude war für mich dieser Erfolg. Ich war gerettet! Nun weiß ich, daß meine Ver-

bindung mit den liebsten Menschen nicht mehr abreißen kann."

Heute erhielt ich einen Brief von Frau Galeron mit einer Abschrift ihrer Gedichte in Brailleschrift. Sie sind ein leuchtendes Beispiel des Mutes und der Seelengröße für alle Zeiten. Vielleicht wenn alle Generäle und Staatsmänner Frankreichs längst vergessen sind, werden diese Gedichte noch Zeugnis ablegen von der Kraft eines Geistes, der sich nicht niederdrücken ließ von dem furchtbaren Unglück, welches sein äußeres Leben zerstörte.

Ich sah mehr von Theodocia Pearce als von irgend einer andern Taubblinden. Sie war ein liebenswürdiges Mädchen von Brantford in Kanada mit einem schweren Schicksal. Nicht nur verlor sie mit zwölf Jahren Gesicht und Gehör, sie litt auch an Rückgratverkrümmung und mußte drei Jahre lang auf ihr Lager geschnallt werden. Mehrere Jahre schrieb sie mir Briefe in Gedichtform. Dann kam sie nach New York, getrieben, wie sie sagte, von einem unbezähmbaren Durst nach Abenteuern. Vier Jahre später starb sie, verzehrt von dem Kampf mit Kräften, denen sie physisch nicht gewachsen war. Sie hinterließ einen Gedichtband: „Licht aus kleinen Laternchen", welchen sie mir widmete.

Helen Schulz ist ein anderes taubblindes Mädchen, welches den Beweis erbringt, daß der Geist triumphieren kann über Gebrechen des Körpers. Sie

wurde vor vierzehn Jahren von Fräulein Lydia Hayes adoptiert, einer blinden Dame, welche der New Jersey-Kommission vorsteht. Sie hat mir oft mit Fingern, welche vor Rührung zitterten, erzählt, daß, als Fräulein Sullivans Erziehungserfolge bei mir bekannt wurden, sie beschloß, auch einem taubblinden Kinde das Leben hell und froh zu machen. Unter ihrer liebenden Pflege wurde aus dem traurigen, einsamen Geschöpf eine glückliche junge Frau. Ein ähnlicher Fall ist der von Helen Martin, welche, trotzdem sie seit ihrer Kindheit weder einen Ton gehört noch einen Lichtstrahl gesehen hat, doch Klavierspielen gelernt hat und Konzerte gibt.

In der Nebraskaschule war ein lustiges Mädchen von dreizehn Jahren, welches mir Briefe schrieb, in denen die Freude über ihre Studien so lebendig ausgedrückt war, daß ich den Übermut und die Heiterkeit ihrer Seele aus den beklexten Seiten lachen hörte. Sie erzählte, sie müsse jeden Tag so viel lernen, daß sie keine Zeit habe, an ihr Unglück zu denken. Als ich sie vor einigen Jahren in Detroit traf, war sie an einen Arbeiter bei Ford glücklich verheiratet. Sie erzählte mir, er habe das entzückendste kleine Heim geschaffen, das man sich denken könne, und sie besorge es selbst. Eifrig fuhr sie fort: „Das ist nicht alles. Ich habe einen schönen gesunden Jungen von sieben Jahren. Ich habe alles, was eine Frau sich wünschen kann, in meinem Leben ist kein Entbehren."

Eine andere interessante Taubblinde ist Katie Mc Girr, welche jahrelang den Unterhalt für sich und ihre Mutter verdiente, indem sie die Druckbogen für das „Matilda Ziegler Magazine for the Blind" korrigierte. Außerdem schrieb sie mit der Schreibmaschine die Hunderte von Briefen ab, welche der Herausgeber, Herr Holmes, in Blindenschrift bekam und nicht lesen konnte. Da er das Fingeralphabet nicht kannte, schrieb er ihr mit gewöhnlicher Schrift seine Anweisungen auf den Arm, die Hand oder den Rücken. Glücklicherweise hat Katie jetzt eine kleine Pension vom Staat erhalten.

Hie und da habe ich das Vergnügen, Tommy Stringer zu treffen. Er macht Körbe und Obstgestelle und beschrieb mir stolz sein Zimmer voller Werkzeuge, mit welchen er selbstausgedachte Sachen verfertigt. Als ich ihn so glücklich sah, mußte ich an den kleinen Jungen denken, der einst vernachlässigt und einsam im Spital lag, und war doppelt froh, daß meine Lehrerin und ich Herrn Anagnos überredet hatten, Tommy in seinen Kindergarten aufzunehmen.

Ich könnte Seite um Seite mit Schicksalen von Taubblinden füllen. Natürlich stehen sie mir näher als alle andern Menschen, und es macht mich traurig, daß ihr Geschick noch nicht viel gebessert ist, trotzdem ich schon seit 40 Jahren mein Menschsein erlangt habe. Oft hat man mich gefragt, wie man am besten für taubblinde Kinder sorgen könne, die überall im

Lande verstreut leben. Wenige Eltern können einen Lehrer bezahlen, und obwohl ich immer gegen eine besondere Schule für diese Kinder war, wird wohl doch nichts anderes übrig bleiben. Am liebsten hätte ich, daß jeder Staat eine besondere Aufwendung für jedes Kind machen und es mit einem eigenen Lehrer in die nächste Blindenanstalt schicken würde. Auf diese Weise hätte es Umgang mit anderen Kindern und wäre näher bei seiner Familie als in einer Zentralschule. Die blinden Kinder sind bessere Gefährten als die Taubstummen, weil sie sprechen können, und man die Erfahrung gemacht hat, daß sie sehr rasch das Fingeralphabet lernen und es gerne anwenden.

Die Notwendigkeit möglichst früher Schulung kann gar nicht übertrieben werden, sie muß sofort nach Verlust eines Sinnes beginnen, damit das vorher Erworbene erhalten bleibt. Sehr wenige Taubblinde sind besonders begabt, ihr Leiden beeinflußt oft auch ihren Geist und Versuche beweisen, daß ihr Sinnesvermögen nicht besonders gut ist. Meines war es gewiß nicht.

Mein ganzes Leben lang hat man Versuche mit mir gemacht. Leute mit gesunden Sinnen scheinen ungeheuer neugierig zu sein, wie Andere, denen ein oder mehrere Sinne fehlen, sich in ihrer Umgebung zurechtfinden. Die Spielkameraden des blinden Kindes schon prüfen gerne, wie es sich an einem ungewohnten Ort benimmt und ob es die Dinge, welche sie ihm in

die Hand geben, bezeichnen kann. Kinder sind nüchterne Beobachter. Sie haben nicht die Neigung, wie die Erwachsenen, zu übertreiben und stellen ganz offen fest, daß das blinde Kind sie nicht gehört hat, als sie ganz nahe heranschlichen, daß es zuerst Mary und Dorothee nicht unterscheiden konnte, daß es auf Jimmy aufprallte, welcher sich ihm in den Weg stellte. Ihre Beobachtungen mögen roh sein, aber sie sind ehrlich.

Der erwachsene Beobachter möchte gerne glauben, daß ein fehlender Sinn durch größere Vollkommenheit eines andern ausgeglichen wird; aber wenn es der Fall ist, wurde es nur durch Übung und strenge Schulung erreicht. Gewöhnlich macht man sich nicht klar, was für ein ausgedehnter Apparat der Tastsinn ist. Man verlegt ihn in die Fingerspitzen, in Wirklichkeit herrscht er im ganzen Körper, und die Haut jedes einzelnen Teiles desselben wird unter dem Zwang der Notwendigkeit sehr feinfühlig und befähigt den Menschen, Schlüsse zu ziehen aus Wahrnehmungen wie Hitze, Kälte, Schmerz, Widerstand, Glätte, Rauheit und den Schwingungen, welche die Oberfläche des Körpers treffen.

Dieser Sinn ist meine hauptsächliche Verbindung mit der Außenwelt. Die Hand ist das höchst entwickelte Organ dafür, die Fingerspitzen sind am reichsten mit Nerven ausgestattet und die Stellung des Daumens zu den übrigen Fingern befähigt die Hand, sich allen Formen und Berührungen anzupassen.

Die Ausbildung des Tastsinnes erschließt ein weites Feld von Empfindungen, und der Wunsch, mit wissenschaftlicher Genauigkeit die Natur dieser Gefühle zu bestimmen, veranlaßte Dr. Tilney, Professor an der Kolumbia Universität, einige Experimente mit mir anzustellen. Ob wohl noch ein Mensch so genau untersucht worden ist wie ich, von Ärzten und Wissenschaftlern aller Art? Ich kann mir bloß zwei Versuche denken, die bis jetzt noch nicht mit mir gemacht wurden: die Vivisektion und die Psychoanalyse. Für die Wissenschaftler bin ich ein Versuchsobjekt wie ein Meteorstein, ein Sonnenfleck oder ein Atom! Ich verdanke es ohne Zweifel einer gütigen Fügung, daß ich noch nicht in Jonen und Elektronen aufgelöst wurde, und es ist nur eine Frage der Zeit, dann werden sie eine Ladung von Helium in die dumpfe Materie meines Körpers versenken und den Zellkern in Millionen Teilchen zerstäuben. Mein einziger Trost ist, daß es einem Taxi schwer fallen wird, diese Miniatur-Ichs zu überfahren.

Meine wissenschaftlichen Peiniger bringen alle Arten von Instrumenten herbei, mit langen, griechischen Namen, von sonderbaren Formen und erschreckender Geschicklichkeit. Wie kleine Dämonen enthüllen sie meine Fehler und kleinen Eigenheiten, so daß jede Schwatzbase sie auswendig lernen und der Welt vorsetzen kann.

Wenn der Augenblick für das Experiment gekommen

ist, nimmst du all deinen Mut zusammen und erwartest den Angriff einer Schar winziger Teufelchen, welche sich auf deinen Körper stürzen. Mit mechanischer Genauigkeit zwicken, drücken, quetschen, pressen, stechen und summen sie.

Einer zählt deine Atemzüge, der andere deinen Puls, andere prüfen, ob du warm oder kalt bist, ob du erröte st, ob du weißt, wann du zu lachen oder zu weinen hast, oder wie Furcht und Ärger wirken, und was du fühlst, wenn du wie ein Kreisel gedreht, oder als elektrische Batterie gebraucht wirst, die Lichtfunken aussendet — zum Spaß! Ergeben in dein Schicksal erlaubst du ihnen, deine Handgelenke in Gummimanschetten zu stecken, welche sie aufblasen, und fragen: „Sind sie fest oder lose?" „Nein!" antwortest du, „es tut nicht weh, aber der Arm ist ganz gelähmt."

Dann kommt eine Reihe Vibrationsexperimente mit Stimmgabeln und schwirrenden Zimbeln. Eine Zwillingsschwester eines Vacuumreinigers klettert deinen Rücken hinauf, ein Orchestrion brüllt und ein kleiner Pallasästhesiometer mißt die Anzahl dünner hoher Schwingungen, die du noch fühlen kannst.

Dann wird dein Kopf in einen Schraubstock eingespannt und deine Finger und Gelenke rasch auf und ab bewegt. Du wirst gefragt, welcher Finger oder welches Gelenk sich bewegt und ob die Bewegung aufwärts oder abwärts geschieht. Du sagst, was

dir in den Sinn kommt und überläßt es den Instrumenten, die Wahrheit zu registrieren.

Die Experimente gehen stundenlang fort und hinterlassen immer ein Gefühl des Mißtrauens gegen die eigenen Empfindungen. Das eintönige Murmeln beim Ablesen der Resultate zeigt dir, wie wenig du die gehegten Erwartungen erfüllt hast. Du meinst vor dem Experiment, du würdest einen tüchtigen Vorsprung vor den sehenden und hörenden Menschen erlangen, aber die Instrumente, wie einst deine kleinen Spielgefährten, verkünden die Wahrheit — daß deine Sinneswahrnehmungen dieselben sind wie bei allen Menschen. Du hast nichts Außergewöhnliches an dir als dein Gebrechen! Du versicherst, daß deine Eindrücke nicht nur von den Sinnen, sondern durch das geistige Zusammenwirken von Phantasie und Begriff kommen, wodurch das, was als chaotische einzelne Wahrnehmungen in dich eindringt, zu einer harmonischen Einheit verbunden wird, die für dich das Universum ist. Aber dein Urteil ist gesprochen.

Das Instrument, dessen Erfindung ich wünschte, müßte zeigen, was in der Seele geschieht, wenn wir denken. Obgleich mein Bericht über die Experimente ein wenig leichtfertig klingt, halte ich sie doch für sehr bedeutungsvoll und bin froh, wenn ich auch nur ein klein wenig zur Aufklärung beitragen konnte. Ich glaube, daß Sinneswahrnehmungen und die Vorstellungen, welche man aus ihnen bildet und der Vor-

gang der Verbindung dieser geistigen Ideen mit der Welt einmal mit annähernder, wenn nicht vollständiger Genauigkeit zu bestimmen sein werden. Wenn Dr. Tilneys Versuche mit mir das geringste zur Erkenntnis dieser Vorgänge beitragen können, bin ich reichlich entschädigt für Zeitverlust und körperliche Unannehmlichkeiten. Selbst ohne Erfolg bin ich froh darüber, denn ich habe auf diese Weise die Bekanntschaft Dr. Tilneys machen dürfen.

Ich habe in diesem Buch versucht zu zeigen, daß es möglich ist, frohe und genußreiche Tage zu verleben nur durch inneres Erleben, abgeschlossen von der hörbaren und sichtbaren Welt. Mein Leben ist eine Chronik von Freundschaften. Meine Freunde — alle welche um mich sind — schaffen meine Welt täglich aufs neue. Ohne ihre Liebe und Pflege würde all mein Mut nicht genügen, mein Herz tapfer zu erhalten. Aber ich weiß, wie Stevenson, daß es besser ist, die Dinge zu tun, als von ihnen zu träumen.

Niemand kennt — niemand kann das — die Verzichte, zu welchen meine Gebrechen mich zwingen. Ich täusche mich darüber nicht und es ist nicht wahr, daß ich nie traurig oder bitter bin; aber ich habe sehr früh schon beschlossen, nicht zu klagen. Der tödlich Verwundete muß versuchen, den Rest seines Lebens mit einem Lächeln auf sich zu nehmen um der andern willen. Dazu haben wir Religion, um die Herzen tapfer und hochgemut zu erhalten! Es mag kein sehr hohes

Ziel sein, aber es bedeutet noch lange nicht Ergebung in sein Geschick. Und selbst um nur soweit Herr seines Schicksals zu werden, braucht man Arbeit und den Trost der Freundschaft und einen unerschütterlichen Glauben in die Güte Gottes.

Unter berühmten Zeitgenossen

Wie ich Zeitungen „lese" — Die Reise um die Erde — Eduard L. Holmes und der Meisterkompaß — Besucher — Frau Thaw — Dr. Brashear — Mein Verleger Frank Doubleday ein Minister des Worts — Max Heinrich — Judge Lindsey — Eugen Debs — Senator La Follette — Elisabeth Garrett — Tolle Ritte — In Sing-Sing — Gefangenendank — Rabindranath Tagore — Sonntagsgäste — Caruso — Chaliapin — Radiokonzerte — Jazz — Industriekönige: John Spaulding — Besuch des Herrn Rogers — Edison kein Menschenfreund — Hat Henry Ford den Weg nach Utopia gefunden? — Sind die Arbeiter Menschen oder Maschinenteile? — Groteske Dinge entsteigen dickgefüllten Brieftaschen

Ich lächle nur, wenn die Menschen mich bedauern, weil ich so wenig Berührungspunkte mit dem äußeren Leben habe und halte ihnen die Fülle der Interessen entgegen, welche mir durch meine Freunde, durch Bücher, Zeitschriften, Reisen, Vorträge und Briefe geschenkt werden. Ich bin mir meines Reichtums stolz bewußt geworden, weil meine Bekannten so leicht geneigt sind, mich zu bemitleiden.

Bei allem, was nicht in Brailleschrift ist, bin ich auf Vorlesen angewiesen. Fräulein Thomson buchstabiert mir morgens beim Frühstück die Überschriften der Zeitungen in die Hand, und ich wähle aus, was ich hören will. Zeitschriften werden mir durch das Handalphabet übermittelt und ich kenne viele ganz genau. Außerdem werden in unseren Blindenzeitschriften fortwährend Artikel aus Zeitungen und Magazinen abgedruckt, und da die Herausgeber uns erlauben, das beste auszuwählen, stehen unsre Schriften manchmal sogar auf einer höheren Stufe, weil

die Trivialitäten fehlen. Aber sie sind natürlich ebenso wie die der Sehenden abhängig von der Aufnahmefähigkeit ihrer Leser.

Ich habe viele Freunde, welche mir in Brailleschrift schreiben, und andere, deren Briefe für mich übertragen werden. Ich habe es besonders gern, wenn ich Briefe mit den Fingern lesen kann, sie scheinen dadurch mehr mir zu gehören. Die American Foundation for the Blind läßt ihre Berichte, Mitteilungen und persönlichen Briefe alle in Brailleschrift drucken.

Eine meiner Freundinnen, Edna Porter, nahm eine Brailletafel mit auf ihre Reise um die Erde, um mir von überallher kleine Berichte schicken zu können. Für jemand, der es nicht gewöhnt ist, ist es langweilig, in Brailleschrift zu schreiben, jeder Buchstabe muß mit einem Griffel herausgestupft werden, was mühsam und zeitraubend und nicht gerade angenehm auf einer Reise ist.

Die meisten ihrer Botschaften kamen auf Karten, welche allerlei Nachrichten und witzige Beschreibungen komischer Situationen enthielten. So ist es mir möglich, sie in Gedanken zu begleiten. Ich zittere mit ihr beim Krachen und Bersten der Eisberge des Atlantischen Ozeans, stehe mit ihr in Kensington Garden, fliege mit ihr über den Kanal — „ein winziger schwarzer Punkt hoch, hoch im blauen Himmel". Ich wandre mit ihr durch Paris, stehe vor der Statue mit der Unterschrift „Blind" vor dem Palais Luxem-

bourg und neige mein Haupt in Notre Dame bei einer Messe für den „Unbekannten Soldaten". Ich besuche Sarah Bernhardts Granitmonument auf der Insel ihrer Ahnen, schlendere durch Deutschland und gondle durch Venedig bei Mondenschein und Mandolinengesang.

Ich stehe im Kolosseum. Auf dem Vesuv. Dann geht die Reise ostwärts. Endlich erreiche ich den Ganges und höre das seltsame om—om—om — an geheiligten Wassern. Ich besuche den Taj Mahal. In China sehe ich Mandarinen, welche in Sänften getragen werden und komme noch zur Zeit des Kirschenblütenfestes in Japan an. „Die weißen Blütenblätter rieseln wie Schneeflocken hernieder, die Tempelglocken klingen leise und süß, und die Menschen gehen zum Gebet. O sieh! Da sind Frauen, welche Kinder auf dem Rücken tragen, und Männer in Kimonos gehen klop—klop—klop — die Straße hinunter. Sie haben Holzschuhe mit vier Zentimeter hohen Absätzen."

Ob sie schreibt oder spricht, Edna scheint immer zu sagen: „Ich bin froh, daß ich die Menschen lieben kann. Ich bin froh, daß ich ihr törichtes Treiben lieben kann und denke, es ist wirklich lustig zu leben."

Der Freund, welcher mich vor allem mit der Wissenschaft in Berührung erhält, ist Edward L. Holmes. Ich kenne ihn seit meiner Schulzeit in Cambridge und weiß von seinen jahrzehntelangen Versuchen und Bemühungen um einen Kompaß für einen automatischen

Schiffsapparat. Die Seefahrer erklären, daß niemand an den magnetischen Schiffskompaß rühren darf, aber es liegt in der Natur des Mannes zu versuchen, was man ihm verbieten will. Und mein Freund fand heraus, daß der Kompaß dazu gebracht werden kann, einem elektrischen Strom ausgesetzt zu sein ohne in Unordnung zu geraten. Er hat einen Meisterkompaß konstruiert und ein Instrument, welches er einen „Weg- und Ortsbestimmer" nennt. Es besitzt die Eigenschaften eines Wachhundes, denn es zeigt sofort, wenn der Mann am Steuer auch nur im geringsten von seinem Kurs abweicht und spart Zeit und Brennstoff und erhöht die Sicherheit der Schiffahrt. Geduldig bemüht sich mein Freund, mir alles dies klar zu machen, und dann reden wir wie zwei Männer miteinander von nichts als Kompassen.

Mit solchen Freunden wie Edna und Herrn Holmes fühle ich meine Hemmungen nicht, aber wenn ich mit einer Anzahl Menschen zusammen bin, ist es mir sehr schmerzlich, nicht an der allgemeinen Unterhaltung teilnehmen zu können.

Ich erkenne den Charakter eines Besuchers durch eine Art geistiger Freimaurerei. Wenn eine Dame neben mir sitzt, und ich von ihren Lippen ablese, fühle ich sofort den Ausdruck ihres Gesichtes, und die kaum merkbaren Bewegungen ihres Kopfes und ihrer Hand geben ihren Worten Farbe und Nachdruck. Ich fühle

ihre Unruhe am Scharren der Füße und Hin- und Herrücken, ihre Verlegenheit an einem Husten oder Lachen, und merke, ob sie heiter oder ernst gestimmt ist. Sitzt der Besucher etwas entfernt, berichten mir Frau Macy oder Fräulein Thomson über ihn, und die Gewandtheit ihres Buchstabierens (sie sagen nicht immer, was die Leute meinen) befähigt mich, einen Eindruck der Persönlichkeit zu bekommen. Wenn er lächelt, wird es mir gesagt, spricht er mit besonderer Anteilnahme von etwas, so ermöglicht mir ein rascher Druck auf die Hand, seiner Stimmung Rechnung zu tragen. Gewöhnlich sprechen die Menschen schon beim zweiten Besuch selbst mit mir.

Ich besitze einen seltenen Reichtum an Freunden und kann kaum von einem Erlebnis erzählen, ohne einen Freundesnamen zu nennen. Da ist vor allem Frau William Thaw, welche trotz der unzähligen Ansprüche an ihre Wohltätigkeit nie versagt hat, wenn ich sie um etwas bat. Als ich Sozialistin wurde, flehte sie mich an, mich nicht von Fanatikern mit ihren verrückten Ideen anstecken zu lassen, aber trotzdem sie meinen Radikalismus verabscheute, liebte sie mich weiter. In ihrem Hause traf ich Dr. John Brashear, der mir von seinen großen Teleskopen erzählte und mir seine Hände vorwies, die vom Polieren ganz rauh und rissig waren. „In meinen Gedanken sind noch dunkle Flecken," sagte er, „aber meine Linsen sind fehlerlos klar wie das Licht."

Mein Verleger Frank Doubleday oder Effendi, wie ich ihn nennen darf, ist mein Freund seit meiner Studienzeit. Vor fünfundzwanzig Jahren, als das Haus Doubleday anfing bekannt zu werden, veröffentlichte er „The story of my life", und sein Interesse an mir ist seitdem nie erlahmt. Mehr als irgend jemand sonst ist er verantwortlich für dieses Buch, denn er drängt mich seit Jahren, mein Leben bis zur Gegenwart zu beschreiben und sein freundlicher Zuspruch hilft mir dabei.

John Morley schreibt in seinen Erinnerungen, daß große Verleger eine Art Minister des Wortes seien und die Eigenschaften von Staatsmännern besitzen müßten. Ich glaube, dies ist bei Effendi der Fall. Sein Leben muß ihm, wenn er darauf zurücksieht, reich und köstlich erscheinen, voll harter Arbeit und schöner Taten und Erfolge. In regem Umgang mit interessanten berühmten Menschen lebt er allgemein geehrt, geliebt und glücklich.

Sein Bruder Russell Doubleday ermutigt und stärkt mich, wenn meine Gedanken mir nicht gehorchen wollen. Eines Tages, als ich gar nicht vorwärts kam, nahm er mich in die prachtvollen Gärten mit, welche die Druckerei in Garden City umgeben, wo mein Buch gedruckt werden soll. Und nachdem ich eine Zeitlang unter den Rosen und grünen Bäumen mich ergangen hatte, stürmten meine Gedanken auf mich ein wie gehorsame Hunde bei dem Ruf ihres Herrn. Ich

kam erfrischt zurück und schrieb an diesem Abend ein ganzes Kapitel.

Frau Charles White machte mich mit Max Heinrich bekannt. „Er ist eine romantische Figur," sagte sie. „Er war früher einer der gefeiertsten Sänger und ist immer noch interessant. Wenn er dich gern hat, wird sein Charme unwiderstehlich sein."

„Glaubst du, daß er mich mag?" fragte ich. „Max ist unberechenbar," antwortete sie, „lade ihn einmal mit mir zusammen ein, und wir wollen sehen, was geschieht."

Max kam, und es gefiel ihm so gut, daß er einige Tage bei uns blieb und uns später noch oft besuchte, auch aßen wir zusammen bei Luchow, wenn ich in New York war.

Er nahm mich sofort gefangen. Zwar war er ein alter Mann, aber seine Ritterlichkeit und Höflichkeit war die eines spanischen Grande. Trotz der langen Jahre seit seinem Tode und der vielen neuen Freunde habe ich seine starke, liebenswerte, seltsame Persönlichkeit nie vergessen. Er war nicht glücklich, hatte aber alles Glück genossen, das die Welt den Menschen bieten kann. Seine Unrast, sein Charme, sein Eigensinn waren unausrottbar in seinem Wesen und waren die Quellen seiner Freuden und seines Elends. Er nahm mehr als andere das Recht für sich in Anspruch, zu tun was ihm gefiel, und vorsichtige Menschen gingen seiner großartigen Unbekümmertheit gerne aus dem Weg.

Als ich ihn kennen lernte, sang er nur noch sehr selten, da er fühlte, daß seine Stimme nicht mehr die alte war. Aber manchmal führte er mich ins Musikzimmer und sang mir die Lieder vor, welche ihn einst berühmt gemacht hatten. Halb singend, halb sprechend trug er „Enoch Arden" vor, den er wundervoll begleitete, während ich eine Hand aufs Klavier, die andere auf seine Lippen legte. Dann spottete er: „Ich feiere immer noch meine Triumphe. Die Blinden und Tauben finden mich wunderbar!" Immer, wenn er uns verließ, war mir zumut wie einem Kind, das ein spannendes Buch gelesen hat und sich nach der Fortsetzung sehnt.

An einem kalten Februartag im Jahr 1912 kam Georgette Le Blanc (Frau Maurice Maeterlinck) nach Wrentham heraus und brachte mir Grüße ihres Gatten. Sie sang in der großen Oper in Boston und war lebhaft und offenherzig und für meine Berührung schön. Auf eine Karte, die sie mir später von Frankreich aus sandte, hatte Maurice Maeterlinck geschrieben: „Herzliche Grüße an das Mädchen, welches die Blaue Blume gefunden hat."

Frau Montessori traf ich zweimal, als sie in Amerika Vorträge hielt, und sie spendete meiner Lehrerin so viel warmes Lob in ihrem Vortrag, daß es mich jetzt noch beglückt. Ihr Standpunkt in der Erziehung war, daß die Schulzeit für das Kind wie eine Entdeckungsreise sein und daß sein Geist sich frei entfalten müsse.

Sie sagte: „Ich würde es nicht einmal an die Füße Gottes anbinden wollen."

Eine andere Lehrerin der Kinder der Armen, an die ich mich gerne erinnere, ist Fräulein Margaret Macmillan aus London. Sie erzählte, daß die Methode meiner Lehrerin ein Segensquell für Tausende unglücklicher Kinder in England gewesen sei, sie selbst habe bei der Behandlung ihrer Schutzbefohlenen Gebrauch davon gemacht.

Es ist viele Jahre her, seit Judge Lindsey mich in Denver zum erstenmal begrüßte. Er kam gerade von einer Versammlung, wo er für eine Mütterrente gesprochen hatte und war sehr erregt und voller Entrüstung über die „dumme Gleichgültigkeit der Allgemeinheit". „Da stopfen wir Kinder in Heime und Krippen und bezahlen Fremde, daß sie für sie sorgen, während die Mütter anderer Leute Kinder und Häuser besorgen. Sollte man nicht meinen, daß jeder vernünftige Bürger lieber die Mütter dafür bezahlt, daß sie ihre eigenen Kinder versorgen."

Er sagte, er wisse, daß ihm ein harter Kampf bevorstehe, aber ich glaube, er ahnte doch nicht, wie schwer er werden würde. Die Leute sagten, er sei verrückt, als er die bösen Buben gegen die Polizei in Schutz nahm und einen eigenen Jugendgerichtshof verlangte. Aber er begründete diesen Gerichtshof, und die Menschen kamen aus der ganzen Welt um zu sehen, wie die Einrichtung funktionierte. Öffentliche Spiel-

plätze und Badeanstalten entstanden als Resultate seiner Träume. Die alten Gesetze wurden durch bessere neue ersetzt, die er empfohlen hatte, und diese Dinge sind nur ein kleiner Teil dessen, was er zum Besten seines Landes vollbrachte.

Ich bedaure oft, daß so viele meiner Freundschaften nur auf Briefwechsel beruhen. So ist es bei Eugen Debs, den ich nicht persönlich kennen lernte. Ich hörte zum erstenmal von ihm bei dem großen Nordstreik im Jahre 1894, aber erst als Frau mit dreißig Jahren verstand ich die Bedeutung der Freiheitsbewegung, die er vertrat.

Er braucht bei denen, die seine Arbeit kennen, nicht verteidigt zu werden, aber viele Menschen schätzen ihn noch nicht richtig ein. Er war ein Arbeiter, aber er machte sich die Kultur der herrschenden Klasse zu eigen. Liebenswürdig, bescheiden, gebildet, ein Freund guter Bücher und aller Schönheit entschloß er sich, ein Kämpfer für die verachtete Klasse der Armen zu werden. Er griff die Gesetze der Starken und das persönliche Eigentumsrecht an, und immer war er ganz dabei, mit furchtbarem Ernst. Er zweifelte nie am Recht seiner Mission, und daß er am Ende doch gewinnen müsse. Seine ganze Lebensphilosophie liegt in den folgenden Worten, welche meinem Herzen eingegraben sind:

„Vor Jahren erkannte ich meine Verwandtschaft mit allen lebenden Wesen und sah, daß ich nicht besser

bin als der Niedrigste auf Erden. Ich sagte damals und sage noch heute: so lange es eine untere Klasse gibt, bin ich darin; so lange es Verbrechen gibt, habe ich daran teil; so lange noch eine Seele im Gefängnis schmachtet, bin ich nicht frei."

Senator La Follette wurde mir im Frühjahr 1905 von meinem Pflegevater John Hitz vorgestellt, welcher uns erzählte, in Washington behaupte man, wenn es zwei Arten gebe, einen Mann zu bewegen, auf die andere Seite der Straße zu gehen, nämlich ihn darum zu bitten oder ihn am Kragen hinüberzuführen, würde La Follette das letztere wählen.

Als ich ihn näher kennen lernte, merkte ich, daß er zwar nach außenhin einsam dastand, daß er aber auf das Innigste mit seiner Familie verbunden war. Seine Frau kämpfte an seiner Seite, seine Kinder wurden schon in der Jugend überall zugezogen, und als sie erwachsen waren, schlossen sie sich ihm an und scharten sich um das Banner seiner edlen Prinzipien, die er zum besten des amerikanischen Volkes vertrat.

Auch in Forest Hills haben uns viele Menschen besucht, an die wir uns mit Vergnügen erinnern: Sir Richard Paget, welcher in Phonetik den Weg zur Sprachverbesserung sieht; Herr Akiba, welcher die Blindenschule in Tokio leitet; Fräulein Betty Hirsch aus Berlin, eine Blinde, welche für die erblindeten deutschen Soldaten wirkt; Dr. James Kerr

Love, ein ausgezeichneter Ohrenarzt aus Glasgow, der sich für die Erziehung der Taubstummen interessiert; Countee Cullen, der Negerdichter, dessen Gedichte mir Edna Porter in Brailleschrift übertrug.

Eine Genossin in der Dunkelheit, welche uns früher oft besuchte, lebt heute weit entfernt: Elisabeth Garrett. Als die Bücher über die aufregenden Abenteuer ihres Vaters Pat Garrett, den berühmten Sheriff von New Mexiko erschienen, war mir zumut, als ob es sich um meine eigene Familie handle, so viel hatte mir Elisabeth von ihren Angehörigen erzählt.

Sie war von Geburt an blind, hatte aber ihres Vaters Freiheitsdurst geerbt. Schon als Kind kannte sie keine Furcht. Sie ritt allein auf ungesattelten Pferden und verursachte ihrer Familie viele Stunden der Angst und Sorge, besonders wenn sie sich in den Kopf setzte, wilde Pferde zu reiten. Eines Tages schwang sie sich auf den Rücken eines ungezähmten Ponys, welches einem jungen Sheriff gehörte. Der Pony raste die Straße hinunter, niemand konnte ihn aufhalten, er rannte und rannte, bis er vollständig erschöpft war. Als er endlich in Schritt verfiel, glitt Elisabeth herunter und setzte sich gelassen an den Rand des Weges, um auf ihren Vater zu warten. Derselbe ungezähmte Geist beseelt sie noch jetzt. Keine Gefahr oder Anstrengung können sie von einem Abenteuer zurückhalten. Sie ist eine von den wenigen Blinden, welche ohne Begleitung auf Reisen gehen. Wenn sie

sich in einer Stadt nicht auskennt, schreibt sie dem Stationsvorstand die Zeit ihrer Ankunft und bittet ihn, einen Träger für sie zu schicken. Nicht einmal ist es ihr passiert, daß der Mann nicht zur Stelle war.

Elisabeth hat eine schöne Stimme und ein Talent, ihre eigenen Lieder zu komponieren, von denen mir das offizielle Lied von New Mexiko am besten gefällt. Es erzählt von dem Duft der Blumen, die sie in der Wildnis pflückte, dem Atem der Berge, die sie erkletterte und dem freien Spiel der Winde auf den Ebenen ihres romantischen Heimatlandes.

Sie kam gerne über den Sonntag zu uns, solange sie in New York Gesang studierte, und es waren unsere glücklichsten Stunden, wenn wir in der Dämmerung mit ihr zusammensaßen. Sie hieß mich immer meine Hand an ihren Kehlkopf legen. „Ich kann es nicht ertragen, wenn du abseits stehst," sagte sie, „und ich kann besser singen, wenn du mich auch hörst." Wenn wir sie manchmal zu Konzerten in der Nähe begleiteten, mußte ich dort ebenso „zuhören" wie zu Hause.

Sie war immer bereit, für Kranke, Arme und Einsame zu singen. Einmal sang sie im Zuchthaus von Sing-Sing und nicht lange darauf war ich tief ergriffen von einem Gedicht, welches einer der Gefangenen im Matilda Ziegler Magazine for the Blind an sie richtete. Ich will den ersten Vers hersetzen:

Fools they! They call her blind!
They call her blind, yet she can lead
A thousand soul sad-sick men
From cold gray stones and make them heed
The song of wind and rain
From gloomy cell to dewy mead
To sun and stars and sky
And show the message all can read
Of love and peace and hope.

Zu Deutsch:

Narren sind die, welche blind sie nennen!
Sie nennen sie blind und doch kann sie führen
Tausend seelenzerrissene Männer
Aus kalt-grauen Mauern, und läßt sie lauschen
Dem Sang des freien Windes und Regens,
Aus düsterer Zelle in tauige Wiesen
Zur Sonne, zu Sternen und blauem Himmel
Und bringt eine Botschaft, bestimmt für alle
Von Liebe und Frieden und neuer Hoffnung.

Ich wurde mit Elisabeth durch eine andere blinde Freundin bekannt, Nina Rhoades, deren Vater, John Harsen Rhoades, in meiner Jugend versuchte, mir etwas Sinn für das Praktische beizubringen. Ich war keine sehr begabte Schülerin, aber er wurde nie ungeduldig.

Ich besuchte die Rhoadeses oft in ihrem Haus in New York oder in ihrem Sommerhaus in Seabright,

New Jersey. Nina Rhoades kannte das Fingeralphabet, und wir hatten lange Gespräche über Bücher und allerlei gemeinsame Bekannte oder Leute, deren Bekanntschaft wir zu machen wünschten. Sie besaß eine Menge schöner Bücher, welche ihre Freunde für sie in Blindenschrift übertragen hatten, die in keiner Bibliothek sonst zu finden waren. Mit welchem Entzücken las ich da Goethes Iphigenie, Nathan der Weise, Daniel Deronda u. a. Nina ist selbst die Verfasserin reizender Jungmädchengeschichten. Sie schrieb sie gewöhnlich in Blindenschrift, und ich durfte sie manchmal lesen, ehe sie gedruckt wurden.

Sie war eine außerordentlich anziehende Persönlichkeit, und ich liebte es, an schönen Sommertagen auf der oberen Terrasse ihres Hauses in Seabright mit ihr zu lachen und zu diskutieren. Manchmal wurden wir dann unterbrochen, indem eine besonders große Welle über die Brüstung kam und uns mit ihrem weißen Gischt überschüttete.

Durch sie lernte ich Sir Arthur Pearson, den Gründer von St. Dunstans Haus für die blinden Soldaten in London kennen.

Als Rabindranath Tagore Amerika bereiste, kam er auch zu mir heraus, von einer Anzahl Freunde und Bewunderer begleitet. Er war groß und stattlich und sein langes Haar und großer Bart gaben ihm das Aussehen eines alttestamentlichen Propheten. Gelassen und gütig begrüßte er mich mit einer Ansprache,

die wie ein Gebet klang. Ich sagte ihm, daß ich mich freue, ihn zu sehen, weil ich seine Gedichte gelesen habe und wisse, daß er die Menschheit liebe. „Es ist für mich eine Freude," antwortete er sanft, „wenn meine Schriften von meiner Menschenliebe künden ..... Die Welt wartet auf Menschen, welche Gott und ihre Nebenmenschen lieben und nicht sich selbst."

Nachdem sich der Würdige inmitten seiner ehrfurchtsvollen Zuhörer niedergelassen hatte, plauderte er von Dichtung, von Indien, China und der Macht des Geistes, welche allein Freiheit bringen kann. Er sprach traurig von den Kriegswolken, welche die Erde verdunkelten. „Der Westen versucht, China Opium in den Schlund zu gießen und Widerstand bedeutet für den Chinesen Verlust seines Landes — und Asien schmiedet Waffen, deren Ziel das Herz Europas sein wird. Und an den Küsten des Meeres werden Horste für die Geierschiffe Englands gebaut ... Japan, der fernste Osten, ist erwacht. China wird sich erheben, wenn die Räuber seine Mauern stürzen wollen .... Und doch kann Eigenliebe nur zur Selbstvernichtung führen. Die Liebe zu Gott ist unsere einzige Rettung. Sie trägt in sich die Lösung aller Probleme und Schwierigkeiten."

Ich mußte an Gandhi denken, welcher diese Botschaft nicht nur verkündigt, sondern aus allen seinen Taten leuchten läßt.

Und so könnte ich von vielen bedeutenden, liebens-

würdigen und rührenden Besuchen erzählen, die zu mir kommen. Jeden Sonntag, seit ich in Forest Hills wohne, erlebe ich eine besondere Freude. Da stürmen nach der Sonntagsschule eine Schar Kinder aus der Nachbarschaft in meine Stube. Sie sind voller Lust und Leben. Einer spielt Fußball mit dem Stein, welcher meine Türe festhalten soll, ein anderer verdirbt mir meinen angefangenen Brief, indem er die Schreibmaschine in Gang bringt, andere werfen meine Braillebogen durcheinander. Sie öffnen meine Mappe und wühlen in den Papieren. Sie sind der verkörperte Unfug! Aber ich liebe sie. Ihre Unarten, ihr Lachen, ihre scheuen Liebkosungen erhalten mich jung für den Frühling im Himmel.

Erst als wir in Forest Hills lebten, machte ich die Bekanntschaft von Art Young, obwohl mir Frau Macy schon Jahre hindurch seine Zeichnungen beschrieben hatte, die in den Magazinen Life, The Liberator, The Nation und The Masses erschienen.

Eines Tages kamen wir auf unserer Rückkehr von einer Tour in Neu-England durch Bethel in Connecticut. Edna bemerkte: „Hier in der Nähe wohnt Art Young". Wir fanden ohne Mühe sein originelles kleines Haus, das an der Straße lag, beschattet von einer riesigen Föhre und gebadet im Morgenlicht; und wir fanden Art Young in seinem Zimmer damit beschäftigt, „Bäume bei Nacht" zu zeichnen für die Saturday Evening Post. Ich erzählte ihm,

daß Frau Macy in der Dämmerung auch Gestalten in Bäumen wahrnehmen könne — Tiere und menschenähnliche Wesen. Nach dem Abendessen saßen wir zwischen Tag und Dunkel auf der Treppe und die andern versuchten, die Kobolde und Nymphen zu belauschen, welche in den Bäumen hausen.

Vor kurzer Zeit hatte ich die Freude, Herrn Dr. Watson bei mir zu empfangen, den Assistenten Dr. Bells bei der Erfindung des Telephons. Sein feiner Charakter zeigt sich in jeder seiner Bewegungen. Ich glaube, es besteht eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen den Verrichtungen eines Menschen und seinem Charakter; seine Taten sind sichtbare Zeichen seines Geistes. Solche Gedanken gingen mir durch den Sinn, während ich mich mit Dr. Watson unterhielt. Hier hatte sich ein Selbst zu solcher Harmonie entwickelt, daß es einem Kunstwerke glich. Diese kraftvolle geschickte Hand hatte den elektrischen Strom gebändigt und einen Sieg über die Materie errungen! Und da saß er mir gegenüber, bescheiden, gelassen, voll gütigster Teilnahme und erhöhte noch den Eindruck, den er in meiner Seele hinterließ, indem er Brownings schöne Worte zitierte:

He placed thee amid this plastic dance of circumstance
Thou wouldst forsooth deem arrested —
This machinery but meant
To give thy soul its bent
And turn thee out sufficiently impressed.

Übersetzung:

Er führte dich in diesen plastischen Wirbeltanz
Es schien, als müßtest du gebannt verharren —
Doch dieser Ablauf sollte nichts
Als deiner Seele ihre Richtung geben
Und schließt dich aus, wenn du die Prägung trägst.

Viele Künstler, deren Darbietungen für Auge und Ohr sind, haben versucht, die dunkle Mauer, hinter der ich lebe, zu durchbrechen. Ellen Terry, Sir Henry Irving und Joseph Jefferson spielten mir in meiner Jugend die Rollen vor, welche sie berühmt gemacht hatten, und ich verfolgte mit atemloser Spannung ihre Gebärden und ihr wechselndes Mienenspiel. Meine Finger haben die edlen Linien in David Warfields Antlitz gefühlt und die Jugend und lieblichen Reize von Jane Cowls Julia. Caruso hat seine goldene Stimme in meine Hand ergossen und Chaliapin sang mir seine russischen Volkslieder, während mich sein starker Arm dicht an sich drückte, so daß ich jede Schwingung fühlen konnte. Ich spürte seinen trotzigen Mut, sein kräftiges Bauernlachen und die Begeisterung der Menge. Er sang das Wolgalied, diese zauberhafte, eindringliche, schwermütige Melodie, welche von Männern gesungen wird, die in unaufhörlicher Mühsal und schwerster Arbeit ihr Leben tapfer führen.

Unvergeßlich sind mir auch die Eindrücke, die der berühmte Violinist Heifetz mir mit Schumanns „Mondnacht" schenkte, welche mich eine ganze Zauberwelt erleben ließ.

Manchmal habe ich Radiokonzerte gehört, indem ich meine Finger leicht auf einen Resonanzboden legte. Lieblich ist für mein Gefühl der Klang der verschiedenen Instrumente, aus deren Chor immer eine Stimme strahlend aufsteigt. Aber Jazz verursacht mir ein unangenehmes, bedrängendes Gefühl und bringt Verwirrung in meine Seele. Wenn ich es einige Zeit anhöre, fühle ich einen wilden Drang, vor etwas Finsterem, das mich überfallen will, zu fliehen. Vermutlich rührt Jazz primitive Empfindungen auf — — Schauer vor böse lauernden, drohenden Dingen — — — schattenhafte Erinnerungen . . . Riesengeschöpfe . . . Söhne und Töchter der Wildnis . . . den Schrei der Seele, die noch nicht des Wortes mächtig ist.

Ich bin mehrere Male schon in der Amerikanischen Handelskammer vorgestellt worden und habe mit Männern dort gesprochen, welche mehr Macht haben als irgend ein Monarch der Geschichte. Manche sind meine Freunde geworden, anderen bin ich nur flüchtig begegnet. Einer meiner ersten Freunde unter den Industriekönigen war Herr John Spaulding, von dem ich schon erzählt habe; auch Herr Rogers gewann früh schon Einfluß auf mein Leben und ermöglichte mein Studium in Radcliffe College. Ich traf ihn bei Frau Lawrence Hutton zusammen mit Mark Twain, und bald darauf lud Frau Rogers Fräulein Sullivan und mich in ihr schönes Haus in New York ein. So

oft wir in der Stadt waren, sahen wir uns, beide besuchten mich im College, und Herr Rogers kam auch nach Wrentham.

Einer unsrer schönsten Besuche bei ihm war eine Einladung nach der Hochzeit meiner Lehrerin für uns alle drei nach Fairhaven, wo Herr Rogers den Sommer mit seiner Tochter und deren Kindern zubrachte. Wir machten eine prachtvolle Segelfahrt auf seiner schönen Jacht Kanawaha, und ich war entzückt von der gleichmäßigen raschen Bewegung und der sprühenden Gischt. Herr Rogers beschrieb sehr lebhaft die Küste und Inseln, an welchen wir vorüberfuhren, und war so erfreut, daß Frau Macy durch sein Feldglas besser sehen konnte, daß er es ihr zum Geschenk machte. Ein köstlicher Lunch wurde an Bord eingenommen, und dann verlangte unser Gastgeber, daß wir ein Schläfchen machen sollten. Als ob wir hätten schlafen können, wo es so viel zu erleben gab! Ich zwickte mich von Zeit zu Zeit in den Arm, um zu sehen, ob ich wache oder träume, war ich doch noch nie auf einer Privatjacht gewesen! Gerade, als die Sonne unterging, brauste die Kanawaha wie ein großer weißer Schwan in ihren Hafen. Herrn Rogers Automobil holte uns ab, denn es wurden noch mehr Gäste zum Diner erwartet, und wir mußten uns beeilen mit dem Umziehen.

Nach dem Essen saßen wir gemütlich um das Feuer und schwatzten, und Herr Rogers erzählte, seine Frau

besitze nur den einen Fehler, daß sie immer seine alten Kleider verschenke, so daß er nichts Passendes zum Anziehen habe, wenn er zum Fischen gehen wolle.

Neben diesen beiden half mir Herr Carnegie am meisten bei meinen Bestrebungen. Um dieselbe Zeit wie Herrn Carnegie lernte ich einen andern großen Herrscher im Reich der Industrie kennen — Herrn Thomas A. Edison. Er lud mich ein, als ich in East Orange, New Jersey, Vorträge hielt.

Mir erschien er wie ein Mensch voller Schrullen und Eigenheiten. Seine Frau erzählte mir, daß er oft die ganze Nacht in seinem Laboratorium bleibe. Wenn ihn ein Problem gefangen nehme, vergesse er alles andere und werde ärgerlich, wenn man ihn zum Essen rufen wolle.

Er erklärte mir, daß er Taubheit für einen Vorteil halte: „Es ist wie eine hohe Mauer, hinter der ich vor Störungen sicher bin und die mir ermöglicht, nach Gefallen in meiner eigenen Welt zu leben". Ich sagte: „Wenn ich ein großer Erfinder wäre wie Sie, Herr Edison, würde ich ein Instrument erfinden, welches jedem Tauben ermöglicht, zu hören."

„Würden Sie, so so!" erwiderte er. „Nun, ich hielte das für Zeitverschwendung. Die Menschen sagen so wenig, was des Anhörens wert ist."

Ich versuchte, mich ihm verständlich zu machen, indem ich meinen Mund dicht an sein Ohr brachte. Da sagte er, meine Stimme klinge sehr unangenehm,

wie explodierender Dampf — und er verstehe nur die Konsonanten. „Frau Macy soll mir sagen, was Sie mir mitteilen wollen," befahl er, „deren Stimme ist wie Samt." Einmal bemerkte er: „Das dumme bei den Menschen ist, daß sie sich alle so gleichsehen. Ich bezweifle, daß selbst ihre Eltern sie auseinanderkennen, wenn sie heranwachsen."

„Für mich sind sie gar nicht gleich," sagte ich. „Jedermann hat einen besonderen Geruch, der von jedem anderen verschieden ist."

„Das kann sein," antwortete er, „ich habe es nie bemerkt."

Auf einer Vortragsreise sah ich Henry Ford zum erstenmal. Wir hielten uns einige Tage in Detroit auf, und ich sprach den Wunsch aus, den Fordschen Betrieb und womöglich seinen großen Organisator kennen zu lernen. Eines Nachmittags fuhren wir hinaus. Wir mußten einige Zeit warten, bis Herr Ford erschien; aber das Vergnügen, seine Bekanntschaft zu machen, war eine Wartezeit wert. Er führte uns durch das Werk, und ich werde nie die Geschicklichkeit seiner Hände vergessen, welche meinen unsicheren Fingern ermöglichten, die verschlungenen Teile der riesigen Dynamomaschine zu ‚sehen', welche alles in Bewegung hält. Sein Händedruck war ruhig und voll verhaltener Kraft. Er sprach mit angenehmer Einfachheit von seinem Erfolg. Ihm sei die Idee eines Autos gekommen, das die Farmer sich kaufen

könnten, und dann habe er sich daran gemacht, es zu bauen. „Viele Menschen, welche Ideen haben, wissen nicht, was sie mit ihnen anfangen sollen," sagte er. „Es ist ganz schön, Ideen zu haben, aber was nützen sie, wenn man sie nicht in etwas Brauchbares umschaffen kann."

Ein Besuch des Fordschen Betriebs gibt einem viel Stoff zum Nachdenken. Ich habe versucht, mir vorzustellen, wie die Welt aussehen würde, wenn sie nach diesen Ideen eingerichtet würde — mit Herrn Ford als Weltdiktator. Vieles würde besser sein. Es gäbe kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne. Die Menschheit hätte ungeahnt viel Zeit. Die Männer würden einen Teil des Tages brauchen, um Nahrung, Kleidung, Wohnung und eine Altersversorgung zu verdienen, aber sie hätten vier bis fünf Stunden übrig für die Familie, ihre Erholung und Weiterbildung. Die Arbeiter würden wirklich die wirtschaftliche Unabhängigkeit besitzen, welche die Grundbedingung für alle Freiheit ist.

Auf den ersten Blick wirkt die Fordsche Idee hinreißend. Es scheint, als ob dieser hartköpfige Geschäftsmann den Weg nach Utopia gefunden hätte. Aber dann taucht in der Erinnerung ein Bild auf von den Tausenden von Arbeitern des Werkes in ihrer vollkommenen Zusammenarbeit, die wie eine große Maschine ist, in der jeder Mensch ein Rädchen, ein Schräubchen bedeutet. Und man frägt sich, ob diese

menschlichen Teilchen, wenn die Maschine abmontiert ist, noch die Fähigkeit besitzen, sich an den Segnungen von Utopia zu erfreuen? Oder sind ihre Gehirne so stumpf geworden, daß sie vorziehen, Maschinenteile zu bleiben?

Eine angenehme Überraschung erlebte ich zehn Jahre später bei einer Versammlung in Detroit, wo Henry Ford und Edsel Ford je zehntausend Dollars für die Blinden zeichneten, und Herr Ford mir erzählte, er beschäftige dreiundsiebzig Blinde in seinem Betrieb, nicht, weil er Mitleid mit ihnen habe, sondern weil sie fähig seien, die ihnen zugewiesene Arbeit richtig auszuführen.

Es ist schön, von solcher Hilfsbereitschaft berichten zu können, denn manchmal während unserer Werbetour sind wir schwer enttäuscht worden durch die Weigerung sehr reicher Amerikaner, etwas für unsere Sache zu tun. Groteske Dinge entsteigen manchmal dick gefüllten Brieftaschen! Aber wenn ich mich darüber verbreiten wollte, würde ich wahrlich ein Hornissennest aufrühren!

Allerlei Abenteuer

Ein Besuch in New York City überzeugt mich, daß ich kein Schatten bin — Das Fährboot im Nebel — Rundfahrt — Wasserzigeuner — Broadway — Untergrundbahn — Mein Garten — Das zahme Rotkehlchen — Der Gesang der Wurzeln — O du Südwind! — Autozigeuner — Gott hat viele seiner Werke in Blindenschrift geschrieben, und ich höre ohne Gehör

Abgeschnitten von vielem, wie ich bin, ist es unvermeidlich, daß ich mir manchmal wie ein Schatten in einer Schattenwelt vorkomme. Dann bitte ich, daß man mich in die City von New York führt. Immer komme ich dann sehr müde, aber mit der angenehmen Gewißheit nach Hause, daß die Menschheit aus Fleisch und Blut besteht, und daß ich selbst kein Traum bin.

Um von meinem Haus nach New York zu kommen, muß ich eine der großen Brücken überschreiten, welche Manhattan und Long Island verbinden. Die älteste und interessanteste ist die Brooklyn-Brücke, welche mein Freund, Hauptmann Roebling, gebaut hat, aber meist benutze ich die Queensborough-Brücke. Wie oft ist mir Manhattan beschrieben worden von diesen Brücken aus! Man erzählt mir, daß es morgens am schönsten ist und bei Sonnenuntergang, wenn die Wolkenkratzer wie Feenpaläste aussehen und ihre Millionen Fenster in rosigem Dunste schimmern.

Dann habe ich das Empfinden, daß nicht alle Poesie in Büchern eingefangen ist, sondern viel davon in großen Unternehmungen und kühnen Versuchen steht,

in welche der Mensch seine Träume, seine Gefühle, seine Philosophie hineingießt, manchmal vielleicht ungeschickt und ungeheuerlich, aber selbst dann großartig und voller Kühnheit. New York hat einen besonderen Reiz für mich, wenn Nebel es einhüllt. Dann benimmt es sich fast wie ein blinder Mensch. Das Fährboot sucht sich vorsichtig seinen Weg durch den Flußverkehr, sein Horn warnt unaufhörlich und es hält manchmal an, umgeben von drohenden, unsichtbaren Schiffen und Gefahren, wie ein Blinder an einem belebten Übergang.

Ein unvergeßliches Erlebnis ist mir eine Rundfahrt um New York mit dem Schiff. Sie dauerte den ganzen Tag. Vier Gefährten, welche das Fingeralphabet beherrschten, begleiteten mich. Meine Lehrerin, meine Schwester, meine Nichte und Herr Holmes. Es ist erstaunlich, welch große Anzahl von Menschen auf dem Wasser lebt; jemand hat sie Wasserzigeuner genannt. Ganze Flotten von Schiffen sind ihr Heim, mit Blumenkisten und hellfarbigen Sonnensegeln. Es ist drollig, wie viele dieser plumpen, schwerbeweglichen Dinger wohlklingende weibliche Namen haben: Bella, Flora, Rosalinde, Perle der Tiefe! Die Bewohner gehen ihrer häuslichen Arbeit nach, kochen, nähen, waschen und führen Unterhaltungen von einem Schiff zum andern, eine Flut von Gerüchen steigt auf, welche meiner Seele gleichsam Augen verleihen. Kinder und Hunde spielen auf dem

winzigen Verdeck und jagen einander ins Wasser, mit dem sie vollkommen vertraut sind. Die Wasserkinder haben auch erstaunliche Waren-, Schiffahrts- und Länderkenntnisse, denn sie kommen aus allen Gegenden der Erde. Es war eine Fahrt voller Kontraste, den Hudson hinauf, zwischen grünen Hügeln, vorüber an den stattlichen Häusern der Riverside, durch die engen Kanäle, die Manhattan vom Festland trennen, über Harlem und East River vorbei an Welfare Island, wo eine große moderne Stadt ihre menschlichen Pfleglinge beherbergt, durch den Schmutz der Docks, wo die Hafenarbeiter die Ladungen löschen und der Lärm und Verkehr betäubend sind, zurück zum Hafen, wo im Mondlicht die Wasserzigeuner jetzt schlummern und ein Gefühl von Frieden die müden Nerven beruhigt.

Wenn ich den Broadway hinuntergehe, scheinen die Menschen, die mich streifen, immer einem Ziel entgegenzueilen, das sie nie erreichen. Ihre Bewegungen sind hastig, sie rennen beinahe, jeder nur von seiner Mission erfüllt, in endlosen Reihen gehen sie vorüber, tragisch, lächerlich und lustig. Ich frage mich, was sie wohl vorhaben und zerbreche mir den Kopf, aber ich kann es nicht finden. Werden sie ans Ziel kommen? Wird sie jemand dort erwarten? Der Vorbeimarsch hört nicht auf. Ihre Füße haben Löcher in das Pflaster getreten, neben mir stolpert ein blinder Mann, den eine kleine Frau zu führen sucht, seine

große Hand umklammert ihren Arm . . . wohin gehen sie? Wie Figuren aus einem sinnlosen Schaustück ziehen sie vorüber. Da kommen junge Mädchen, sie haben Jugend, Schönheit, Liebe, sie lachen, schauen in Läden, auf die Lichtsignale, ihre Füße gehen im Takt ihrer Herzen! Sie haben gewiß ein liebliches Ziel, ich denke, ich würde sie gerne begleiten! — Zitternd stehe ich an der Untergrundbahn, den Erschütterungen und Schwingungen rasender Energie ganz hingegeben. Furchtsam berühre ich die Stahlmasten, die dröhnen vom Donner der durchfahrenden Züge, die wie Geschosse an mir vorübersausen. Unbeweglich festgewurzelt stehe ich, meine Glieder sind gelähmt und gehorchen meinem Willen nicht, der sie zur Eile anspannen will, um einen haltenden Zug zu erreichen. Vor meiner Seele steht alles, was diese Eile mit sich bringt: Zusammenstöße, zertrümmerte Wagen, ausströmender Dampf, Brände — Tausende rasender Motoren — überfahrene Kinder — fliegende Helden, stürzend, sterbend — alles aus seltsamer unbefriedigter Sucht nach Schnelligkeit. Ein anderer Zug tobt herein wie ein Orkan, die Menge drängt mich, ich muß mit hinein in den dunklen Schlund voll schrecklicher Gefahren und Möglichkeiten. Nach einigen Minuten stehe ich, immer noch zitternd, wieder auf der Straße.

Nach dem Tumult der Stadt kehre ich mit Freuden in meinen kleinen Garten zurück. Er ist ein bescheidenes ländliches Fleckchen Erde, eine grüne Laube,

einer meiner Freunde sagt, mehr ein Nest als ein Garten, weil er so eingeschlossen ist von allen Seiten. Und doch reicht er bis zu den Sternen. Für mich ist er eine Zuflucht aus dem Treiben der Welt, ein Ort, wo ich meinen Gedanken nachhängen kann, ein friedlicher Aufenthalt für Vögel, Bienen und Schmetterlinge, in den ich in unglücklichen Stunden flüchte und meine heimlichen Sünden bereue. Es ist einerlei, zu welcher Zeit ich meinen Garten betrete, sei's am frühen Morgen, wenn das erste Blätterrauschen die Vögel weckt und die goldenen Sonnenstrahlen den Tau von den schlafenden Blumen trinken, sei's am Mittag, wenn alles in voller Pracht steht, sei's in der Stille des Abends, wenn Schatten über den Weg fallen und das Wehen von unsichtbaren Flügeln zu spüren ist, immer erfüllt mich unendliche Freude, und mein Herz ist dem Schöpfer dankbar, welcher dieses kleine Plätzchen für mich geschaffen hat und die Blumen zu meinem Troste wachsen läßt.

Bei jeder Witterung genieße ich meinen Garten und selbst der Winter hat seinen besonderen Reiz. Wenn ich mich rasch bewege, fällt der Schnee von den Zweigen und überschüttet mich. Alle Augenblicke ziehe ich meine Handschuhe aus, um die Eiszapfen an Bäumen und Büschen zu fühlen, wunderbare Gebilde, welche Gott mit seinem Windhammer und Frostsichel geschaffen hat.

Gewöhnlich finde ich den grünen Kreis meiner

Bäume ohne die geringste Schwierigkeit, aber wenn der Schnee hoch liegt, sind alle Merkmale für meine Füße verschwunden, und ich gehe ganz in die Irre. Aber das gibt nur ein lustiges Suchen und Tasten, bis ich an meine Hecke stoße, die mich sicher herausführt.

Wenn der Juni herankommt, erwacht in mir der Wunsch, jegliche Arbeit liegen zu lassen und mich den Schönheiten der Natur hinzugeben. Dann ist zwischen meinen Tannen ein unaussprechliches Duftmeer von Gras und Flieder und Lorbeer. Überall sprießen Blumen auf, und Veilchen blühen im schattigen Gras. Ich nenne sie Traumblumen, weil sie immer in meinen Traumgärten stehen — Veilchen und Maiblumen. Über die Mauer klettern Gaisblatt und Glyzinien und strecken ihre Arme aus, mich zu berühren, schönfarbige Irisspeere aus Deutschland und Japan halten Wache um das Sommerhaus. In einer Ecke meines Gartens stehen altmodische Fliederbüsche, ihre Zweige sind schwer von Blüten und duften — niemand hat je Worte gefunden für diesen herzbewegenden Duft.

Vor einigen Jahren beschlossen zwei Rotkehlchen in meinem Perückenbaum zu brüten, der ganz in weißer Blüte stand. Ich ging immer an ihrem Nest vorüber, und sie schienen sich nicht um mich zu kümmern. Ich brachte ihnen Futter und stand oft lange Zeit bewegungslos neben dem Baum mit der Hand auf dem Zweig, der ihr Nest trug, damit sie sich an mich gewöhnten. Manchmal fühlte ich mit Herz-

klopfen, wie die Blätter sich bewegten und der Zweig sich leise senkte. Einmal fühlte ich eine Bewegung ganz nahe und ein paar Tage später berührte eine winzige Kralle meinen Finger. Dann dauerte es nicht mehr lange, bis das Rotkehlchen sich auf meiner Hand niederließ, und unsere Freundschaft war geschlossen.

Gegen Ende des Sommers besuchte mich Elisabeth Garrett und wir unterhielten uns in meinem Zimmer. Plötzlich brach ein Gewitter aus und Regen drang herein, so daß Elisabeth das Fenster schloß. Da vernahm sie einen klagenden Ton und sagte: „Ich glaube, ein Vogel schlägt mit seinen Flügeln gegen den Laden". Es war schwierig, den Rolladen aufzuziehen, aber es gelang uns und schon flatterte mein kleiner Freund in meine ausgestreckte Hand. Er war tropfnaß und vollständig ermattet, aber bald wurde er wieder munter und flog im ganzen Zimmer herum und betrachtete alles ganz genau. Als der Schauer vorüber war, trugen wir ihn zum Fenster, aber er wollte nicht hinausfliegen. Seine scharfen Krallen gruben sich in meine Finger, und er sträubte sich, als wir ihn auf den Sims setzten und kam ins Zimmer zurückgeflattert. Noch einmal wiederholten wir das Manöver und wieder kam er zurück, diesmal mußten wir jemand, der sehend ist, herbeiholen, denn er hatte sich unter einem Kissen versteckt. Unentschlossen hüpfte er noch eine Zeitlang aus und ein, bis er endlich die

Flügel ausbreitete und in die frischgewaschene Luft hinaussegelte. Darnach kam er nie wieder auf meinen Perückenbaum oder meine Hand zurück.

Wenn meine Seele gequält wird von Gedanken über den Jammer der Menschheit, beruhigt es mich unter meinen Tannen zu wandeln. Wie nach einem Nachtfrost eine Blume das Köpfchen hebt und neuen Mut faßt, so wird mir dann. Und immer höre ich den Gesang der Wurzeln unter der Erde, die getrost im Dunkel ihre Arbeit tun. Sie dürfen die Schönheit, die sie schaffen, nicht schauen, verborgen in der Finsternis bringen sie Blumen des Lichtes hervor! Klein sind sie und verachtet, aber wie mächtig ist ihre Kraft in Pflanze und Baum! Ich liebe sie nicht weniger als Blatt und Blume, trotzdem ich sie nicht pflücken kann.

Wenn ich zwischen meinen grünen Gartenwänden wandle, weht der Wind mir Regentropfen ins Gesicht. Er kommt von fernen Küsten und trägt Erinnerungen auf seinen Flügeln und wispert: Heimat! Süden! Mutter! Vater! Mein Herz tastet in der Dunkelheit nach geliebten Händen, welche mich vor langer Zeit liebkosten und meine unsicheren Schritte leiteten. Worte, mit winzigen, zögernden Fingerchen in meine Hand buchstabiert, entlocken mir ein Lächeln. Es ist, als fühlte ich meine kleine Schwester, die an mein Knie lehnt. Die warmen Winde von Alamba umwehen mich, mein Bruder Philipps lispelt mit seinen Kinderlippen: „Bitte, Helen, spiel Pferdchen

mit mir!" So viele Jahre schon sind vergangen und doch, wie lebendig ist die Erinnerung an die Lippen, die meine Wange küßten, und die Hände, welche mir Veilchen und die ersten reifen Beeren brachten. Oh! Jugendtage in Jasmin und Rosenduft, voll Lust und Spiel und Lachen! Oh! du Südwind, wandre weiter in der Nacht, du zerreißt mir das Herz in der Brust mit deinem Seufzen über den Abgrund von Zeit und Raum!

Wir alle brauchen von Zeit zu Zeit ein Ausruhen und Alleinsein in der schönen Natur. Vor einigen Jahren brachte ich mein Gewissen zum Schweigen, ließ alles liegen und stehen und ging für zwei Monate auf eine Tour. Frau Macy und Edna Porter begleiteten mich. Unser Auto wurde mit einem Zelt, einem kleinen Herd, einer Eismaschine beladen und auch meine Hündin Sieglinde nicht vergessen, die den Handwerksburschen Schrecken einjagen sollte. Einer unserer Lagerplätze war auf einer Wiese, wo ein Bach vorüberspradelte. Am Morgen weckten uns Kühe, welche neugierig unsere Habseligkeiten berochen. Ich streichelte ihr glattes Fell und die feuchten Schnauzen und wenn sie etwas dagegen hatten, so ließen sie's jedenfalls nicht merken. Ein andrer schöner Platz war ein Tannenwald beim Lake Champlain. Eine Nacht schlugen wir unser Zelt auf einer großen Heuwiese in Montreal auf, welche wir nachher Sturmwiese tauften, weil gerade, nachdem wir's uns behaglich gemacht

hatten, ein Gewitter losbrach. Als wir am Kennebec-fluß ankamen, wurden eben Stämme geflößt. Um einen Begriff zu bekommen, wie die Strömung war, stieg ich ins Wasser und klammerte mich an die Felsen, um den Balken zu entgehen. Die Strömung warf mich herum wie ein Blatt, aber ich konnte einige Stämme berühren, die vorüber schossen, und das Gefühl der Gefahr war berauschend.

In New Hampshire übernachteten wir auf dem Gipfel eines Berges, weil den andern die Aussicht so gut gefiel. Aber noch ehe die Nacht zu Ende war, hatten wir erkannt, daß eine schöne Landschaft nicht immer ein gutes Lager abgibt. Ein schrecklicher Sturm erhob sich und versuchte in einzelnen unregelmäßigen Stößen unser Zelt in Fetzen zu reißen. Schließlich hob er es in die Höhe und hätte es entführt, wenn wir uns nicht der Stricke bemächtigt und sie mit aller Kraft festgehalten hätten. Sieglinde heulte mit den Winden um die Wette, und wir waren froh, als der Tag anbrach und wir ausrücken konnten. Als wir einen geschützten Platz fanden, kochten wir uns einen guten Kaffee, ruhten ein wenig und zogen dann weiter.

Der schönste Lagerplatz aber war im Herzen der Adirondacks, wo der Schatten so dicht war, daß Mittag wie Nacht erschien. Wir schliefen auf einem Bett von Tannennadeln neben einem Holzfeuer, welches die ganze Nacht fortbrannte.

Die Leute wundern sich oft, daß mir eine solche Tour Spaß macht, aber Gott hat viele seiner Werke in Blindenschrift geschrieben. Die süßen Stimmen der Natur dringen zu mir auf anderen Wegen als durch Augen und Ohren. Wenn ich im Wald bin, fühle ich oft die kleinen Geschöpfe, die auf Blättern und in Büschen leben, ich liebe es, schmalen Wegen nachzugehen, die nach Feuchtigkeit und Moos duften, über Höhen zu wandern und durch Schluchten, wo die Bäume so nahe beisammen stehen, daß ich mich durchzwängen muß. Ich liebe es, auf einer zitternden Holzbrücke zu stehen, unter der ein Bach dahinschießt, in dem Forellen spielen.

Wenn ich auf einem umgestürzten Baumstamm sitze, so still, daß die scheuen Waldbewohner ganz vergessen, daß es unklug sein könnte, mir auf die Zehen zu treten, „höre" ich Myriaden von Geräuschen — Blätterrauschen, Gräserwispern und das Knacken der Zweige — alles das höre ich, und habe kein Gehör.

Gedanken, die mir den Schlummer rauben

Ich habe meine sozialen Kenntnisse aus erster Hand — Kinderelend, das furchtbarste aller sozialen Übel — Die russische Revolution — Lenins Saat — Ich glaube an die Jugend — William Penn und die Indianer — Walt Whitman spricht — Mein Glaubensbekenntnis

Ich habe schon erwähnt, daß die Menschen sich nicht dafür interessieren, was ich über Dinge denke, die nicht mich selbst betreffen, aber es gibt Gebiete, die mir tiefste Herzenssache sind, und dies Buch wäre keine ehrliche Lebensbeschreibung, wenn ich sie verschwiege. Ich weiß, daß ich leicht zu lehrhaft werde, wenn ich an einer Sache sehr beteiligt bin, weiß auch, daß es ein Vorteil wäre, Mißbilligung in liebenswürdige Form kleiden zu können. Wenn ich meine Urteile so geschickt formulieren könnte, daß der Leser bei jedem Tadel sich selbst ausgenommen fühlen würde, und so sich über etwaige Treffer herzhaft freuen könnte, würde dieses Kapitel lieber gelesen. Während sie sich freuen, beschließen sie doch gewiß in ihrem Innern, anders zu werden als „diese andern", die am Pranger stehen. Aber ich verstehe mich nicht auf leichten Spott. Ich will nichts für mich selbst, denn ich gehöre nicht zu den Opfern ungerechter Gesetze. Der Kampf, den ich zu bestehen hatte, ist nicht schlimmer, ist tatsächlich nicht so vernichtend, wie der vieler Frauen und Männer, welche sich vor wirtschaftliche Schwierigkeiten gestellt sehen, die sie nicht zu überwinden imstande sind.

Wenn ich mir die Welt ansehe, scheint mir die Gesellschaft in zwei große Lager geteilt und in ein Wirtschaftsleben hinein gestellt, das selbstsüchtig und vernichtend ist und dadurch die besseren Instinkte der Menschen unterdrückt, während die schlechten Triebe gestärkt und geschützt werden. Meine Kenntnisse der Verhältnisse beziehe ich nicht aus zweiter Hand, ich habe Fabrikstädte in Massachussets, Georgia, Carolina, Alabama, Rhode Island und New Jersey besucht, ebenso Minenstädte in Pennsylvanien, Utah, Alamba, Tennessee, West Virginia unsd Colorado. Ich war in Gießereien, als die Arbeiter streikten. Ich war in Hafenstädten, als die Arbeiter streikten. Ich war in New York, als die Lastträger streikten. Ich war im New Yorker Zentralbahnhof, als die Bahnarbeiter streikten und Steine durch die Fenster flogen. Ich habe in Versammlungen gesprochen, wo die Gefühle so aufgewühlt waren durch den Konflikt zwischen Kapital und Arbeit, daß, als darüber Fragen an mich gestellt wurden, der eine Teil der Zuhörer zu zischen anfing, und der Manager heraufkam und mich bat, nicht zu antworten.

Ich bin durch häßliche dunkle Straßen gewandert mit zahllosen Kindern, deren schmutzige Gesichtchen einen alten Ausdruck haben. Viele sind krank an Leib oder Seele oder an beiden.

In ganz Amerika gibt es eine Unzahl kleiner Kinder, welche den größten Teil des Tages in muffigen

überfüllten Räumen verbringen müssen, wo sie von alten Leuten oder Kindern, welche kaum älter sind als sie selbst, beaufsichtigt werden, während die Eltern in Fabriken oder im Haushalt fremder Leute arbeiten. Dies scheint mir die beklagenswerteste Tragödie unseres modernen Lebens. Die erste und letzte Pflicht einer Nation ist, für das Wohl ihrer Kinder zu sorgen. Kein Volk kann gedeihen, dessen Kinder im Kampf mit dem Siechtum liegen; kein Volk kann verderben, dessen Kinder gesund und fröhlich heranwachsen. Diese Kinder, welche weder Gesundheit noch Freude kennen, in übelriechenden sonnenlosen Wohnungen aufwachsen und vom Hunger vorzeitig in Bonbonsfabriken, Spinnereien und Minen getrieben werden, — diese Kinder, welche an Leib und Seele verkümmert und verkrüppelt sind, sind keine richtigen Bürger für eine Republik. Sie sind eine Gefahr und ein Vorwurf zugleich.

Wir schließen unsere Tore für die Kinder aus Europas Gassen. Unser Einwanderungsgesetz läßt niemand herein, der krank und elend ist, aber eine merkwürdige Änderung der Gesinnung vollzieht sich, wenn Mütter sich wehren wollen gegen eine andere viel verhängnisvollere Einwanderung. Jeder, der die Kinder auf eine Zahl beschränken will, welche die Eltern gesund und richtig erziehen könnten, wird als Gesetzesübertreter gebrandmarkt. Es ist nicht verboten, kranke Kinder in die Welt zu setzen, die in seelenmordendem Elend aufwachsen müssen, aber es

ist verbrecherisch von einem Arzt, eine Mutter über die Geburtenkontrolle aufzuklären. Es ist ein sonderbares unlogisches Gesetz, das ein Verbrechen daraus macht, Empfängnis zu verhüten und doch unfähig ist, anständige Lebensbedingungen für die Massen kleiner Kinder zu schaffen, welche in die Welt hereinpurzeln.

Oh! Amerika, du Geliebte meines Herzens! Das schlimmste, was man über dich wird sagen können, ist dies: Du nahmst kleine Kinder aus ihrer Wiege, weg von Sonne und taubenetztem Gras, von Spiel und kindlicher Lust und sperrtest sie hinter Mauern aus Stein und Eisen und ließest sie da für ihr tägliches Brot arbeiten. Für ihren Seelenhunger gabst du ihnen Steine und für ihre Arbeit füllte st du ihre Hände mit Abfall!

Ich liebe mein Land wie meine eigene Familie; beide habe ich nicht selbst gewählt, aber ich bin das Kind meines Landes, wie das meiner südlichen Eltern. Was ich bin, danke ich ihm. Es hat den Geist gezeugt, welcher meine Erziehung ermöglicht hat. Weder Griechenland noch Rom, noch der ganze Orient, weder Deutschland, noch England hätten für ein taubblindes Kind die Hingabe und Geschicklichkeit und die Mittel aufgebracht, wie Amerika für mich.

Aber meine Liebe ist nicht blind; vielleicht sehe ich die Fehler meines Landes so deutlich, weil ich es so sehr liebe. Ich kenne auch nur zu gut meine eigenen Fehler. Es ist leicht einzusehen, daß die alten Lebens-

formen ausgedient haben, daß neue gefunden werden müssen, aber selbst wenn man sich dazu entschlossen hat, den alten Weg zu verlassen, ist es schwer einen stetigen Kurs einzuhalten.

Eine der schmerzlichen Folgen des Festhaltens am eigenen Kurs, wenn er nicht populär ist, ist die Entfremdung, die es unter Freunden hervorruft. Es ist nicht angenehm zu erleben, daß Freunde, welche uns geliebt haben, nichts mehr mit uns zu tun haben wollen. Man sagt trotzig: „Das ist mir einerlei! Ich kann gut ohne ihre Freundschaft leben", aber es ist nicht wahr, es kostet viel Herzweh.

Wir sind alle kompliziert! Ach! ich wünsche oft, ich wäre ein einheitliches Geschöpf — weise, beständig und liebevoll — das sein Leben harmonisch verlebt. Aber ich sehe immer wieder, daß es keinen Wert hat, die verschiedenen Seiten meines Wesens verbergen zu wollen. Kein Wunder, daß ich zurückbebte davor, dieses Buch zu schreiben!

Ich kann mich selbst nicht ergründen. Ich quäle mich mit Fragen, die ich nicht beantworten kann. Mein Herz schmerzt, wenn ich erwartete, es werde jauchzen, Tränen entströmen meinen Augen, während meine Lippen sich zum Lächeln formten. Ich predige Liebe, Brüderlichkeit und Frieden, aber ich sehe, daß ich Feindschaft empfinden, das Schwert gebrauchen und mich zum Kampf bereiten kann. Ich bin wie Paulus, wenn er spricht: „Denn ich habe Lust an

Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte."

So behaupte auch ich, daß jede ehrliche Überzeugung Achtung finden müsse und empöre mich doch über die, welche die Herrschaft des Goldes verteidigen. Ich habe die feste Überzeugung, daß Liebe alles zum Besten wenden wird und fühle doch mit den Unterdrückten, die ihre Rechte mit Gewalt erkämpfen wollen.

Deshalb verfolge ich das große Experiment, das jetzt in Rußland versucht wird, mit solcher Spannung. Keine Revolution war je ein plötzlicher Ausbruch von Gesetzlosigkeit und Zerstörungswut, verursacht von einer wilden Bande von Verbrechern, Anarchisten und Verführern. Die Menschen entschließen sich zu einem Aufstand nur, wenn alle andern Mittel versagt haben. Wenn wir zurückschauen auf diese mächtigen Umstürze, welche plötzlich aus finsteren Tiefen heraufbrechen, finden wir, daß sie durch viele kleine Quellen gespeist wurden, welche aus Unzufriedenheit und Bedrückung, Jammer und Elend des Volkes fließen.

Die russische Revolution wurde nicht von Lenin hervorgerufen, sie hatte jahrhundertelang in den Träumen russischer Mystiker und Patrioten gelebt, aber als Lenins Leichnam im Kreml aufgebahrt lag, weinte und betete das ganze Rußland. Die Feinde der Freiheit faßten neue Hoffnung, aber der Geist

Lenins senkte sich wie feurige Zungen auf die erschütterte Menge herab, und sie fürchteten sich nicht und sprachen zueinander: Wir wollen ihm nicht mit zitternden Herzen folgen, sondern mutig die Aufgabe übernehmen, die er uns hinterlassen hat. Wo unsere Augen nur Vernichtung sehen konnten, schaute er die Straße, die zu unserer Befreiung führen wird. Wenn wir treu ausharren, wird die Welt durch uns zu mutigen Taten erstarken.

Mir scheint, die Saat, die Lenin gesät hat, wird aufgehen, und wird der Menschheit ein neues Leben bringen und unter Sturm und Donner werden mächtige Saaten heranreifen. Es ist nicht möglich für die Zivilisation, rückwärts zu fluten, während es noch Jugend auf Erden gibt. Durch alle Zeiten hat sie im Kampf mit den bösen Mächten: Armut, Elend, Unwissenheit, Krieg und Sklaverei ständig Boden gewonnen. Deshalb muß ich mich zu der Jugend bekennen, trotz aller Fehler, die sie haben und begehen mag. Durch sie wird die Rettung kommen.

Aber die Menschheit ist nicht schnell bereit, neue Ideen aufzunehmen, und wir dürfen uns nicht entmutigen lassen, wenn der Aufstieg langsam von statten geht und unsere Aufgaben schwere sind. Wir wollen nicht um Aufgaben bitten, die unseren Kräften entsprechen, sondern um Kräfte, die unseren Aufgaben gewachsen sind. Denn der Mensch ist unbesiegbar, wenn er um Menschenrechte kämpft.

Der tragische Tod von Sacco und Vanzetti war ein Feuerzeichen für die Freunde der Freiheit, auf der Hut zu sein, denn die Mächte, welche die Schwachen und Ungeschützten vernichten wollen, ruhen nicht. Hin und wieder rüttelten ein Jaurès, ein Liebknecht, ein Debs, ein Rolland, ein Lenin die Seelen einiger Männer und Frauen durch die Gewalt ihrer Worte auf. Der Vorhang des Tempels reißt für einen Augenblick entzwei: Wahrheit, grell wie ein Blitzstrahl, enthüllt das Ungeheuer, das wir aus der Menschheit gemacht haben. Dann schließt sich der Vorhang wieder, und die Welt schläft weiter, manchmal jahrhundertelang, aber nie mehr so tief und behaglich wie zuvor.

Wohl ist das Getöse einer zusammenstürzenden Welt nicht angenehm und diejenigen, welche den Nutzen und die Vorrechte der alten Ordnung genossen, sind begreiflicherweise entsetzt über die mutigen jungen Schöpfer einer neuen Weltordnung, die mit ihren überlebten Heiligtümern aufräumt. Ich hoffe auf die Zeit, in welcher die fürchterlichste dieser alten Erbschaften — der Krieg — so gehaßt werden wird von der Menschheit, wie er jetzt verherrlicht wird. Die Stimme in uns, die so sehnsüchtig nach Frieden verlangt, kann nicht lügen.

„Der große Gott," sagte William Penn in seiner Ansprache an die Indianer, „hat sein Gesetz in unsere Herzen geschrieben, durch welches uns geboten wird, einander zu lieben und zu helfen. Es ist nicht unsere

Gewohnheit, unsere Nebenmenschen zu bekämpfen, deshalb kommen wir unbewaffnet. Unsere Absicht ist nicht, Unrecht zu tun, sondern Gutes zu erweisen. Wir haben uns jetzt auf dem Weg des guten Glaubens und des guten Willens getroffen, so daß keine Seite die andere übervorteilen will, sondern in allem Offenheit, Brüderlichkeit und Liebe herrschen soll."

Wenn die Erfahrungen der andern Kolonien an der atlantischen Küste sich bewahrheiteten, hatten Penn und seine Genossen ihr eigenes Grab gegraben. Jeder richtige Militarist von Massachussets oder Maryland oder Virginia hätte ihnen von den verräterischen Indianern erzählen können, von ihrem Blutdurst, ihren plötzlichen Überfällen mit Tomahawk und Feuerbrand und der Notwendigkeit, bewaffnet zu sein. Aber die Quäker wußten davon nichts, oder wenn sie es wußten, glaubten sie nicht daran und kamen in die Wildnis ohne Schwert oder Gewehr, um eine Stätte brüderlicher Liebe zu gründen. Und es gelang! Während andere Ansiedlungen angegriffen und verbrannt, die Menschen erschlagen oder in Gefangenschaft geschleppt wurden, erfreute sich die kleine pennsylvanische Kolonie ungestörten Friedens und Gedeihens. Die Quäker hatten keine Befestigungen, keine Soldaten, keine Waffen. Sie lebten inmitten eines wilden Volkes, welches wußte, daß sie wehrlos waren und „trotzdem" — oder sollen wir sagen „deshalb" — kannten sie siebzig Jahre lang keinen Krieg.

Bei allen Kämpfen, welche die Indianer mit anderen führten, sagt ein Geschichtschreiber der Quäker, hielten sie die Besitzungen der Quäker heilig. Die Pennkolonie verlor nie einen Mann oder eine Frau oder ein Kind durch die Indianer. Gedeihen und gutes Einvernehmen folgten den Spuren William Penns.

Was ich für Amerika wünsche, drückt eine Stelle in Whitmans Buche so wundervoll aus, daß ich ihn für mich sprechen lasse:

This moment yearning and thoughtful, sitting alone, It seems to me there are other men in other lands, yearning and thoughtful;

It seems to me I can look over and behold them, in Germany, Italy, France, Spain — or, far away, in China, or in Russia, or India — talking other dialects; And it seems to me if I could know those men, I should become attached to them, as I do to men in my own lands;

Oh! I know we should be brethren and lovers I know, I should be happy with them.

Übersetzung:

„Dieser Augenblick, den ich sehnend und sinnend, einsam verbringe, zeigt mir andere Menschen in andern Ländern, sehnend und sinnend —

Daß ich meine, ich sehe sie vor mir in Deutschland, Italien, Frankreich und Spanien — oder weit weg in China, in Rußland und selbst in

Indien und jeder spricht seine eigene Sprache. Und doch will mir scheinen, daß wenn ich sie träfe, ich ebenso fähig wäre, sie zu lieben, wie hier die Menschen in meinem Lande.

Oh! ich weiß, wir würden Brüder und Freunde sein.

Ich weiß, ich würde glücklich mit ihnen."

Ich glaube, daß wir auf Erden nach dem Worte Jesu leben können: „Liebet einander".

Ich glaube, jede Frage zwischen Mensch und Mensch ist eine religiöse Frage und jedes soziale Unrecht ist ein moralisches Unrecht.

Ich glaube, daß das Leben uns geschenkt ist, damit wir uns vervollkommnen in der Liebe, und daß Gott in uns ist, wie die Sonne in der Farbe und dem Duft der Blumen — das Licht in meiner Finsternis, die Stimme in meinem Schweigen.

Ich glaube an Unsterblichkeit, weil ich unsterbliches Verlangen in meiner Seele trage. Ich glaube, daß unser Leben nach dem Tode aus unsern eigenen Wünschen, Gedanken und Taten gewoben ist. Ich glaube, daß ich dann die Sinne besitzen werde, die mir hier mangeln, und daß meine Wohnung dort geschmückt sein wird mit Farben, Harmonien, Blumen und geliebten Gestalten.

Mein Schutzengel

Mein Schicksal ein Aufruf an die Menschen — Meine Lehrerin — Ohne sie wäre ich in Wahrheit blind und taub — Ihre harte Jugend, ihre reichen Gaben und ihr Verzicht auf ein eigenes Leben um meinetwillen — Die Geschichte meiner Erziehung ihre Lebensgeschichte

Ich habe das letzte Wort der Geschichte meines Lebens geschrieben und lasse meine müden Hände von der Schreibmaschine sinken. Ich bin frei! Mein Lebensweg liegt vor mir, erhellt von der Liebe zahlloser Freunde. Ich denke nicht nur an die Lebenden, ich denke auch an jene, welche lange hinübergegangen sind in das Land der Toten. Und auch meine Bücher rechne ich dazu, die mir unzählige schöne Stunden und die reinsten Freuden geschenkt haben. Eine weit größere Begabung als die meine würde dazu gehören, auch nur annähernd das vielfarbige Licht zu beschreiben, das meinem Leben Schönheit und Sinn verlieh, aber über Raum und Zeit hinweg grüße ich alle, welche mich damit beschenkt haben, mit den besten Wünschen und herzinniger Dankbarkeit.

Meine Lebensbeschreibung ist kein bedeutendes Werk. Der Wert, welchen sie haben mag, liegt nicht in meiner Geschicklichkeit als Schriftstellerin noch in der Spannung, welche die Geschehnisse hervorrufen, sondern allein darin, daß Gott mein Schicksal dazu benützte, die Herzen der Menschen zu erschüttern, so daß sie sich aufmachten, den Tauben und Blinden Hilfe zu bringen. Er hat mich zum Fürsprecher ge-

macht für die, deren Lippen gleich den meinen versiegelt waren, und durch meine Hände und Füße ist den Gelähmten und Hilflosen Unterstützung geworden. Und weil ich dies — gefangen wie ich war in großer Finsternis und tiefem Schweigen — nicht allein vollbringen konnte, hat Er mir einen Befreier und Schutzengel gesandt — Anne Sullivan, meine Lehrerin.

Ich bin oft gefragt worden, was ich ohne sie anfangen würde. Ich lächle dann und antworte getrost: „Gott hat sie mir gesandt. Seine Liebe wird die Lücke nicht leer lassen". Aber tiefes Entsetzen erfaßt mich, wenn ich wirklich versuche, mich in diese Möglichkeit hineinzudenken. Mit bangem Herzen schaue ich in die Zukunft. Hoffnung verhüllt ihr Antlitz, Schrecken und Furcht erfüllen mich, und ich bitte Gott um Kraft, denn ich wäre in Wahrheit blind und taub, wenn sie von mir ginge.

Mein größter Festtag im Jahreslauf ist der 4. März, an welchem sie zu mir kam. Sie war ein junges Mädchen und stand ganz allein. Sie war blind gewesen von Kindheit an und erst vor kurzem war ihr das Augenlicht teilweise geschenkt worden. Ihre neue Umgebung war ihr fremd und ungewohnt, ihre Freunde weit von ihr getrennt, unser Städtchen vom Bürgerkrieg fast zerstört. Behindert durch ihr mangelhaftes Sehen, nur mit einem tapferen Herzen und einer außergewöhnlichen Seele ausgestattet und einzig von Dr. Howes Berichten über seine Erziehung Laura

Bridgmans geleitet, ohne Rat und Hilfe oder vorherige Erfahrung unternahm sie es, sich an eines der schwierigsten Probleme auf dem ganzen Gebiet der Erziehung zu wagen.

Sie war klug genug, einzusehen, daß ihre Ausbildung Lücken und Unzulänglichkeiten aufwies. Vielleicht brachte sie deshalb so viel Frische mit in ihre Arbeit. Sie war eine entzückende Gefährtin, welche alle meine Errungenschaften mit der Freude eines Mitentdeckers verfolgte, und neben diesem jugendlichen Interesse besaß sie einen heiteren Takt und eine Findigkeit, mir zu erklären, was ich nicht verstand. Und in jenen Tagen gab es kaum etwas in der Welt, das ich verstand. Vor allem aber liebte sie mich.

Sie war bestrebt, mich auf jede Weise mit der Welt in Berührung zu bringen. Sie machte mich mit vielen Menschen bekannt und ermöglichte mir, mich selbst mit ihnen zu unterhalten. Während der vier Jahre, die ich in Radcliffe College zubrachte, saß sie jeden Tag neben mir in der Klasse und buchstabierte mir mit ihrer geschickten Hand die Vorlesungen Wort für Wort. Sie las mir eine Menge Bücher in Französisch, Deutsch, Englisch, Lateinisch, Griechisch, in Philosophie, Geschichte, Literatur und Volkswirtschaft auf dieselbe Weise vor — und sie hat nie aufgehört, mir Tag für Tag, durch alle die Jahre, die besten Gedanken und neuesten Entdeckungen der Menschheit nahe zu bringen. Trotz der ernsten Warnungen

verschiedener Augenärzte hat sie um meinetwillen stets ihre Augen überanstrengt, so daß sie jetzt nur noch mit einem besonders scharfen Glas lesen kann, welches ihr Dr. Konrad Berens verschrieb. Er half uns, ihr erlöschendes Augenlicht erhalten, solange dies Buch entstand, damit sie mir die maschinengeschriebenen Seiten vorlesen und so den Strom meiner Gedanken in den geplanten Grenzen halten konnte.

Ich denke oft, wie wohl mein Leben sich gestaltet hätte, wenn sie nicht gekommen wäre. Kein anderer Mensch hätte ihre Stelle einnehmen können, und ich fühle, daß es kein Zufall ist, daß sie meine Lehrerin wurde. Ihre Kindheit verlebte sie unter so harten Entbehrungen, daß sie von frühester Jugend an um ihr Leben kämpfen mußte oder umkommen. Wellington sagte, daß die Schlacht von Waterloo auf den Eriquetfeldern Englands gewonnen wurde. So wurde der Grund für meine Erziehung in der traurigen Kindheit meiner Lehrerin gelegt, denn sie verstand die Leere in meiner Seele, weil sie selbst keine Freuden genossen hatte. Wenn ich denke, wie oft ich sie durch mangelhaftes Arbeiten in ihren Erwartungen enttäuscht habe, kann ich nicht begreifen, was sie an mich fesselte, so daß sie die ganzen Jahre bei mir ausharrte.

Sie hätte ihr eigenes Leben leben können und hatte mehr Aussicht, glücklich zu werden als die meisten Frauen. Ihr kühnes, klares Denken und die Macht ihrer selbstlosen Seele hätten sie sicher zu einer Füh-

rerin in der heutigen Frauenbewegung gemacht, denn sie besaß Originalität und eine seltene Darstellungskunst im Schreiben. Aber sie hat sich alle Wege selbst verbaut und alles zurückgewiesen, was sie von mir getrennt hätte. Sie ist glücklich in ihrer Verborgenheit, wo ihr Leben in dem meinen aufgeht, und erklärt, die Geschichte meiner Erziehung sei ihre Lebensgeschichte. Sie hat mir ihre schönsten Jahre geopfert und opfert sich Tag für Tag von neuem. Vieles, was sie mir schenkte, kann nicht beschrieben und nicht erklärt werden. Durch die belebende Macht ihrer Liebe hat sie meine Fähigkeiten geweckt und erweitert, meine guten Anlagen fruchtbar und meinen Helferwillen größer gemacht. Langsam und mühevoll hat sie aus meiner Schwäche und Hilflosigkeit mein Leben aufgebaut. Niemand weiß besser als wir beide, wie wenig es dem entspricht, was wir davon erhofften; aber so wie es ist, hat sie es geschaffen.

Als sie die geschlossenen Tore meines Wesens aufstieß, bebte mein Herz vor Freude und meine Füße fühlten das Wogen des weiten brausenden Lebensstromes. Glückseligkeit überflutete meine Seele, wie das Licht der Sonne die Erde überflutet, und ich streckte verlangend meine Hände aus, dem Leben entgegen.

Schluß

Der Verlag bringt zur Kenntnis der Leser, daß Helen Keller trotz ihrer unsicheren materiellen Lebenslage und der ihrer Lehrerin die Honorar-Einkünfte aus der deutschen Ausgabe auch dieses neuen Buches den deutschen Kriegsblinden, diesen vorwiegend, des weiteren auch den Tauben und Stummen stiftete, wie sie es schon bei ihren vorausgegangenen Büchern getan hat. Die Verwaltung der Stiftung ruht in den Händen ihres deutschen Verlegers.

Lutz' Memoiren-Bibliothek

Helen Keller
Die Geschichte meines Lebens

Große Ausgabe Leinen RM. 8.— 62. Auflage
Billige Volksausgabe Leinen RM. 4.50 5. Auflage

Mark Twain: „Die größten Wunder des 19. Jahrhunderts sind Napoleon und Helen Keller."

Ludwig Fulda: „Helen Kellers Bildungsgeschichte ist eines der großartigsten psychologischen und pädagogischen Phänomene unserer Zeit."

Fritz Lienhard: „Eine Leidens- aber auch Siegesgeschichte: kein niederdrückendes, sondern ein erhebendes Schauspiel."

Hamburger Fremdenblatt: „Die Niederschrift ist eine der größten Taten auf dem Gebiete der menschlichen Liebe. Eine Urkunde für die Tatkraft des Menschen für alle Zeiten."

Berliner Morgenpost: „Das Buch der Glückseligkeit; lieblicher als ein idyllisches Märchen, spannender als ein packender Roman, lehrreicher als manche pädagogische Enzyklopädie."

* *
*

Eine Fortsetzung zu Helen Keller's Lebensgeschichte:

Helen Keller's „Briefe meiner Werdezeit"

Vorzugspreis RM. 4.50 anstatt RM. 6.— in Ganzleinen gebunden. Auf diese Vorzugspreise haben nur die Bezieher oder Besitzer von Helen Keller's Lebensgeschichte Anspruch. Man wolle der Buchhandlung eine entsprechende Erklärung abgeben.

Robert Lutz Nachfolger Otto Schramm Stuttgart

LUTZ'
MEMOIREN-BIBLIOTHEK

umfaßt jetzt rund neunzig Bände. Eine unendliche Fülle von Lebensdokumenten hat hier der Verlag von Robert Lutz in Stuttgart vereinigt, eine Masse von geschichtlichem und kulturgeschichtlichem Material aus erster Hand, und zwar in einer Form, die dem Unterhaltungsbedürfnis des Lesers Rechnung trägt. Die Auswahl der einzelnen Werke geschah stets unter dem Gesichtspunkte von Goethes „vollem Menschenleben" das immer fesselt, wo man es auch anpacken mag. Um nur einige wenige Verfasser zu nennen: Helen Keller, die Taubstummblinde, Fürst Peter Krapotkin, der Edelanarchist, Erwin Rosen, der sein Leben zu einem Stück modernster Romantik formte, Kurt Faber, der Mann des Fernwehs und der ewigen Sehnsucht über weite Meere und ferne Berge, der Mönch Burcardus, der uns die von Lustgeschrei und Sterbensröcheln erfüllte Welt Alexander Borgias als Augenzeuge schildert, Katharina die Zweite, die mit erstaunlichem Freimut über sich und den russischen Zarenhof berichtet. Schauspieler, Abenteurer, Staatsmänner, Künstler und Lebenskünstler, Soldaten, Frauen und Gelehrte, Glückliche und Unglückliche – alle kommen sie in der Lutz' Memoiren-Bibliothek zu Wort mit ihren packend geschilderten Erlebnissen. Das „volle Menschenleben" in seiner ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit, in Glanz und Elend, sprudelt und sumpft, lacht oder weint, betet, flucht, blüht und verdirbt in diesen Bänden. Das Leben zu zeigen in diesem Kaleidoskop war und ist die Absicht des Herausgebers.

Die Geschichte meines Lebens. Von Helen Keller. Mit 8 Bildern. 61. Auflage

Dasselbe. Volksausgabe. Mit 4 Vollbildern.

Schwäbischer Merkur: Das Buch gehört zu den merkwürdigsten Urkunden des Wissens vom menschlichen Geiste... Es ist eine Fülle geistiger Anregung, die das Buch uns gibt. Es geleitet uns an die Pforte des Tempels, hinter der die tiefsten Geheimnisse des Menschengeistes verschlossen liegen.

Das Pediskript. Aufzeichnungen aus dem Leben eines Armlosen. Von C. H. Unthan. Mit 30 Bildern. 3. Aufl.

Tägliche Rundschau: Es gibt wenige Bücher von solch ethischer Tiefe und derart positiver Lebensbejahung wie dieses „Pediskript" Unthans ... Was uns aber das Buch liebenswert macht, ist die sittliche Abgeklärtheit des Mannes. Nirgends steht er unter dem Niveau der ihn umgebenden Normalmenschen. Ich möchte all den übermütigen, lebensübersatten Tagedieben dieses Buch mit unzerreißbaren Ketten um den Hals binden. Wie bescheiden wird doch jeder Normale angesichts der Lebensbejahung dieses Benachteiligten! Wer dieses Buch gelesen hat, der wird es nie mehr vergessen können. In den schwierigsten Situationen des Lebens wird es ihm ein tröstender Leitstern sein, eine Ermutigung im Verzagen.

Friedrich der Große und sein Hof. Erinnerungen an einen 20jährigen Aufenthalt in Berlin. Von D. Thiébault. 2 Bände. 5. Auflage

Westermanns Monatshefte: So sehen wir in dem zweibändigen Werk den großen Preußenkönig in farbensatter Anschaulichkeit gezeichnet als Soldaten in seinem todesverachtenden Mut, als Menschen in seiner ausgelassenen Laune und als Philosophen in seiner aufgeklärten, innerlich freien Denkweise.

Wider Napoleon! Ein deutsches Reiterleben 1806—1815. Neu herausgegeben von F. M. Kircheisen. 2 Bde. 5. Aufl.

Literarisches Echo, Berlin: Ein Leben im Sattel, ein Buch voll Kriegsabenteuer ... Das sind Bilder von einer Frische und Farbe, die förmlich aus den schwarzen Lettern leuchtet, wie etwa bei der prachtvollen Schilderung der Leipziger Völkerschlacht; das klingt und dröhnt aus den Zeilen wie Regimentsmusik und Kanonenrollen, und wie aus alten Soldatenliedern geht's dazwischen: O weißer Schnee, o grüner Klee, o schöner Soldatentod ... Aber was tiefer und stärker ist als das alles, was dem Buch sein Leitmotiv gibt und es zu geschlossener Form zusammenfaßt, das ist das glühende nationale Empfinden, das es von der ersten bis zur letzten Zeile erfüllt.

(Lulu v. Strauß und Torney.)

Memoiren eines Revolutionärs. Von Peter Krapotkin. Mit Vorwort von Georg Brandes. 2 Bde. 14. Auflage

Dora Schlatter: Das Buch enthält so viele Schlüssel zur revolutionären Bewegung in Rußland, wirft solche helle, klärende Blicke auf die Lage der gesamten politischen und sozialistischen Bestrebungen in ganz Europa und erweitert so erstaunlich kräftig den ganzen geistigen Gesichtskreis, daß es ein rechtes Geldopfer wert ist.

Aus dem Leben eines Wiener Phäaken. Die Memoiren des J. F. Castelli 1781—1862. 2. Auflage

Oesterreichische Volkszeitung, Wien: Alt Wien! Aus dem Dunkel der Vergangenheit tauchen Schatten empor und formen sich zu lieben trauten Bildern. Mozart, Beethoven und Schubert, ein Dreiklang von zauberhafter Schönheit. Ein Strom von Harmonien durchwogte die glückliche Stadt, deren Mauern solche Genien umfassen durfte. Das geistvolle und etwas vergrämte Antlitz Franz Grillparzers wird sichtbar. Die Geister der Komiker des alten Wien, Laroches, Hasenhuts, Korntheuers und nicht zuletzt Ferdinand Raimunds, der auch als Komiker, und zwar am Leopoldstädter Theater, das Publikum hinriß, werden heraufbeschworen.

Von Marengo bis Waterloo. Von Capitaine Coignet. Einführung von Professor Paul Holzhausen. 3. Auflage

Echo der Gegenwart: Das liebe Buch mit seiner erstaunlichen Fülle treu verzeichneter Reminiszenzen wird vielen, denen die hervorragend schöne Kollektion der Lutz'schen Memoirenbibliothek seit Jahren willkommen war, eine neue herzliche Freude bereiten. Die beste Betätigung im Kampf gegen den Bücherschund unserer Tage ist die Unterstützung solcher Verlage, die sich die Herausgabe von Werken wie das vorliegende zum Ziel setzen.

Herzensgeschichten einer baltischen Edelfrau. Von Elise von der Recke. 3. Auflage

Leipziger Illustrierte Zeitung: Unter den Kulturbildern des 18. Jahrhunderts sind diese Aufzeichnungen und Briefe von ungemeinem Interesse, nicht nur, weil sich in ihnen die Weltanschauung des Rokokos und des nachfolgenden Zeitalters der Empfindsamkeit so vorzüglich widerspiegelt, sondern weil sie auch einen überaus fesselnden Einblick in das Leben des kurländischen Adels auf seinen Gütern und in der herzoglichen Residenz Mitau gewähren. Aber daneben enthüllen sie uns auch das Ringen und Streben eines tief empfindenden Frauengemüts. Elisa ist eine typische Repräsentantin der Wertherzeit, eine „schöne Seele". Ihre Herzenserinnerungen lesen sich wie ein empfindsamer Roman. Man muß es darum mit Freude begrüßen, daß Heinrich Conrad diese Erinnerungen und Briefe neu herausgegeben hat. Gerade jetzt, wo das baltische Deutschtum und seine Jahrhunderte alte Kultur im Sterben liegen, wird man diese Dokumente einer glücklicheren Zeit mit reger Teilnahme lesen.

Aus Weimars klassischer und nachklassischer Zeit. Erinnerungen eines weimarischen Hofschauspielers. Von Eduard Genast. 8. Auflage

Hamburger Fremdenblatt: Das Werk ist wie ein Zauberspiegel, in dem die längst schlafen gegangenen Gestalten unserer großen Dichter wieder lebendig werden. Das Erinnerungsbuch sollte seinen Platz in jeder Klassikerbibliothek finden.

Erinnerungen eines alten Lützower Jägers 1795 bis 1819. Von Wenzel Krimer. 2 Bände. 4. Auflage

Dr. Karl Storck im „Türmer": Ein Erinnerungswerk, das sich kühnlich unter die menschlich fesselndsten und eine bedeutsame Zeit aufs wertvollste erhellenden Bücher der gesamten Weltliteratur einreihen läßt. Ich glaube nicht, daß schon jemals in einem geschichtlichen Werke die Art des Lützower Freikorps, seine seltsame Zusammensetzung aus den verschiedenartigsten Elementen, das Treiben in ihm, die eigenartige Kampfweise, dieses ganz tolle und volle Leben, bei dem jeder einzelne stündlich seinen ganzen Mann stehen mußte, so anschaulich und bis in die kleinsten Züge lebendig dargestellt worden ist, wie in dieser Erzählung Krimers.

Vom Ghetto ins Land der Verheißung. Lebensgeschichte einer russischen Jüdin. Von Mary Antin. 3. Aufl.

Neue Freie Presse, Wien: In diesen Schilderungen findet man ein Kolossalgemälde aus dem leidensvollen Dasein der russischen Juden, ein mit Blut geschriebenes Dokument über die tragischen Geschicke ihrer Landsleute ... Als psychologische Studie, als photographische Schilderung des Lebens im russischen Ghetto, als eine Beschreibung der Kämpfe und Hoffnungen russischer Einwanderer in den Slums amerikanischer Städte, endlich als ein packender Roman von überwältigender Wirkung, übertrifft das Buch von Mary Antin alles, was bis jetzt über das russische Ghetto veröffentlicht worden ist.

Der Wiener Kongreß. Nach Aufzeichnungen von Teilnehmern und Mitarbeitern. Herausgegeben von Friedrich Freksa. 2. Auflage

Kölnische Zeitung: ... Die Könige und die Diplomaten, die glänzenden Frauen und die üppigen Abenteurerinnen, die vor hundert Jahren am grünen Tisch, im rauschenden Tanzsaal, im Prater und im lauschigen Winkel nach ererbter Methode listig und genußfroh um Länder und um Seelen schacherten, leben in der Erinnerung der Völker fort als Vertreter einer gärenden Übergangszeit, in der alter Brauch und Mißbrauch mit neuen Gedanken und Gefühlen rang ... Von diesem Treiben vor und hinter den Kulissen des Kongresses, von den prunkvollen Festen und von dem diplomatischen Ringen gibt das Buch eine anschauliche Vorstellung.

Mit Napoleon in Rußland. Von Heinrich v. Roos. Einführung von Professor Paul Holzhausen. 4. Auflage

Neues Wiener Tagblatt: Der Wert dieses Buches liegt in seiner Wahrhaftigkeit, in der schlichten und dabei ungemein lebhaften Schilderung der Vorgänge, die uns so erschüttert und ergreift, als wären hier Erlebnisse von gestern aufgezeichnet. Aus den Einzelbildern aber, die dieses Buch erfüllen, läßt sich ahnen, welche schauerlichen Dinge sich abspielten beim Todeskampf der Riesenarmee.

Magister F. Ch. Laukhards Leben und Schicksale. Deutsche und französische Kultur- und Sittenbilder aus dem 18. Jahrhundert. 2 Bände. 12. Auflage

Julius Hart im „Tag": Wenn wir von Goethe, Schiller und Herder reden, von Kant und Fichte, so dürfen wir von Magister Laukhard nicht schweigen! Er müßte in Erz gegossen auf dem Sockel des Goethe-Schillerdenkmals in Weimar zu den Füßen der Großen sitzen ... Unmittelbarer, vollkommener und besser als es Hunderte und Aberhunderte abstrakte verallgemeinernde wissenschaftliche Darstellungen, Geschichtsphilosophien und Kulturgeschichten vermöchten, führen uns die Ich-Bekenntnisse eines Laukhard hinein in das Leben am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

Mit den Türken gegen Rußland 1877/78. Kriegserlebnisse eines Arztes. Von Dr. Ch. Ryan. 3. Auflage

Hamburger Neueste Nachrichten: .... Beispiele heldenmütigster Aufopferung im Dienste edelster Menschlichkeit, sympathische Züge der Kameradschaft und des Edelmuts gegen den überwundenen Gegner treten uns hier mit dramatischer Lebendigkeit entgegen ... Aber mit diesen spannenden Schilderungen der Kriegsereignisse, mit den glänzenden Malereien des Schlachten- und Lagerlebens, die dem Buch unter den militärischen Schriften einen hervorragenden Rang sichern, sind die Vorzüge desselben keineswegs erschöpft ... Wir empfehlen die Lektüre des auf jeder Seite anziehenden Buches.

Der deutsche Lausbub in Amerika. Von Erwin Rosen. Erster, zweiter, dritter Teil. 61., 51., 45. Auflage

Dasselbe. Volksausgabe. Drei Teile in einem Band. 24. Auflage.

Illustrierte Zeitung, Leipzig: Nun liegt er endlich vor, der von vielen gewiß sehnsüchtig erwartete dritte Teil. Der Leser findet alles bestätigt, was er in den zwei früheren Bänden bereits fand: einen frischen, flotten Erzähler, einen prächtigen Humoristen, einen Stimmungsmaler und einen Lebenskünstler. Auch in diesem neuen Rosen eine Fülle von Eindrücken, eine Kette von Begebenheiten, ein Reigen von sonderbaren Erlebnissen und Abenteuern ... Erwin Rosens „Lausbub" kann neben einem Casanova, Lauzun und Pückler-Muskau recht gut standhalten.

Eine Autobiographie. Von Herbert Spencer. 2 Bde. 2. Auflage

Hamb. Correspondent: Es ist zweifelhaft, ob je ein Denker von schöneren Anlagen unter unserem Volke aufgetreten ist. Wir sind überzeugt, daß die hübsch ausgestattete deutsche Ausgabe auch über den Kreis der eigentlichen Fachinteressenten hinaus eifrige Leser finden wird.

Das Leben des Benvenuto Cellini. 2 Bände. 4. Aufl.

Literar. Echo, Berlin: Die schwierige Aufgabe, eine Übersetzung der Selbst-Biographie Benvenuto Cellinis zu liefern, der man Vorzüge vor der vortrefflichen Goethe'schen Verdeutschung zuerkennen muß, ist von Heinrich Conrad in musterhafter Weise gelöst worden.
Der Bund, Bern: Diese Autobiographie des großen Renaissance-Goldschmieds kann man nun in einer neuen, vorzüglichen und vollständigen deutschen Übersetzung lesen, die in der bestbekannten Memoirenbibliothek des Verlages von Robert Lutz in Stuttgart erschienen ist . . . Die neue Übersetzung des Dr. Heinrich Conrad liest sich entschieden leichter und angenehmer als die Goethesche.

Bekenntnisse eines Arztes. Von W. Weressájew. 9. Auflage

Peter Rosegger im „Heimgarten": Der Verfasser erzählt mit erschütterndem Freimut seine Enttäuschungen, seine Mißerfolge, seine Verzweiflung an der Medizin und — seine Hoffnung auf sie. Das Buch ist eins der ernstesten, redlichsten und nützlichsten Werke, die je geschrieben wurden. Weressájew ist ein ganzer, ein guter und treuer Mensch. Aber er ist auch ein großer Schriftsteller; sein Buch ist glänzend geschrieben.

Ali Pascha, Tyrann von Albanien. Erinnerungen an seine Regierung von Ibrahim Manzour Efendi. 3. Aufl.

Dr. Karl Storck im Türmer: . . . Gleichwohl bleibt es Tatsache, daß dieser Ali Pascha, der es vom Straßenräuber bis zu dem von ganz Europa anerkannten unumschränkten Herrscher von Albanien gebracht hat, eine geschichtlich außerordentlich fesselnde Gestalt ist, und daß diese von einem scharf zusehenden Europäer geschriebenen Erinnerungen ein für alle Zeiten packendes Bild von Land und Leuten entrollen . . .

Ein Opfer der Pompadour. 35 Jahre in Staatsgefangenschaft. Von Masers de Latude. 2. Auflage

Mitteldeutsche Zeitung, Erfurt: Latude hat in seinen Memoiren in einer Weise Rechenschaft abgelegt, daß man das Buch unbedenklich als einen der wertvollsten Beiträge zur Geschichte jenes Despotismus, der die große Revolution zur Folge haben mußte, bezeichnen darf. Wer jetzt aus dem Buche ersieht, welches Unmaß von Willkür, Unterdrückung, Rechtlosigkeit und Beamtenniedertracht die französische Revolution unvermeidlich machte, dem wird unwillkürlich klar werden, mit welcher Frivolität Deutschland revolutioniert wurde.

Im Dienste Napoleons I. Erinnerungen von Graf v. Lavalette. 2 Bände. 2. Auflage

Frankfurter Zeitung: Graf Lavalette ist ein ausgezeichneter Erzähler und guter Stilist. Vor allem der Roman von Lavalettes Verhaftung, Prozeß und endlicher Befreiung, ein Roman des Lebens, reich an Gestalten aus der wahren, wirklichen Welt, ist geradezu hinreißend.

Verlorene Heimat. Jugenderinnerungen aus deutschem Ostland von Karl Hans Strobl. 3. Auflage

Hannoverscher Kurier: Daß Strobl das Zeug zum bedeutenden Gestalter hat, beweisen seine Jugenderinnerungen aus deutschem Ostland: „Verlorene Heimat". Die Kindheitsschilderungen im mährischen Iglau, rings umgeben von größenwahnsinnigen Tschechen, gehört zu dem Schönsten, was man aus deutschen Grenzgebieten lesen kann. Man wünscht dieses Buch Strobls in die Hände, die Köpfe aller deutschen Studenten, aller Grenz- und Auslandsdeutschen; Inlanddeutsche können hier einmal erleben, was es heißt, in ständiger Daseinsnot sein Deutschtum bewähren.

Die Irrfahrten des Daniel Elster. 2 Bände. 4. Aufl.

Frankfurter Zeitung: Memoirenbücher sind jetzt Mode. Vollste Vorsicht ist daher geboten. Die „Irrfahrten des Daniel Elster" muß man aber passieren lassen. Mit gezogenem Hut und salutierendem Degen! Diese Memoiren sind voll Lärm und Streit, voll Klang und Sang, voll Mut und Treue. Der hetzende Rhythmus des Lebens liegt in den zwei umfangreichen Bänden gefesselt, er hallt und schreit aus jeder Zeile, aus jedem Wort, das der kraftvolle Mann niederschrieb, der ein wackerer Lebenskämpfer war. (Walter v. Molo.)

François Bourgognes Kriegserlebnisse 1812. Mit 16 Vollbildern von Faber du Faur und Yvon. 7. Auflage

Westerm. Monatshefte: Diese Schlichtheit und Ehrlichkeit gerade sichert seiner ganzen Darstellung die Glaubwürdigkeit, und hebt Bourgognes so ungemein inhaltsreiches Buch über allen Verdacht romanhafter Erfindung hoch empor auf die Wertstufe weltgeschichtlicher Dokumente, wie es ihrer gleich ergreifende und erschütternde nur wenige gibt.

Der philosophierende Vagabund. Lebensbeichte eines Wanderkomödianten. Von Ernst Clefeld. 2. Auflage

Berliner Tageblatt: Dieses seltsame Buch ist von einem Manne geschrieben, der sehr unglücklich scheint, und der doch im Goethe'schen Sinne das höchste Glück sein eigen nennt: eine Persönlichkeit zu sein. Die Schilderungen aus diesen dunklen Bezirken einer Unkultur, die doch gern Kultur sein möchte, sind überaus fesselnd und darüber hinaus tief ergreifend. Mit Schaudern und Mitleid blickt man auf den Kreis gesunkener Existenzen, den Clefeld abmalt.

Unter Eskimos und Walfischfängern. Eismeerfahrten eines jungen Deutschen. Von Kurt Faber. 21. Aufl.

Dasselbe. Illustrierte Ausgabe mit 8 farbigen Vollbildern von Mühlmeister. 5. Auflage

„Die Lese": Alle paar Jahre erscheint einmal ein Buch, auf das die Zeit wartet. Es kommt nicht von denen, die der großen Menge literarische Unterhaltung auftischen, es kommt nicht von denen, die den Stoff für die Literaturgeschichte abgeben, es kommt aus dem Volk. Ein solches Buch ist das von dem jungen Elsässer Kurt Faber. Der Titel bringt den reichen Inhalt auf die kürzeste Formel. Jede Zeile ist wichtig, jede Seite ist gedrängt voll Erleben, jedes der neunzehn Kapitel ist ein ungekünsteltes Kunstwerk und das Buch als Ganzes ein Stück frischesten Deutschtums, voll deutschem Fern- und Heimweh, voll deutscher Abenteuerlust und Arbeitsfreude, voll deutschem Leichtsinn und Tiefsinn. Das und noch viel mehr, nur nacherlebbar beim Lesen selbst und nicht nacherzählbar nach dem Lesen, steckt in diesem draufgängerischen Werke.

Jugenderinnerungen eines blinden Mannes. Von Ernst Haun. Geleitwort von H. Lhotzky. 6. Auflage

Josef Hofmiller (Südd. Monatshefte): Diese Erinnerungen sind viel lesenswerter als weitaus die meisten Romane und nicht nur lesenswerter, auch stoffreicher, im allerbesten Sinne spannender als die meisten Romane.

Erinnerungen der Zarin Katharina II. Von ihr selbst geschrieben. 18. Auflage

Allgemeines Literaturblatt: Unter den zahlreichen Werken über Katharina II. sind ihre eigenen, mit erstaunlichem Freimut geschriebenen Memoiren unstreitig das Wertvollste. Was diese eigenartige, in Tugenden wie in Lastern große Frau über sich und ihre Umgebung niederschrieb, gewährt den interessantesten Einblick in das russische Hofleben jener Zeit.

Ein Mönchsleben aus der empfindsamen Zeit. Von Franz Xaver Bronner. 2 Bände. 3. Auflage

Neue Freie Presse, Wien: ... So machte Bronner sein Buch, das nicht mehr als ein unerhebliches Bekenntnis eines Lebens sein wollte, zum klaren Spiegel einer Zeit. „Die Empfindsame" heißt sie ... Was er in seiner Autobiographie mitgeteilt hat, kann getrost als eines der belangvollsten und fesselndsten Kulturdokumente gelten, die auf uns gekommen sind. Vor allem die eminent sachliche, von keinerlei Parteilichkeit verschobene Darstellung des damaligen Kirchenwesens ... Bronner schrieb sein Buch, um uns zu unterhalten, und wir werden ernst; er vermeinte, uns durch ein Menschenalter zu geleiten, und machte ein Zeitalter lebendig ...

Georg Herwegh's Briefwechsel mit seiner Braut. 2. Auflage

Literarisches Echo: Was die Braut schreibt, und wie sie sich ausdrückt, ist köstlich. Ihre Selbstschilderung, ihre Berichte über Berliner Verhältnisse, preußische Zustände, Frauenwesen und Frauenbedeutung sind wundervoll ... Das ist so tief empfunden und so köstlich ausgedrückt, daß man schon um dieser Stellen willen das Buch als eine sehr wertvolle Publikation begrüßen muß.

Napoleons Gedanken und Erinnerungen. Nach General Gourgauds Tagebuch. Von H. Conrad. 10. Aufl.

Petersburger Zeitung: Man gewinnt ein höchst anschauliches Bild davon, wie das größte militärische und administrative Genie, der hervorragendste Gesetzgeber und Finanzmann, den die neuere Geschichte kennt, sich gab und aussprach, wie er über seine Feldherren, ihre Vorzüge und Fehler, wie er über seine eigenen Taten und Untaten dachte, wie er seine Zeitgenossen und Gegner, wie er die Politik der Gegenwart und Zukunft beurteilte, wie er grollte und scherzte.

Dem Glücke nach durch Südamerika. Erinnerungen eines Ruhelosen. Von Kurt Faber. 17. Auflage

Berliner Tageblatt: Ganz selten haben wir ein Buch persönlicher Erinnerungen mit so viel Interesse gelesen, wie diese Memoiren eines Ruhelosen. Der Elsässer Faber ist der typische Vertreter der deutschen Jugend, für deren Wanderlust und Unternehmungsgeist die alte Heimat zu eng ist. Wir haben hier vor Jahren sein Walfischfängerbuch besprochen und schon damals dem Eindruck Raum gegeben, daß es sich hier um einen ganz eigenartigen Schriftsteller handelt. Seine Südamerika-Erinnerungen können diesen Eindruck nur vertiefen. Sein Buch, für dessen Herausgabe jeder Deutsche, der Südamerika betritt, dem Verlage Lutz Dank wissen sollte, ist darum gerade wegen seiner Ursprünglichkeit und der Sachlichkeit seiner Schilderungen ein wertvoller Wegweiser durch die Länder, nach denen heute die Augen von Tausenden auswanderlustiger Deutscher voll Sehnsucht gerichtet sind.

In der Fremdenlegion. Erinnerungen und Eindrücke von Erwin Rosen. 35. Auflage

Dasselbe. Jugend- und Volksausgabe von Nicolaus Henningsen. 27. Auflage

Prof. Dr. Brunner, Nordd. Allg. Zeitung: Das beste Buch über die Fremdenlegion von literarischem Wert ist das von Erwin Rosen. Mit packender Anschaulichkeit und gerade deshalb mit abschreckender Wirkung wird hier das Leben und Treiben in der Fremdenlegion geschildert. Das Buch ist so gewandt geschrieben, daß es zugleich anziehend durch die spannende Darstellung abenteuerlichen Erlebens und abstoßend durch die Enthüllung all der Scheußlichkeiten, die jeder dort findet, wirken muß.

Erzherzog Franz Ferdinands Lebensroman. Herausgegeben von Adam Müller-Guttenbrunn. Geleitwort von K. H. Strobl. 7. Auflage

Südtiroler Landeszeitung, Meran: Es ist von einer tieferen Bedeutung, nun durch ein Werk der bekannten Lutz'schen Memoiren-Bibliothek in Stuttgart zu erfahren, welche Persönlichkeit, welche seelischen Grundlagen und Erscheinungsformen, welche Art Mann und Fürst zu dem Sammelpunkt des Hasses der Balkanwelt gegen Alt-Österreich werden konnten. Endlich werden uns die meisten Fragen über die Persönlichkeit des Erzherzog-Thronfolgers so ausreichend beantwortet, daß man ein klares Bild vom Charakter, Wirken, von der Bedeutung und der Zukunftsaussicht Ferdinands gewinnen und auch erkennen kann, wie tief der Mord Österreich-Ungarns Lebensnerv traf.

Erinnerungen eines elsässischen Patrioten. Von Graf Dürckheim-Montmartin. Herausgegeben von Guido Knoerzer. 3. Auflage

Neue Züricher Zeitung: Vorzüge und Gebrechen der politischen und gesellschaftlichen Kultur des damaligen Frankreich finden in dem hochgebildeten weltklugen Manne, der stets mit weitem, offenem Blick alles um sich her beobachtet, einen verständnisvollen Kritiker. Bei allem ausgeprägten Staatsgefühl, das der Graf als Verwaltungsbeamter besaß, läßt sich nicht verkennen, daß der elsässische Edelmann doch stets eine gewisse Distanz zu der französischen Lebenssphäre innehielt. Er wurde im eigentlichen Grunde seines Wesens nicht assimiliert, er blieb immer Elsässer, mit den Bindungen und Traditionen der elsässisch-deutschen Heimatscholle behaftet. Der Typus eines Elsässers, der schließlich doch nur dem engern Vaterland, dem Elsaß gehörte, ein echter „elsässischer Patriot", der auch in seiner Person die Tragik des elsässischen Grenzlandes wiederspiegelt.

Napoleons Glück und Ende. Erinnerungen eines Staatsmannes. Von E. D. Pasquier. 2 Bände. 3. Auflage

Westerm. Monatshefte: Wir erhalten in dem Buche Aufschlüsse, die z. T. als unschätzbar bezeichnet werden müssen. Wenige hatten so wie Pasquier Gelegenheit, zu beobachten, was hinter den Kulissen des Welt-Theaters vorging ... Selten sind diese Faktoren in der napoleonischen Tragödie mit einem so klaren Urteil gewürdigt worden.

Aus dem Tagebuche einer deutschen Schauspielerin. Von Helene Scharfenstein. 17. Auflage

Prof. Ed. Engel (Über Land und Meer): Die Lebenswahrheit dieser Aufzeichnungen aus dem Schauspielerinnenleben ist für jeden, der in Berührung mit dem Bühnenwesen gekommen, über allen Zweifel erhaben. Man kann auch nicht sagen, daß Helene Scharfenstein übertreibt. Zugleich ist dieses Tagebuch eine schriftstellerische Leistung hohen Ranges. Mir ist schon seit langer Zeit kein Buch von Manns- oder Frauenhand vorgekommen, dessen Sprache und Stil auf einer so hohen Stufe reifer Kunst stehen.

Als Venedig noch österreichisch war. Erinnerungen zweier österreichischer Offiziere. Herausgegeben von Paul Rohrer. 4. Auflage

Velhagen u. Klasings Monatshefte: ... Die Arbeit gehört zu den fesselndsten Büchern, die man lesen kann. Ganz entzückend erzählt Max von Rottauscher von dem Zustande der österr. Flotte in den 60er Jahren. Lustiges, hübsche Schilderungen, Berichte ernsterer Geschehnisse ziehen in buntem Wechsel vorüber, die Expedition von 1864 gegen Dänemark gibt Anlaß zu interessanten Kapiteln, und überaus bewegt wird dann die Seeschlacht bei Lissa geschildert. Die glänzende Darstellung könnte stutzig machen, aber die Fülle der Einzelheiten zwingt zu vollem Glauben.

Papst Alexander VI. (Borgia) und sein Hof. Nach dem Tagebuch seines Zeremonienmeisters Burcardus. 13. Auflage

Kölnische Volkszeitung: Es fällt uns gar nicht ein, Alexander VI. reinwaschen oder gegen den Augenzeugen Burcard, dem man Glauben schenken darf, irgendwie verteidigen zu wollen ... Das Leben dieses Genußmenschen von unbezähmter Sinnlichkeit widersprach in allem den Forderungen dessen, den er auf Erden vertreten sollte. Mit vollster Unbefangenheit ergab er sich einem sündhaften Leben bis an sein Ende.

Münchener Neueste Nachrichten: So kühl und aktenmäßig Burcardus aber auch schrieb, wenn es sich um das Leben und nicht um das Zeremoniell handelte, so ersteht aus seinen Tagebüchern, die hier zum ersten Male in Deutsch vorliegen, doch die wilde, bunte, von Sterberöcheln und Lustgeschrei erfüllte Welt der Borgia, deren Verworfenheit man uns so oft eindringlich gepredigt und geschildert hat, und die doch an Menschlichkeit ebenso reich war wie an Unmenschlichkeit.

Ludwig Richters Lebenserinnerungen. Herausgegeben von Georg Weberknecht. 3. Auflage

Neben den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" von Kügelgen gehören die Lebenserinnerungen Richters zum deutschen Hausschatz der Memoirenliteratur. Die Ausgabe in der Memoiren-Bibliothek füllt eine empfindliche Lücke: bisher fehlte uns von dem köstlichen Buche eine schöne und gediegene Geschenkausgabe. Hier ist sie!

Aus der bösen alten Zeit. Von K. H. v. Lang. 4. Aufl.

Hamburger Fremdenblatt: Es ist aber sehr gut, wenn hin und wieder einmal der Gegenwart ein wahres Spiegelbild der Vergangenheit vorgehalten wird, wenn ihr gezeigt wird, wie es in der sogenannten „guten alten Zeit" doch eigentlich bitterböse hergegangen ist. Deshalb verdienen die Memoiren des Ritters Lang eine ganz besondere Beachtung. Man wird daraus ersehen, welch ein gesunder, humorvoller Sinn dem Memoirenschreiber innegewohnt und wie fein er zu beobachten verstand ... Eines der köstlichsten Memoirenwerke aus der bösen alten Zeit. Das Buch sollte viel gelesen werden.

Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832/66. Von Ritter Gründorf v. Zebegény. 4. Aufl.

Neue Freie Presse, Wien: ... In diesem Buch stehen ernste Generale neben lachenden Frauen, das Splittern von Granaten, das Grollen der Festungsgeschütze verbrandet in einem hüpfenden Walzer, man hört polternde Kommandorufe und heimliches Geflüster der Liebe, das Klirren von Säbelklingen und das leise Schluchzen von Geigen ... Ein Stück Weltgeschichte steckt in dem Buche ... Aber zwischen die gelehrten Abhandlungen flechten sich kleine Histörchen, lustige und traurige, und gerade sie machen das Buch amüsant und spannend, daß man es nicht leicht aus der Hand legen mag ... Ein buntes Schicksal gleitet vorüber, vor uns steht wehmütig und doch froh, in einem weinend und lächelnd, ein Stück Altösterreich ...

Zwanzig Jahre Balkan-Abenteuer. Von M. E. Durham. 2. Auflage

Chemnitzer Tageblatt: Ein Buch voller Sensation und Spannung, voller Tragik und Humor. Jahrhunderte ewig gleicher balkanischer Entwicklung ziehen an uns vorüber, mit den erbitterten religiösen und nationalen Kämpfen all der vielen Stämme, die hier in Todfeindschaft bunt zusammengewürfelt durcheinander leben.

Reichsarchivrat Prof. Dr. V. Valentin: Es ist ein wertvolles Zeugnis für weltpolitische Zusammenhänge, die entscheidend wichtig geworden sind; außerdem gibt es ein anschauliches Bild von Zuständen und Entwicklungsmöglichkeiten des Balkankreises, wie es meines Wissens in dieser Weise noch nicht in deutscher Sprache gegeben worden ist.

Joachim Nettelbecks Fahrten, Taten und Abenteuer. Die Selbstbiographie eines deutschen Seemannes, Sklavenhändlers und Bürgerpatrioten. 3. Auflage

Leipziger Neueste Nachrichten: Ein lebendiger Roman ist diese Lebensbeschreibung. Nettelbecks Schilderungen seiner gefahrvollen Reisen und Abenteuer auf hohem Meer, seiner Fahrten nach der Westküste von Afrika und nach Surinam, der von ihm auf der Nordsee und an der flandrischen und norwegischen Küste erlebten Stürme und Gefahren, seiner Erlebnisse mit Sklavenschiffern usw. — unendlich ist die Reihe dieser immer interessanten Episoden — übertreffen an Unmittelbarkeit, an Hochspannung und Anschaulichkeit alle romantischen Erzählungen, ganz abgesehen davon, daß all dies wirklich erlebt wurde.

Aus der Großen Welt. Pariser und Londoner Sittenbilder 1810—1860. Von Captain Gronow. 4. Auflage

Frankfurter Zeitung: Bloß eine in schweren äußeren und inneren Kämpfen steckende Zeit konnte ein so bemerkenswertes Memoirenbuch in Deutschland übersehen. Man ist erstaunt, von seiner Existenz nichts zu wissen, die Schätze von Kulturdokumenten, die es birgt, erst heute für uns gehoben zu finden. Als Typus verkörpert Gronow die Blüte weltmännischer Erziehung, als Sittenschilderer ist er klassisch zu nennen ... Diese Memoiren sind ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte.

Generalfeldmarschall von Boyens Denkwürdigkeiten und Erinnerungen 1771–1813. 2 Bände. 4. Auflage

Tägliche Rundschau: Neben Scharnhorst ist Boyen der eigentliche Organisator des preußischen Heeres, des bewaffneten Aufstandes gegen Napoleon und der Befreiung Deutschlands geworden. In seinen „Denkwürdigkeiten" hat Boyen, der ein Held war und ein Literat zugleich, uns ein köstliches Kleinod unserer gesamten Wirklichkeitsliteratur geschaffen, ein klassisches Buch. Wer Anspruch erhebt, das Wesentlichste des deutschen Geistesbesitzes zu kennen, der sollte Boyens „Denkwürdigkeiten" gelesen haben. Hier ist der klarste Betrachter, der unbestechlichste Urteiler. Reich quellender Born politischer und militärischer Weisheit, Erfahrungen reichsten Lebens abgewonnen.

Meine Erlebnisse im russisch-japanischen Krieg. Von W. Weressájew. 15. Auflage

Pester Lloyd: Weressájew liefert hier ein selten reichhaltiges und wertvolles Material zur Geschichte des modernen Rußland in allen Zweigen seines politischen, kulturellen, sozialen und sittlichen Lebens, so daß hier ein Kolossalgemälde aus dem öffentlichen Leben Rußlands von überwältigendem Realismus und beklemmend düsteren Farben geboten wird. Mit unsäglichem Kummer über menschliche Verkommenheit legt man das Buch aus der Hand.

Unter Zuchthäuslern und Kavalieren. Russische Gestalten und Erkenntnisse. Von Viktor v. Knobelsdorff. 5. Auflage

Kreuzzeitung: Dieser neue Band der Lutz'schen Memoiren-Bibliothek ist ein ungeheuer lebendig geschriebenes Buch. Von einem Zuchthaus zum anderen geht es, bis die russische Revolution die Flucht aus dem fernsten Osten nach Deutschland ermöglicht. Mit außerordentlicher Blicksicherheit schildert der Verfasser seine Erlebnisse. Von finsterster Brutalität bis zu schönster Menschlichkeit wird die ganze Skala des menschlichen Charakters durchlaufen. In jedem Satz fühlt man aufs äußerste gespannte Energie, die oft in scharfer und berechtigter Kritik das Unechte abweist.

Tragikomische Abenteuer eines Philhellenen. Von Harro Paul Harring

Frankfurter Zeitung: In einen Adreßkalender unsteter Deutschen gehört der Name des Friesen Harring, der, Maler, Demagog, Philhellene, Dichter, Zeitungsschreiber, Freiheitskämpfer, Verschwörer, vom eigenen Dämon, wie von des Schicksals Ungunst Jahrzehnte durch die Länder der alten und der neuen Welt gepeitscht wurde ... Das war ein guter Griff, aus Harrings Schriften die Philhellenenfahrt herauszuheben, denn diese Kapitel bieten eine zeitgeschichtlich aufschlußreiche und zugleich ergötzliche und nachdenkliche Lektüre.

Allen Gewalten zum Trotz. Von Erwin Rosen. 14. Auflage

Breslauer Zeitung: Die Fortsetzung zu dem rühmlichst bekannten ‚Deutschen Lausbub in Amerika'. Fesselnd wie jener von der ersten bis zur letzten Zeile. Ein Buch vom Arbeiter, wie er sein soll, von einem, der nicht „Handarbeit" und „Kopfarbeit" sieht, sondern nur Arbeit, und der sie packt mit heißer Kämpferliebe, wo er sie findet. Ein Buch, an dessen Leitgedanken unsere Nation gesunden könnte, dem Buben und Mädel wertvoll und dem ringenden Mann, der kämpfenden Frau. Rauh, bissig, voll echten Humors und — das kann der Zeitungsmann ihm bestätigen — voll ausgezeichneter Beobachtung. Voll wahren Prophetentums, das nicht Lehre ist, sondern unbekümmert überströmende Begeisterung. Ich glaube, daß man nicht nach dem Preise fragen darf, sondern nur nach dem Buche; denn hat man es gelesen, dann weiß man: es ist viel zu billig.

Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Von Wilhelm v. Kügelgen. 3. Auflage

Unsere unter Leitung und Aufsicht von Professor Paul Lang typographisch sorgfältig ausgestattete Ausgabe ist berufen, doppelt das Herz derjenigen zu erfreuen, die sich den ewig köstlichen Inhalt des Buches auf vornehme Weise dargereicht wünschen.

Der Frauendienst des Minnesängers Ulrich von Liechtenstein. Liechtensteins eigene Lebensbeschreibung. Frei bearbeitet von Michelangelo Baron Zois

Kölnische Volkszeitung: Es ist ein unbestreitbares Verdienst, diesen beachtenswerten Repräsentanten einer kulturfrohen Zeit durch Übersetzung und eine treffliche Einführung weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu haben. Die Lieder Ulrichs lassen uns seine Formgewandtheit in hellem Lichte erscheinen. Sein Werk, aus dem ein Gustav Freytag für seine „Brüder vom deutschen Hause" schöpfte, bildet für die Kulturgeschichte der damaligen Zeit eine fast unversiegbare Quelle.

Napoleons Untergang 1812–1813–1814–1815. Ausgewählte Memoirenstücke von F. M. Kircheisen. 4 Bände. 2. und 3. Auflage. Einzeln käuflich

Berliner Tageblatt: . . . Noch jetzt, nach dem Verlauf eines Jahrhunderts, verspürt man die unmittelbare Wirkung dieser in der ganzen Geschichte ohne Gleichen dastehenden ungeheuren Katastrophe bei dem Durchlesen so verschiedener Aufzeichnungen mit solch einer Gewalt, als handelte es sich um menschliche Taten und Leiden aus unserer eigenen Gegenwart . . . Wessen Gemüt bliebe wohl unerschüttert bei dem Durchfliegen dieser Dokumente! Gegen diese Entsetzen erregenden Wirklichkeiten verblassen selbst solche flammenden Kriegsdarstellungen, wie sie gelegentlich von Schriftstellern wie Viktor Hugo oder Tolstoi geleistet worden sind, zu vollständigen Schattenhaftigkeiten.

Der Freiwillige Hofnarr. Memoiren des Peter Prosch, Handschuhhändlers aus Tirol

Literarisches Echo. Dieses Buch ist eins der ergötzlichsten Memoirenwerke der deutschen Literatur. Dieser Zillertaler hat nicht wenig gute und böse, lustige und traurige Dinge gesehen und erlebt, von denen er in seinem, durch seine mundartliche Lebendigkeit und so ganz und gar unliterarische Drastik köstlich anmutenden Stil erzählt. Er hat seine lieben Mitmenschen, mochten diese auch Kaiserinnen, Könige, Kurherzöge und Fürsten sein, mit seinen Bauernaugen gar scharf beguckt und ihre menschlichen Schwächen gleich herausgehabt. Voll natürlicher Überlegenheit macht er sich lustig über ihr oft marionettenhaft anmutendes Dasein und ihre scheinbare Würde, hinter der sich ihre arme Menschlichkeit verbarg. Wie jeder Hofnarr, so war auch der Peter Prosch gescheiter als die, die über ihn lachten, und aus einer erlebten Weisheit heraus schrieb er dieses Buch voller Abenteuer und Betrachtungen. (Alfons Petzold.)

Kaspar Hauser. Augenzeugenberichte und Selbstzeugnisse. Herausgegeben von Hermann Pies. 2 Bände mit zahlreichen Abbildungen

Prof. Dr. Hans Helmolt: Wenn es aber überhaupt noch einen Weg gibt, der durch das stachlichte Gestrüpp verfilzter Legenden hinaufführt zu der lichten Höhe geschichtlicher Wahrheit, dann hat ihn jetzt endlich der Hauserforscher Dr. phil. Hermann Pies in Saarbrücken betreten. Ganz und gar nüchtern, mit schlechthiniger Voraussetzungslosigkeit ausgestattet, hat er das — vielleicht völlig vergeblich endende — Wagnis unternommen, die Methode Leop. Rankes anzuwenden und endlich, endlich einmal festzustellen, „wie es eigentlich gewesen". Ausgerüstet mit einer absolut lückenlosen Kenntnis der riesengroßen Hauserliteratur (die Vorbedingung, die leider so viele Mitforscher bitter vermissen lassen), ist er im Begriff, aus den Fundamenten heraus das erste wirklich zuverlässige Hausergebäude zu errichten. Damit stünden wir endlich auf der Schwelle der Tür, deren Öffnung uns einen tiefen Blick in schwere Verirrungen des Menschenherzens tun lassen mag. Der Zugang hierzu ist nur so zu erlangen.

Aus meiner Festungszeit Erinnerungen von Fritz Reuter. Hochdeutsch von Heinrich Conrad

Münchner Neueste Nachrichten. . . . Endlich aber ist es gewiß besser, wenn auch die Deutschen, denen das an sich sehr leichte Platt Reuters zu ungewohnt ist, ihn wenigstens in einer aus seinem Sprachgeiste geborenen Übersetzung Hochdeutsch lesen, als gar nicht. Und gelesen zu werden verdient die „Festungszeit" in hohem Maße, heute mehr denn je; denn sie ist nicht nur eines der köstlichsten Dokumente deutschen Humors, sondern auch eins der ernstesten deutscher Geschichte.

Tage und Nächte in Urwald und Sierra. Peru–Bolivien–Brasilien. Von Kurt Faber. 5. Auflage

Die Gartenlaube: Die Sehnsucht nach dem Wunderbaren lebt unversöhnlich in diesem genialen Menschen. Furchtbares ist ihm auf diesen Fahrten und Wanderungen begegnet, aber auch viel Wunderbares und Seltsames. Spannender als Romane lesen sich seine glänzend geschriebenen Schilderungen.

„Die Bildung", Wien: Ein Buch der wilden Abenteuer: Die Riesenstrecke quer durch Südamerika, von Peru durch Chile und Bolivien nach Brasilien, über wilde Gebirge, durch schauerliche Urwälder, umlauert von Bestien und der Tücke der Mitmenschen, fast ganz zu Fuß, zum Schluß noch niedergeworfen durch das Tropenfieber.

Der deutsche Lausbub in Amerika. Von Erwin Rosen. **Volksausgabe.** 3 Teile in einem Band. 24. Auflage. In Halbleinen. (Die große Ausgabe in drei Bänden siehe Seite 5 dieses Verzeichnisses)

Dr. Ackerknecht, Leiter der Beratungsstelle für das Volksbüchereiwesen: Neben Max Eyths „Hinter Pflug und Schraubstock" wird „Der deutsche Lausbub in Amerika" stets zu den gesündesten literarischen Äußerungen helläugigen und wagemutigen deutschen Lebensglaubens, reinlichen Abenteurertums zählen. Er gehört, wie das Eythsche Buch, heute mehr als je in die Hände unserer reiferen Jugend.

Deutsche Denkstätten in Italien. Von Rob. Kohlrausch. In drei Bänden. Jeder Band ein Ganzes. Einzeln käuflich; geheftet RM. 5.–, in Ganzleinen RM. 6.50 jeder Band. Erster Band 4. Aufl. Zweiter Band 2. Aufl. Dritter Band 2. Auflage.

Frankfurter Zeitung: Wir zählen Kohlrauschs Werk neben Goethes ‚Italienischer Reise' und Gregorovius, ‚Wanderjahren' mit zu den besten Büchern, die uns Eindrücke aus Italien schildern.
Wilhelm Meyer-Förster: Wäre ich Kultusminister, so würde ich diktatorisch befehlen: Das Buch wird gelesen! In allen meinen Gymnasien und Hohen Schulen! Von Lehrern und Schülern! — Schlage es auf, und der Autor nimmt dich mit den ersten zehn Zeilen seiner Vorrede gefangen; er läßt dich nicht wieder los, bis du die letzte Seite gelesen hast und mit einer Träne im Auge sein Buch beiseite legst. — Es ist eine unvergleichliche Kunst, mit der dieses Buch geschrieben ist. Aber was Kunst! — es ist mit dem Herzen geschrieben. Dies Buch gehört in die Hand der Jugend.

Robert Lutz, Verlag, G. m. b. H., Stuttgart.